Epist. 110 k
(3

Altahae Superiori com-
parauit *Beda Abbas*
anno 1800.

<36638987870018

<36638987870018

Bayer. Staatsbibliothek

c 5

Philos. Opera varia. 247.

Briefe

über die

wichtigsten Gegenstände

der Menschheit.

Geschrieben von R.

und

herausgegeben von S.

Biblioth. Dritter Theil. oberaltac.

Leipzig,

In Kommission bei Joh. Ambr. Barth. 1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An das Publikum.

Die Herausgeber der Briefe über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit gingen von der Meinung aus, daß es noch immer lesende Deutsche genug gebe, bei welchen die Flut der Ritter- und Raufgeschichten den Sinn für Schriften dieser Art noch nicht weggeschwemmt hätte. Der Erfolg hat ihren Glauben bestätigt; man hat diese Briefe mit Beifall aufgenommen und mehr dergleichen zu lesen gewünscht.

Die Fortsetzung derselben erscheint also hiermit; und da mein Freund T. vor kurzem unserem seligen R. gefolgt ist, und Herr U. ebenfalls eine zwar nicht ganz so weite aber doch auch ziemlich lange Reise angetreten hat: so habe ich die fernere Herausgabe allein über mich genommen. Es wird mir viel Vergnügen gewähren, wenn die folgenden Theile den Beifall der vorhergegangenen erhalten.

S.

XXII.

Über Brodtheurung.

An einen bewährten Patrioten im B—schen.

Nur Ihre Hand und Unterschrift, geliebter Sch., konnten mich vor dem Irrthum bewahren, daß ich nicht Ihren letztern Brief selbst geschrieben zu haben glaubte. Ach wie wahr, wie ausgemacht wahr ist für mich Ihr Gedanke, daß in iedem Staate für nichts mehr zu sorgen sei, als dafür, daß das erste Bedürfnis des menschlichen Lebens, der Artickel Brod, um so einen Preis zu haben sei, daß es die Niedrigen und Armen im Volke bezahlen können! Wie ebenso ausgemachtwahr ist mir Ihr Zusatz, daß diese erste und höchste Staatsfürsorge besonders in unsern Tagen höchst — allerhöchstnothwendig sei.

Sie schreiben — „Hunger thut weh; Hunger verleitet zuletzt zu allem, macht am Ende ra-

send und verwandelt die Menschen in wüthende Thiere. Er erzeugt Diebstahl, Mordbrennerei, Rebellion. Wie inkonsequent handeln Minister, wenn sie auf der einen Seite ihre Fürsten mit Furcht vor Volksaufruhr erfüllen und auf der andern keine Anstalten gegen Brodtheurung treffen! Warlich, diese ihre Sorglosigkeit ist das Präludium zu ienem, wenn dergleichen iemals zu befürchten sein sollte." Ich unterschreibe dis alles von ganzer Seele und glaube, daß auch ohnedis die Humanität es schon iedem Patrioten zur Pflicht mache, über die Mittel, die Brodtheurung aus den Staaten zu verbannen, nachzudenken. — —

Zu wohlfeil mus allerdings das Brod nie werden; denn dabei geht der Landmann zu Grunde, der die Basis aller Staaten ist. Hat dieser nichts, so schränkt er sich auf allen Seiten ein, geht den Kaufläden vorüber, bestellt nur wenig beim Handwerker und bleibt ihm schuldig, kann seine Abgaben nicht erlegen u. s. w. Handel und Gewerbe aller Art stocken sofort, die lebendige Nahrung stirbt, alle Stände verlieren dabei, und nur der Taglöhner scheint zu gewinnen, weil er von einer halben Woche Arbeit eine ganze Woche lang leben kann. Hierdurch wird er aber übermüthig und vorschreibend und ergiebt sich dem

Müſſiggange, der für ihn die Quelle aller Immoralität iſt.

Wenn der Dresdner Scheffel zwei Thaler gilt, ſo ſcheint mir dis der Preis zu ſein, bei welchem alle Stände beſtehen können; ſowohl der Stand, der das Brod erzeugt, als auch die übrigen, welche es verzehren helfen. Steigt der Roggen aber über dieſen Preis, ſo hört das Gleichgewicht unter den Ständen auf, und in der Maſſe, in welcher er darüber ſteigt, wird der Landmann reich und der Städter arm; beſonders, da die Erfahrung lehrt, daß mit der Theurung des Brods auch alle übrigen Produkte des Landmanns theurer zu werden pflegen.

Man könnte anfangs glauben, daß das Gleichgewicht leicht wieder herzuſtellen ſei, wenn in der Maſſe, in welcher das Brod im Preiſe ſtiege, auch der Städter, er ſei Künſtler oder Handwerker, oder auch nur Taglöhner, den Preis ſeiner Waare, ſeiner Arbeit und ſeines Arbeitslohns erhöhete; ſo, daß dann Theurung und wohlfeile Zeit auf eins hinausliefen, weil es einerlei ſei, ob alle Stände einander theuer oder wohlfeil bezahlten. Bei näherer Betrachtung aber verhält ſich die Sache nicht alſo. Brod mus ieder Menſch haben, er ſei Künſtler oder

Handwerker oder Taglöhner; dis giebt dem Landmanne einen entschiedenen Vorzug im Absatze seines Produkts. Die Werke des Künstlers aber, die Waaren des Professionisten, die Arbeit des Taglöhners mus nicht ieder schlechterdings haben. Man schränkt sich in theuren Zeiten vielmehr ein; man thut auf Bequemlichkeit Verzicht; man begnügt sich, das Nothwendige blos einfach zu haben; man schiebt die Baue auf, von welchen viel Handwerker und Taglöhner gröstentheils leben. Das alles thut man so schon, wenn alle diese Leute um dem alten aus wohlfeilen Zeiten herrührenden Preis arbeiten; was würde man nicht thun, wenn sie diesen erhöheten oder gar verdoppelten? Selbst der Landmann würde so klug sein und sein Geld lieber sammlen, um in künftigen wohlfeilern Zeiten dafür noch einmahl so viel kaufen und bezahlen zu können.

Gesetzt aber auch, daß alle iene genannten Stände in den Städten durch Steigerung ihrer Waaren und Arbeiten mit dem Landmanne in der Brodtheurung gleichen Schritt halten könnten; so giebts doch eine sehr zahlreiche Klasse von Städtern, die dis zu thun ganz ausser Stande wäre, und die also bei solchergestalt herrschender allgemeiner Theurung völlig zu Grunde gehen müste. Das sind alle dieienigen, welche

von fixen Besoldungen leben müssen. Was sollen diese anfangen, wenn alle Lebensbedürfnisse um alterum tantum im Preise steigen und sich so gestiegen forterhalten? Zulagen, Verdoppelungen ihrer Gehalte müsten geschehen; wer gibt sie ihnen? Sie müsten sich also auf andere Art noch so viel nebenzu zu verdienen suchen, als ihre Besoldung ausmacht. Ist dis wohl allgemein zu rathen? Würde nicht bei den Mehresten daraus das Uebel entstehen, daß sie ihre Aemter, Bedienungen und Funktionen vernachlässigten, sie nur zur Hälfte verwalteten, oder sich doch nicht gehörig dazu vorbereiteten, als worauf doch oft so viel beruhet? Und wie würde es vielen unter ihnen gehen, wenn sie dis thäten? Würde man gleichgültig dabei sein? Warlich, so wenig, als man gleichgültig dabei sein würde, wenn der gedungene Taglöhner des Morgens einige Stunden und des Nachmittags einige Stunden anderswohin auf Arbeit ginge und dann doch sein ganzes Tagelohn begehrte. Dieser bekäme doch wohl gewiß seinen Abschied, und so iene auch. Sobald das Amt und die Funktion von der Art sind, daß sie den Mann, der sie hat, den ganzen Tag beschäftigen — und gibts denn nicht solcher genug? — so fällt der Vorschlag des Nebenzuverdienens in sich selbst zusammen. Oder soll er etwa die Nacht hierzu anwenden? So

müste er fürwahr den Dröscher glücklicher schätzen, als sich. Unstreitig brachte dis unsere Vorfahren auf den Gedanken, daß sie den Männern, die in öffentlichen Bedienungen stehen, auch Deputate an Naturalien fixirten. Ein schönes Denkmahl der Dankbarkeit der Fürsten der Vorwelt gegen ihre treue Dienerschaft! Hierdurch sorgten sie auf eintretende Zeiten der Theurung für die Erhaltung des Gleichgewichts zwischen dem Stande derer, die unmittelbar für den Staat leben, und zwischen den übrigen Ständen. Heil und Segen iedem Fürsten unserer Tage, der in ihre Fusstapfen tritt, oder, wenn er schon darin wandelt, darin fortwandelt, und den Minister grosmüthig von sich weiset, der als ein Mann, der freie Tafel hat, ihm den Rath geben kann, den Dienern, die sich zu Hause beköstigen müssen, die Deputaten abzunehmen, oder sie doch in Geld zu verwandeln! Sonst sitzt in theuren Zeiten der rechtschaffene Mann, der das Seinige wacker gelernt hat, und sein Amt mit Eifer und Treue verwaltet, iammernd da, und flucht sich selbst, daß er nicht lieber ein Bauer ward.

Es ist aber, wie schon gesagt, ebenfalls nicht möglich, daß auch der Bürger in den untersten Klassen durch Erhöhung seiner Arbeit und seines

Arbeitslohns mit der Brodtheuerung gleichen Schritt halten könne. In welcher fürchterlichen Lage ist er also, wenn diese eintritt und er Vater einer zahlreichen Familie ist! Er ist nicht im Stande, so viel wöchentlich zu verdienen, als er wöchentlich nur zu Brod in seinem Hause braucht. Er kann am Ende nicht einmahl selbst mehr einmahlen, sondern mus das so schon theure Brod noch theurer vom Becker kaufen. Und gesetzt, er schaft auch noch Brod genug herbei, soll er denn nichts weiter, als trockenes Brod, essen? Woher soll er Kräfte zur Arbeit bekommen, wenn er auch nichts, als Wasser, dazu trinken soll? Kann er nackend auf die Arbeit gehen? Wovon soll er sich kleiden? So hättens ia die Verbrecher besser, welche im Zuchthause ohne Nahrungssorgen arbeiten, dann und wann warmes Essen und eine Kanne Bier erhalten, und nothdürftig gekleidet werden. Warlich, das Herz mus dem härtesten Menschen brechen, wenn er in Zeiten großer Theurung Tausende um sich her erblickt, die der Hunger siech und matt macht; während daß noch immer mitten unter ihnen einzelne Reiche ihre öffentlichen und feierlichen Schmausereien halten. Unter die Landplagen mag man immerhin die Brodtheurung rechnen; das ist sie in der That, und vieleicht die schrecklichste unter allen. Unter die göttlichen Strafgerichte aber zähle man sie ia

nicht; denn sie drückt die untersten Stände am meisten, die sich doch am wenigsten versündigen. Der Reiche isst nur wenig Brod, hat seinen Vorrath aus wohlfeilen Zeiten auf dem Boden und im Mehlkasten, und hälts überhaupt mit jeder Theurung aus.

Ich habe die Erfahrung gemacht, daß das arme Volk geduldiger hungerte, wenn die Brodtheurung die Wirkung einer schlechten Erndte oder gar mehrerer dergleichen auf einander gefolgten ist. Die natürliche Hofnung, daß nach dem allgemeinen Wechsel der Dinge auch wieder gute Erndten und mit ihnen zugleich auch wieder wohlfeile Zeiten kommen werden, ist es unstreitig, die die Leute standhaft erhält, und wenn sie auch das letzte Kopfküssen verstossen müssen. Wenn aber auf mehrere wirklich gesegnete Erndten die Theurung bleibt, wie sie ist; wenn das Volk mitten im Angesichte grosser Vorräthe, die unmenschliche Wucherer an sich halten, oder gar ausser Landes schaffen, hungern soll; da treibt Ingrimm es zur Verzweiflung. Das Volk sieht nun sein Elend nicht als Sache der Natur und als Prüfung Gottes, sondern für Fehler der Polizei und für Unmitleid der Obern an, und — wer kann ihm hierin Unrecht sprechen? Ist das eine Kunst, wenn die Pachter, welche durch eine Reihe von

Jahren, in welchen sie immer gute Erndten und theure Preise hatten, in den Stand gesetzt wurden, mehr als eine Jahrespacht, wenns verlangt würde, vorauszuzahlen, Abrede unter sich treffen, ihre Vorräthe auf ihren Böden zu behalten? Ist das eine Kunst, wenn die Bauern, die in solchen Jahren ebenfalls wohlhabend geworden sind, und aus Noth nicht verkaufen dürfen, dem Beispiele der Pachter folgen und nur dann und wann eine Kleinigkeit zu Markte bringen? So mus der Preis erhalten werden, wie man ihn nur haben will, und wenn eine dreifache Erndte erfolgt wäre.

Ich habe oft kluge Leute hierauf antworten gehört — Getraide sei eine Waare, und Niemand könne gezwungen werden, seine Waaren zu verkaufen, wenn er nicht wollte; noch weniger könne der Fürst sogar den Preis einer Waare bestimmen, sondern Handel und Wandel, Zeit und Umstände machten ihn; wie also nicht befohlen werden könne, was der Zucker kosten solle, so könne auch nicht befohlen werden, was der Roggen kosten solle, sondern iedem müsse frei stehen, sein Erzeugnis, es habe Nahmen, welchen es wolle, so gut abzusetzen, als er könne. Bei dem ersten Lebensbedürfnis scheint mir aber dieser Satz an sich schon keine Anwendung leiden zu dürfen. Zucker braucht nicht Jedermann, wohl aber Brod,

und gerade die, welche den wenigsten Zucker essen, essen das meiste Brod. Ich will aber hier nur von den Pachtern reden. Warum sollte denn ein Fürst dieienigen, welchen er die Benutzung seiner Kammergüter überlässet, im Nothfalle nicht zwingen können, Getreide zu verkaufen? Wird es nicht im Lande gewonnen? Wird es nicht iährlich im Lande gewonnen und wollen die Einwohner im Lande nicht iahraus iahrein essen? Können diese so lange hungern, bis es den Pachtern beliebt, Brod nach den Städten zu schicken? Wie, wenn ein Fürst nun seine Domainen selbst administriren liesse? Würde er den Administrationsbeamten wohl den Befehl geben, die Erndten aufzuschütten und sein Volk in Hunger und Noth zu stürzen? So hat er, da er, statt seine Güter administriren zu lassen, sie lieber verpachtete, den Pachtern das Recht, dis thun zu dürfen, gewis nicht mit verpachtet. Wenn sie es sich also anmassen, so kann er sie mit Gewalt nöthigen, von der Anmassung abzustehen. Sonst, wenn die Pachter aus dem Grunde, weil sie ihre Pacht geben, das Getraide an sich halten dürften, wie sie wollten: so könnten auch misanthropische Millionairs, die den Einfall hätten, einmal die ganze Nation Hungers sterben zu lassen, zusammentreten und unter dem Vorwande, daß sie ihre

Accisegäben, alles Getraide im Lande aufkaufen, auf einen Haufen schütten und — verbrennen.

Ja, ich gehe noch weiter. Ein Fürst kann im Nothfall auch sogar seinen Pachtern den Preis bestimmen, zu welchem sie das Getraide auf den Markt bringen sollen. Wozu dienen denn sonst die Pachtanschläge? So gut der Fürst befugt ist, seinen übrigen Dienern eine Besoldung festzusetzen, d. h. mit andern Worten, ihnen zu befehlen, von so und so viel sollst du leben, und nun richte dich ein: ebensogut darf er auch zum Pachter, der auch sein Diener ist, sagen — mit dem und dem Profit sollst du zufrieden sein, und um den und den Preis, wobei du samt meinem ganzen Volke bestehen kannst, sollst du meinem Volke dein Getreide verkaufen, das du auf meinen Aeckern gewinnst. Man nenne so etwas immerhin einen Machtspruch; dazu haben wir Fürsten, daß sie, wenn's Noth thut, solche Machtsprüche thun können, bei welchen eben so viel Tausende wirklich gewinnen, als einzelne Individuen zu verliehren scheinen.

Hier aber, geliebter Sch., komme ich eben gleich zuförderst auf Etwas, das iezt in vielen

Ländern das Volk der Zukunft wegen in Angst und Schrecken zu versetzen beginnt. Sie kennen meine alte Abneigung gegen alle sogenannte Amt- und Pachthöfe; durch nichts aber werde ich mehr über selbige gerechtfertigt, als wenn von Brodtheurung die Rede ist. Ists nicht wahr, wenn Sie sich statt zehen Pachter ein Paar hundert Bauern denken, unter die die Pachtäcker vertheilt wären, alle diese Bauern können ihre Vorräthe nicht so lange an sich halten, als iene reichen Pachter? Ists nicht wahr, wenn sie es auch könnten, einige hundert Menschen werden nicht so leicht einig, es zu thun, als zehen? Ists nicht wahr, unter hundert Bauern, die alle wissen, was Noth ist, bricht bei den allgemeinen Bürgerklagen um Brod immer einem um den andern das Herz, wenn oft zehen Pachter, die von keiner Noth wissen und durch Bauernplack all ihr Mitgefühl mit fremder Noth abgestumpft haben, allerseits dabei ganz gleichgültig bleiben? Ich habe dis oft mit meinen Augen gesehen; doch dis alles nur beizu; was ich eigentlich sagen wollte, folgt nun erst.

Die Pachtungen fangen seit einem Jahrzehend in vielen Ländern an, ganz enorm zu steigen. Die Kammern entschuldigen sich damit, daß sich die Pachtlustigen selbst so in die Höhe

trieben. Mit aller Achtung, die ich ganzen Kollegien schuldig bin und auch gern abstatte, bekenne ich, daß dis sie nie in den Augen des Patrioten hinlänglich deshalb entschuldigen könne. Dieser fragt gleich — warum setzt ihr förmliche Licitationstermine an? Warum lasset ihr nicht den alten Pachter, der seine Pacht richtig bezahlte, und den ihr im Nothfall zur Menschlichkeit zwingen konntet, in der alten Pacht, sondern verpachtet an den Meistbietenden? Handelt eine so handelnde Kammer nicht aus sich, sondern auf Befehl: so wäre es, dächt' ich, ihre Pflicht, gegen den Befehl erst patriotische Vorstellungen zu machen, und, wenn diese nichts fruchteten, einen patriotischen Fusfall zu thun und so lange patriotisch knieend liegen zu bleiben, bis ihr Fürst von einem Plane abstände, der ewige Brodtheurung ankündigt. Auf solche Weise nehmlich, wenn die Domainen an den Meistbietenden verpachtet werden, verursacht die seither gewesene Getraidepreiseshöhe, daß sich die Pachtlustigen ganz unmässig übersetzen, so übersetzen, daß selbst der vernünftige Kameralist sie oft fragen mus, ob sie rechnen gelernt haben. Sie können aber so gut rechnen, wie er, und rechnen blos nach einem andern Kalkul. Er rechnet darauf, daß das Getraide wieder wohlfeil werden könne; sie aber rechnen darauf,

daß es nie wieder wohlfeil werden solle. Wenn ich, denkt so ein Mensch, für ein Gut, wofür man sonst, als der Scheffel Roggen einen Speciesthaler galt, dreitausend Thaler Pacht gab, iezt, da er drei Thaler gilt, sechstausend gebe, so habe ich eine noch wohlfeilere Pacht, als meine Vorfaren. Was erfolgt nun hieraus? Ausserdem, daß die so enorm übersezten Pachter ihren Viehstand, besonders die Schafzucht, wo sie Statt findet, äusserst vermehren, und damit dem Bauer nicht nur die Weide beengen, sondern auch unaufhörlich auf seinen Aeckern und Saaten liegen, studiren sie auch recht darauf, das Getraide im Preise zu erhalten. Sie halten es an sich; sie kaufen unter der Hand noch auf; sie exportiren. Will man ihnen hernach ein Verbot geben, das Getraide ausser Landes zu führen; will man ihnen befehlen, es auf die inländischen Märkte zu gemässigtern Preisen zu bringen: so wenden sie vor, daß sie die hohe Pacht nicht bezahlen könnten. Man mus ihnen auch in der That darin Recht geben. Wenn die Kammern selbst einsehen, daß die Pachter bei der hohen Pacht nicht bestehen können, sobald die Getraidepreise wieder fallen; wenn sie auf der andern Seite die stipulirten Pachtgelder doch mit Gewisheit von ihnen heben wollen: was anderes haben sie ihnen stillschweigends zugesagt, als daß

sie durch Konnivenz zur Aufschüttung und xportation des Getraides ihnen dazu behülflich sein wollen, daß die Preise so hoch bleiben, wie sie beim Antritt ihrer Pachtungen waren? Der Unterthan hat also wohl Recht, wenn er in der Erhöhung der Pächte eine Hauptursache der Brodtheurung sucht und sich, wenn selbige fortdauert, auch fortdauernde Theurung weissagt. O möchte Deutschlands edlen Fürsten, die so gern den Namen des Bürgerfreundes führen und von der Nachwelt noch als Väter des Vaterlandes gepriesen zu werden wünschen, dieser traurige Erfolg recht vorgestellt werden, den iene Art von Vermehrung ihrer Kammerrevenüen auf das allgemeine Wohl und Weh der Nationen haben mus! Ich bin überzeugt, daß sie, die schon aus ihren Wäldern und Hauigten weit mehr Revenüen ziehen, als ihre Vorfaren vor hundert Jahren, auf das Plus von ihren Aeckern alsdann grosmüthig Verzicht thun würden; damit die Armen im Volke sich ohne Sorgen und Gram wieder so brodsatt essen könnten, wie ihre Voreltern einst. Angenommen, wie oben, daß der Dresdner Scheffel Roggen zwei Thaler gelte, ist es alsdann nicht genug, daß der Pachter, der ihn allenfalls zu einem Speciesthaler nur im Anschlage hat und die alte Pacht giebt, ihn für zwei Thaler verkaufen könne? Dann kann der Fürst dem Wucher des

Pachters Grenzen setzen; dann kann er ihn zwingen, für diesen Preis wenigstens im Lande zu verkaufen; dann kann er ihm verbieten, eher zu exportiren, als das Land gesättigt ist. Den Preis des Pachters mus alsdann der Bauer mithalten, und so ist dem Volke geholfen. Wollte man einwenden, daß in Ländern, wo die Pachter noch auf der alten nidrigen Pacht säßen, die Brodtheurung darum nicht geringer sei, und daß daselbst also weiter nichts damit geleistet werde, als daß die Pachter samt und sonders nur übermässig reich würden: so weis wohl ieder die Antwort hierauf leicht zu geben. Ohnedis, daß die Pachter auf der alten Pacht bleiben, kann freilich wider die Brodtheurung nicht gesorgt werden; aber die ganze Sorge ist damit noch nicht vollbracht. Geht sie nur bis hieher, so ist wohl für die Pachter gesorgt, aber nicht für die Nation. Nein, die Pachter müssen nun auch gezwungen werden, zu verkaufen, im Lande nur zu verkaufen, und zu einem mässigen Preise zu verkaufen. Sobald sie noch auf der alten Pacht sitzen, kann dis der Landesherr und er übt dadurch nicht Ungerechtigkeit gegen sie, sondern Gleichheit der Gerechtigkeit gegen sie und die Nation aus.

Ich habe der Exportation des Getraides schon hier und da gedacht und will nun

ausführlicher auf sie kommen. Daß sie den Preis des Getraides erhöhen müsse, bedarf keiner Demonstration. Folglich mus sie alsdann nur erlaubt sein, wenn der Preis im Lande zu nidrig wird; sobald aber im Lande selbst schon Theurung ist, ist sie ganz und gar unzulässig. Theurung mus von Rechtswegen nur eine Folge des Mangels sein; wie lässet sich aber an Mangel glauben, wenn noch exportirt werden kann? Sobald also das Getraide, welches exportirt wird, im Lande bliebe, wäre kein Mangel, und so würde auch die Theurung aufhören. Freiheit im Handel und Wandel ist allerdings das Leben des Staats; allein wie keine Regel ohne Ausnahme ist, so macht auch der Artickel Brod bei der Regel der Handelsfreiheit die Ausnahme. Der Hauptsatz, welcher bei aller Getraideexportation zum Grunde gelegt werden mus, ist nehmlich der, daß nur der wirkliche Ueberflus exportirt werden dürfe, aber nicht das Bedürfnis des Landes selbst. Sonst wäre es ia ebenso, als wenn auch das Leben der Landeseinwohner exportirt werden dürfte. Sobald also schon Theurung im Lande ist, mus durchaus alle Exportation wegfallen; denn ieder vernünftige Mensch sieht ia ein, daß nun nicht der Ueberflus, sondern das wahre Bedürfnis des Landes ausgeführt werden würde. Wäre Ueberflus auf den inländischen

Märkten, woher käme denn die Theurung? Steckt der Ueberflus aber etwa auf den Böden, so ist er doch nicht Ueberflus fürs Land, und von diesem allein mus die Rede sein. Weil aber auch, wenn noch keine Theurung ist, durch übermässige Exportation Theurung gemacht werden kann: so ergiebt sich auf der Stelle, daß die Freiheit des Getraidehandels zu allen Zeiten eine eingeschränkte Freiheit sein und stets unter obrigkeitlicher Aufsicht stehen müsse. O wie schön ist es, wenn iährlich nicht nur die Konsumtion des Getraides im Lande, sondern auch die Erndte im Lande berechnet wird! Die Unterobrigkeiten iedes Orts können die Berechnungen der leztern leicht anstellen, und wenn sie auch nur präter propter geschähen, so wird doch die höchste Landesobrigkeit dadurch in den Stand gesezt, einen zweckmässigen Ueberschlag zu machen, zu beurtheilen, ob Ueberflus sei, und wie gros er sei, die Exportationssumme darnach zu bestimmen und sie unter die Pachter gegen ausdrückliche Erlaubnisscheine zu vertheilen. Schlechterdings müssen erst die Bedürfnisse des Landes befriedigt werden, und wenn auch wirklich Mangel im Auslande wäre. Das Getraide im Lande gehört zuförderst dem Volke im Lande; es gehört zuerst auf den inländischen, nicht aber auf den ausländischen Markt. Und wenn der

Pachter auch noch einmahl so viel im Auslande dafür kriegen könnte, er mus erst seine Mitbürger sättigen; dafür hat ihm sein Fürst die Erzeugung des ersten Bedürfnisses seines Volks anvertraut. Daß ich hier voraussetze, daß er noch auf der alten Pacht stehe, werden Sie, bester Sch., von selbst einsehen, und darum ist dieses eben so äuserstnöthig. Unsere Vorfaren, welche die alten Pachtanschläge machten, konnten warlich auch rechnen; sie gingen aber bei ihrem Kalkul von dem Gesichtspunkte aus, daß Pachter und Bürger dabei sollten bestehen können. Sobald nun dis ist, müssen Pachter nicht die einzigen ungenügsamen Menschen im Lande sein dürfen, die das Brod, weil es auswärts mehr gilt, dem hungernden Mitbürger vor dem Munde weg ins Ausland fahren. Strenge Edikte müssen sie zur Humanität zurückführen und sie müssen im Uebertretungsfalle auf das strengste dafür bestraft werden. Nicht einmahl einzelne Erlaubnisse zur Ausführung gewisser geringer Quantitäten dieser oder iener Getraideart dürfen ihnen, wenn wirkliche Theurung ist, gegeben werden; denn sie stechen bald mit dem Officianten durch und führen statt der einen Getraideart eine andere, und statt eintausend Wispel zehentausend aus. Der Vorwand, daß der Pachter auch Misiahre habe, in welchen er, wenn er auch auf der alten

Pacht stehe, zu seiner Pacht nicht komme, kann solche Einschränkungen des Getreidewuchers nicht zu Unbilligkeiten gegen ihn machen; denn auf Misserndten folgen auch wieder reiche Erndten, für die er dann nicht mehr Pacht gibt, und wenn er sechs Jahre im Durchschnitt nimmt, so wird er finden, daß das eine Jahr immer wieder ersetze, was das andere fehlen lies. Und trift ihn sehr grosses Unglück, so nehme er zu seinen Landesherrn seine Zuflucht, der ihm um so weniger Humanität versagen wird, weil er dadurch zugleich Liebe gegen sein Volk ausübt. Solchergestalt wird nicht leicht Jammer nach Brod im Lande gehört werden, der für eine fürstliche Seele das Traurigste sein mus, was sie hören kann. Wenn aber mitten in der Theurung schon noch Wucherer und Spekulanten im Lande auftreten, die das Getraide zusammenkaufen und es hernach unter der Hand und auf Schleifwegen über die Grenze schicken; — wenn gar Fremde frank und frei im Lande umherstreichen, das Getraide einhandeln und öffentlich fortfahren — — in was für eine Stimmung mus das Volk dadurch gerathen!

Je mehr man über die Sache nachdenkt, desto mehr überzeugt man sich, daß es — den einzigen Fall des Kriegs ausgenommen, wenn der

Feind ins Land kommt, und alle Vorräthe wegführt — in der That möglich sei, das Uebel der Brodtheurung, das nach dem Willen der Natur gar nicht sein soll, gänzlich zu verbannen. Magazine, ach lieber Sch., Magazine — welch ein Mittel sind sie dazu! Die Natur selbst verweiset uns auf sie, und Joseph legte dergleichen schon in Egipten an. Es kann nicht sein, daß ein Jahr so brodreich sei, als das andere. Keine Art von Früchten gibt es, die alle Jahre wohl gerathe. Ebenso ists auch mit dem Getraide. Die Thiere kommen bei dieser Verschiedenheit der Jahre schlimm zurechte und verhungern oft am sonst so reichen Tische der Natur. Der Mensch aber als ein vernünftiges Wesen soll diese Beobachtung der Ungleichheit der Erndten nicht vergeblich machen, sondern in gesegneten Jahren den Ueberflus für folgende Jahre des Mangels aufheben, so hat er immer genug, und so sind alle Jahre für ihn hinreichend gesegnet.

Wohlhabende Familien verstehen sich auch recht gut hierauf und kaufen in wohlfeilen Jahren sich Vorräthe ein. Wie oft war ich, wenn der Dresdner Scheffel vier Thaler galt, bei Reichen zu Tische, die, indem der Brodteller herumgegeben ward, mit einer Art von Selbstzufriedenheit sprachen — „kosten Sie einmahl,

das ist noch Roggen für zwei Thaler." Wenn ich das hörte, zitterte das Herz in mir. „Der Arme dacht' ich, versteht sich wirklich so gut darauf, wie ihr; er hat nur nicht die Kräfte sich zu verproviantiren, wie ihr. Jetzt, da ihr noch für den wohlfeilen Preis esset, mus er für den theuern essen, umgekehrt sollte es sein. Die Reichen, die Geld genug haben, sollten theuer essen, und die Armen wohlfeil." Hierzu, daß der Arme wenigstes nicht theurer esse, als der Reiche, als welches ganz widersinnig ist, sind Magazine das wahre Mittel, die sofort für den Armen geöffnet werden, wenn das Brod über den gemässigten Preis steigt. Er selbst kann keine Vorräthe kaufen; so mus es die Obrigkeit für ihn thun.

Eine solche Anstalt ist auf allen Seiten die allerwohlthätigste für einen Staat; denn sie ist im Stande, eine Art von immerwährender Gleichheit des Brodpreises zu bewirken, wobei nicht nur der Städter und Bürger, sondern auch der Bauer und der Pachter glücklicher wären, weil diese alsdann ebenso ihre Einnahmen, wie iene ihre Ausgaben, sicherer berechnen und mithin alle Familien insgesamt ihre übrige häusliche Einrichtung darnach auf das ordentlichste treffen könnten. Eigentliche Wohlfeile des Brods

taugt, wie schon gesagt, für das wahre allgemeine Wohl so wenig, wie Brodtheurung. Nur bei waltendem Mittelpreise ist Totalleben des Staats denkbar. Sinkt also das Brod unter den Mittelpreis, so bringt nach verbotener fremder Einfuhre der Landmann sein Getraide in die Magazine. Es darf dis nur sechs Markttage hintereinander geschehen, so steigt der Marktpreis wieder zur gehörigen Höhe und der Bürger darf sich über diese Fürsorge für den Landmann nicht beschweren, weil dadurch auf die Zukunft ebenso menschenfreundlich Fürsorge für ihn selbst getroffen wird. Steigt das Brod über den Mittelpreis, so holt der Bürger seinen Roggen aus den Magazinen. Es darf dis ebenfals nur vier Wochen geschehen, so wird auch der Mittelpreis wieder Marktpreis. Für den Verlust, welchen der Staat bei einer solchen Einrichtung etwa litte, könnte er sich auf mancherlei Weise entschädigen. Entweder dadurch, daß er ihn geradezu als eine allgemeine Auflage iährlich auf das ganze Land vertheilte, die kein Unterthan sonderlich fühlen und ieder gern geben würde; oder dadurch, daß er, wenn z. E. der bestimmte Mittelpreis für den Scheffel Roggen Dresdner Maasses zwei Thaler wäre, beim Einkauf zwei Groschen weniger gäbe und beim Verkauf zwei Groschen mehr nähme; oder dadurch, daß er zu

Zeiten, wenn das Getraide im Auslande theuer ist, einen Theil der Magazine exportirte, u. s. w. Doch ist das letztere keinem Lande zu rathen, von welchem nicht offenbar erwiesen ist, daß seine gewöhnlichsten Erndten viel mehr Getraide liefern, als in selbigem konsumirt wird; weil sonst die Erfahrung lehrt, daß in einer Reihe von sechs Jahren allemahl so viel wieder importirt werden müsse, als exportirt ward.

Da, wo der Bauer auf Getraidepächte gesetzt ist, die er iährlich abliefern mus, ist gleichsam schon von der Vorwelt der Grund zu solchen perennirenden Magazinen gelegt. Nur müssen die Kammern, welche die Aufsicht darüber haben, nicht selbst auf Spekulation dabei ausgehen, oder am Ende gar mitten in der inländischen Theurung die aus den erhobenen Pächten gesammelten Vorräthe ins Ausland verkaufen. Vieleicht könnte die Sache sogar Sache für reiche Partikuliers werden. Giebt es doch Wucherer genug, die aus sich auf solche Spekulationen fallen und dadurch dem Volke Placker, Blutigel und Markaussauger werden. Warum sollte es denn nicht in iedem Lande auch menschenfreundliche Reiche geben, die einen Theil ihrer Kapitalien darauf verwendeten, sich ihre fünf pro Cent, die sie so nicht mehr haben können, zugleich da-

durch zu sichern, daß sie die Wohlthäter und Retter ihrer Mitbürger würden?

Zuweilen ist mir sogar eingefallen, daß man auch die Idee des erhabenen Stifters unserer Religion bei uns anwenden könnte, wenn er auf derselben Stäte die Armen speisete, auf welcher er ihnen das Evangelium gepredigt hatte. Gewis beides war Brodfürsorge. Das Evangelium nannte er selbst Brod des Lebens. Er lies es aber unter Umständen nicht dabei bewenden, daß er den Armen dieses blos reichte, sondern er sah auch dahin, daß sie, wenn sie sich bei ihm überhungert hatten und auf der Rückreise von ihm nichts zu essen anträfen, ieder seine Portion Beckerbrod erst empfangen, ehe sie von ihm gingen. So könnte man auch in unsern Zeiten dieselben Oerter, wo dem Volke Lebensbrod, Religionsunterricht, gereicht wird, dazu gebrauchen, daß man ihm auch in theuren Zeiten, wenn es nichts zu essen hat und beinahe verschmachten möchte, natürliches Brod daselbst reichte. Die Kirchböden könnten zu Kornböden angewendet werden, und die Kirchenärarien zu Fonds dazu. Bei armen Kirchen fällt das leztere von selbst weg; diese könnten also blos mit ihren Böden dienen. Es giebt aber doch immer noch rei-

che Kirchen genug, deren überflüssiges Vermögen, statt, daß es todt da liegt, oder in den Händen der Verweser kleben bleibt, oder zu unnützem Bau und heidnischkatholischen Tempelschmuck verwendet wird, solchergestalt zum wahren Troste der Armen im Volke benutzt werden könnte.

Ich war unlängst in einer gewissen protestantischen Stadt im Auslande, wo man seit einigen Jahren enorme Summen zur Verzierung und Verschönerung einer Kirche verwendet hatte, und immer noch verwendete; da doch die Begriffe, welche der protestantische Christ von Gott und von seiner Verehrung hat, sich gar nicht damit vereinigen lassen. Auch bauete man heute etwas an der Kirche, ris es morgen wieder nieder und bauete übermorgen etwas anderes dafür. Ob es wahr sei, was erzählt ward, daß besonders einige Personen dabei ihren guten Vortheil fänden, lasse ich auf sich beruhen. Allein das hörte ich oft genug mit vielen Betheurungen, daß diese Kirche so reich sei, daß man mit dem Gelde gar nicht mehr wisse, wohin. Dessen ungeachtet gab es in der theuren Zeit, die damals war und noch ist, eine große Menge von Armen daselbst, die, vor Hunger bleich, scharenweise die Fremden auf den öffentlichen Spazirgängen belästigten. Ich bezeigte mein Befremden über die Ueberladung

eines Hauses, das zur christlichen Gottesverehrung bestimmt sei, mit so viel Sinnlichkeit und Firlefanz; ich äusserte meine Idee, daß der Reichthum dieser einzigen Kirche, auf Magazinanstalten verwendet, allein hinreichend sei, dem Hunger aller Armen der Stadt ein Ende zu machen und die Brodtheurung auf immer aus ihren Mauern zu verbannen; aber — die Herren Kirchenpatronen schienen an dem Altarstücke, wo Jesus das Brod an seine zwölf Apostel austheilt, und an dem Gemälde neben dem Altare, das Jesum vorstellt, wie er sechstausend Mann speiset, mehr Wohlgefallen zu finden, als an der Nachahmung dieser seiner edlen Handlungen.

Ich wiederhole es noch einmahl — den einzigen Fall des Krieges abgerechnet, wenn der Feind ins Land kommt und auch sogar die Magazine wegführt — müssen Magazine allein schon Mittel genug sein, der abominablen Plage der Brodtheurung ein Ende zu machen. Wenn dann zugleich nützliche Fabriken, Manufakturen und andere öffentliche Arbeitsanstalten damit verbunden würden, so, daß der nidrigere Theil des Volks sein Arbeitslohn in Getraide zu mässigem Preise erhielte, wie wäre da für das Leibes- und Seelenwohl dieser großen Menschenmenge zugleich gesorgt! Aber man lässet oft,

wie das Getraide, also auch die übrigen Naturprodukte, lieber roh ins Ausland fahren, überlässet dem Fremden das Verdienst des Verarbeitungslohns, kauft ihm hernach die verarbeitete Waare theuer wieder ab, so, daß das nidrigste Volk weder weis, wovon es leben noch was es thun solle, lässet dieses lieber müssig gehen, betteln, den Landmann erst mit Beten und Singen, und wenn dis nicht einträglich genug ist, mit Drohungen, die Scheuren anzustecken, placken u. s. w.

Lassen Sie mich noch eines wichtigen Umstandes in Betref der Brodtheurung gedenken, mein werther Freund! Ich mus es loben, daß die Innungen und Zünfte der Handwerker nicht zu sehr mit Meistern übersetzt werden; denn dem Staate ist nicht mit vielen Familien blos, sondern mit Familien, die ihr Brod haben, gedient. Um so auffallender aber ist es, daß man, indem man für die Einschränkung gemeinnütziger und unentbehrlicher Handthierung Sorge trägt, eine gewisse andere Art von Gewerbsleuten, die gar keine Gilde haben, dem Staate aber den grössesten Schaden thun, von Zeit zu Zeit sich immer mehr und so vermehren lässet, wie sie wollen. Das sind die Brannteweinbrenner. Das müssige Leben, welches

diese Leute gröstentheils führen können, ist es vorzüglich, welches sie zu ihrem Gewerbe anlockt. Wenn man sagen wollte, weil immer mehr Brannteweintrinker werden, so müssen auch mehr Branntewein brauer werden, so behaupte ich das Gegentheil und glaube, daß die sich vermehrenden Branntewein brauer die Zahl der Branntewein trinker vermehren. Ein neuer Branntewein brauer wird oft selbst ein Erzbranntewein trinker, der er sonst wohl nicht geworden wäre. Er hat den Branntewein nun immer gleich bei der Hand; er darf ihn nicht bezahlen; er mus ihn oft kosten; er mus seinen Gästen zutrinken u. s. w. Ausserdem hat auch ieder, der Branntwein zu schenken anfängt, seine Anverwandten, Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen. Diese glauben ihn als einen iungen Anfänger in Nahrung setzen zu müssen, gehen selbst zu ihm, führen andere zu ihm, und so schaft oft ein neuer Branntewein brauer ausser sich noch gewis ein Dutzend andere Bürger zu Brannteweintrinkern um, die es sonst alle nicht geworden wären. Den ungeheuern Schaden, welchen der Branntewein für Gesundheit, Leben und Sittlichkeit des Volks stiftet, will ich hier nicht einmahl in Erwähnung bringen; ich möchte aber die Summe Roggen wissen, welche iezt zu diesem allerheftigsten Getränk auch nur in einem Jahre

in Deutschland verschwendet wird. Ich glaube, daß sie um so viel größer sei, als vor hundert Jahren, daß aller Kartuffelbau, der in diesem Jahrhundert erst aufgekommen ist, das Uebermaas nicht ersetze. Allerdings würde die Roggenverschwendung durch den Brannteweín noch weit mehr gefühlt werden, wenn wir keine Kartuffeln hätten; es ist aber noch die Frage, ob sie das Brod ersetzen und ob nicht ihr übermässiger Genus, da sie bei vielen fast ganz die Stelle des Brods vertreten, höchstschädlich sei. Auch habe ich gefunden, daß die eigentlichen Kartuffelesser mehrentheils recht eigentliche Branntweintrinker sind. Begnügt man sich nun vollends nicht mit dem Verkauf des Brannteweins im Lande, sondern verschickt man ihn auch ins Ausland, so leuchtet das Verderbliche des immer mehr Ueberhandnehmenden Betriebs dieses Gewerbes noch deutlicher in die Augen. Wir finden ja doch, daß in wirklich schon vorhandener grosser Brodnoth die Obrigkeit allenthalben das Branntweinbrennen aus Roggen einschränke, wohl gar gänzlich verbiete; warum sollte es denn nicht iede Obrigkeit unter die Mittel rechnen dürfen, künftiger Brodnoth vorzubeugen, daß sie ein- für allemahl das übermässige Branntweinbrennen einschränkte? Der Verlust, den sie etwa dadurch an Koncessionen und an Accise hätte, wird sie doch gewis

nicht davon abhalten. Branntewein mus freilich sein, aber die mehresten von denen, welche ihn trinken, bedürfen seiner gar nicht, und viele von denen, welchen er nöthig ist, trinken ihn doch zu übermässig. Wenn Jemand täglich im Branntewein so viel an Roggen verzehrt, als er im Brod daran verzehrt, so ists ia, als würden aus einem Brodesser zwei; und wenn der bei weitem grössere Theil der Nation so verfährt: so kann freilich am Ende auch die gesegneteste Erndte für ein Land nicht mehr zureichen, die sonst mehr, als Ueberflus, für selbiges gehabt haben würde.

Daß sich die wirkliche Menschenzahl in Deutschland so vermehrt habe, daß daher die Brodtheurung komme und nun gleichsam feststehe, ist schon an sich darum nicht glaublich, weil die vielen Kriege dieses Jahrhunderts der deutschen Menschheit den Ueberwuchs genug beschnitten haben. Auch sterben iezt in Deutschland, im Durchschnitt gerechnet, weit mehr Kinder, als sonst; weil es iezt weit mehr entnervte Väter gibt, als sonst. Man sieht ia auch viel mehr deutsche Staaten, die die Mahlzeichen der Entvölkerung, als solche, die den Stempel der Bevölkerung an sich tragen. Gesezt aber, es wären iezt in der That zu viel Brodesser und zu wenig Brod in Deutschland, so folgte doch weiter

nichts daraus, als daß man nun auch die Menge des Brods nach Proportion der Menge der Brodesser zu vermehren suchen müste. O und wie leicht wäre dies möglich, mein biedrer Sch.! Hände wären also genug da, um mehr Brod zu bauen, so wäre nur noch die Frage, ob auch Acker noch dazu da wäre. Wer nun aber Deutschland nur einigermassen bereiset hat, der wird laut bezeugen, daß es hieran nicht fehle. In vielen Gegenden z. E. zeigen sich noch die Spuren des dreissigjährigen Krieges in den Ruinen eingegangener Dörfer. Nicht etwa, daß diese Dörfer hernach nur auf andern Plätzen wiederaufgebauet worden wären, sondern sie sind wirklich eingegangen; denn ihre ehemaligen Aecker, die hernach zu andern Dörfern geschlagen worden sind, tragen häufig noch ihren Namen oder werden die wüsten Marken genannt, und die Chroniken bestätigen es auch. Diese Felder werden oft nur alle vier, sechs Jahre bestellt, weil sie zur Düngerfuhre zu weit abgelegen sind, oder weil es sogar an Dünger fehlt, um sie besser benutzen zu können. In solchen Gegenden hat also der Bauer offenbar zu viel Acker, so, daß immer noch eine Haushaltung, sobald sie den gehörigen Viehstand hätte, sich davon erhalten könnte. In andern Gegenden, wo auch der Bauer seinen sämtlichen Acker wirklich gehörig bauet, macht doch der Weide- und Hu-

tungszwang, welchem er dabei unterworfen ist, besonders, wenn die herrschaftlichen Pachter dabei mit im Spiele sind, daß er sein Feld nicht iährlich, noch weniger iahraus iahrein, so benutzen kann, wie er will. Die Stallfütterung allein, wobei er zugleich mehr Dünger sammlete, würde seine Erndten viel ergiebiger machen. Wie viel Sümpfe, Brüche und Moräste giebt es auch noch in vielen Provinzen Deutschlands, die höchstens als elende Wiesen, die nur saures Futter bringen, benutzt werden, und die durch Ausrodung und Grabenziehung nach einigen Jahren in die herrlichsten Kornfelder umgeschaffen werden könnten! Man nehme die grossen, nicht einmahl einem gewissen Individuum von Eigenthümer gehörigen Plätze noch dazu, die bis auf diesen Tag noch in vielen Gegenden zu sogenannten Gemeinhutungen und Heinichten bei ieder Stadt und bei iedem Dorfe verschwendet werden! Vieler Landstrassen, die, wenn sie Chaussee wären, oder auch nur einigermassen in gehörigem Stande erhalten würden, oft nicht den dritten Theil so breit sein dürften, will ich nicht einmahl Erwähnung thun. Der Ackerbau könnte also noch sehr vermehrt werden, und wie viel Menschen, die ietzt als Pfuscher in Handwerkern oft ganze Wochen feiern müssen, oder von unnützen Künsten leben, oder gar völlig müssig gehen, könnten dadurch auf das

gemeinnützigste beschäftigt werden! Der Stand des Landmanns ist noch immer der glücklichste; er ist der natürlichste und dem Menschen angemessenste. Die Erde lohnt ieden, der sie bauet. Nur Hände her, die sie umwühlen, die ihre Wüsteneien in Getraidefluren umschaffen und ihr durch Fleis die Früchte ablocken, die iezt aus Ermangelung desselben verlohren gehen!

Man kann die Betrachtung über Brodtheurung nicht verlassen, ohne noch einen Seitenblick auf einige Nebenumstände bei selbiger zu werfen, die aber in der That in Ansehung der untersten Stände, welche durch die Theurung am meisten gedrückt werden, nichts weniger, als unerheblich sind. Es ist schon oft gesagt worden, daß Accise nicht auf die ersten Bedürfnisse des Lebens zu legen sei; besonders nicht auf das Einmahlen des Roggens in den Haushaltungen; weil dadurch der Arme, der gerade am meisten Brod isset, am meisten belästiget werde, als welches wider den Geist einer weisen Staatsökonomie sei. Ich will dis iezt ununtersucht lassen, lieber Sch.; aber das leuchtet ohne alle Untersuchung und auf der Stelle ein, daß auch da, wo solche Mahlaccise Statt findet, selbige, sobald eine wirkliche Theurung eintritt, für die Haushaltung des Bürgers ein Ende haben müsse. Das

theure Brod wird ihm dadurch gleich um etwas wohlfeiler.

Von der Mahlaccise komme ich auf das Einmahlen selbst. Der Müllerunfug ist gewis zu allen Zeiten ein wichtiger Gegenstand für die Polizei, in theuren Zeiten aber ganz vorzüglich. Von sogenannten Zwang-Mühlen will ich nicht einmahl reden. Ich vertraue zur Humanität aller Regieruugen, daß diese, wo sie noch sind, am längsten gedauert haben werden. Was würden die Reichen dazu sagen, wenn sie ihre silbernen Löffel schlechterdings bei einem gewissen Goldschmiede machen lassen sollten, er möchte ihnen zehnlöthiges Silber für zwölflöthiges verkaufen, oder nicht? Der Arme aber, der froh ist, wenn er einen Scheffel Brodkorn aufgebracht hat, und der ihn gern beim Müller Hinz mahlen liesse, weil dieser mit einer Metze zufrieden ist, soll ihn bei Strafe schlechterdings beim Müller Kunz mahlen lassen, von dem er doch weis, daß er durch sein Diebesloch dreimahl metzt. Doch weg hiermit! Jeder weis die Betrügereien in den Mühlen, und die Vorwänder, mit welchen sie, wenn sie an den Tag kommen, beschöniget werden. Der Bürger selbst richtet durchaus mit dem Müller nichts aus, und wenn er wer weis wie klug dadurch zu handeln glaubt,

daß er, wie gesagt zu werden pflegt, **selbst** mahlt, so betrügt ihn der Müller, wenn er kein guter Mensch ist, gerade am ärgsten. Ich habe Müller gekannt, die sich immer halbtodt lachen wollten, wenn sie den ehrlichen Handwerker oder Taglöhner selbst mit seinem Getraide angezogen kommen sahen. Jährliche Mühlenvisitationen, die die Obrigkeit durch verpflichtete sachkundige Männer halten lässet — Gesetze für den Müller, die den Bürger möglichst bei seinem Eigenthume schützen — strenge Aufsicht über die Haltung dieser Gesetze sind daher die Erfordernisse einer guten Staatseinrichtung, und mit der Höhe des Brodpreises mus die Vigilanz über einen Stand steigen, dem die übrigen Stände insgesamt mit ihrem Brode, ehe sie es essen können, in die Hände gerathen müssen. Wehe sonst den Armen im Volke! Haben sie ihr künftiges Brod schon theuer bezahlt, haben sie kaum die Accise für die Erlaubnis, es mahlen zu dürfen, erlegt, so müssen sie sich damit auch noch dem Müller auf Diskretion ergeben, der sie nun so bestehlen kann, daß es ihnen um den vierten Theil noch theurer zu stehen komme, als sie es auf dem Markte bezahlten. —

Nun hätte ich Ihnen, braver Mann, Alles gesagt, was ich über Brodtheurung denke. Die Natur ist seit einiger Zeit so gütig gegen uns ge-

wesen, wie nur in irgend einem Jahrhundert. Lange haben wir keine totale Miserndte gehabt; vielmehr sind mehrere gesegnete Erndten auf einander gefolgt. Dennoch steht der hohe Brodpreis fest, und man schiebt iezt alle Schuld deshalb auf den Krieg. Allerdings erfordern so unermesliche gegen einander stehende Heere eine unermesliche Zufuhr, und die schönsten Magazine, von denen viele Tausende leben könnten, werden oft vernichtet. Mithin erstreckt sich der Zug des Getraides nach den Lagern bald bis in die entferntesten Gegenden. Wenn nun dem so ist, so sollten die Patrioten am Ruder um so mehr darauf denken, einem der unseligsten Kriege ein Ende zu machen, der die nächsten deutschen Provinzen der Hungersnoth, und die entferntesten der Theurung Preis gibt. Ich für mein Theil fürchte aber, daß auch der Friede uns keine wohlfeilere Brodzeiten bringen dürfte, wenn in den Staaten nicht die von mir beschriebenen Anstalten getroffen werden. Man kann ia gar nicht sagen, daß es an Getraide iezt bei uns eigentlich fehle. Es sind kleine Magazine genug da; aber sie sind nicht in der Hand der Obrigkeit, in welcher sie allein dem Volke nüzen, sondern in den Händen felsherziger Wucherer, denen es nicht den geringsten Kummer macht, ob Tausende, weil sie Alles auf theures Brod verwenden müssen, ihre Blösse bedecken können, oder

nicht. Wie diese es nun iezt machen, so werden sie es, wenn wieder Friede ist, und ihnen kein Einhalt geschiehet, ebenfalls machen. Zum völligen Volksunglück fehlt dann nur noch eine totale Miserndte, die nach dem Wechsel aller menschlichen Dinge nächstens einmahl vieleicht um so eher zu befürchten ist, ie länger es her ist, daß wir dergleichen nicht gehabt haben. Die Menschheit appellirt deshalb an ihre Vorsteher; gebe der Allvater, daß sie mit der Appellation nicht abgewiesen werde! Ich werde nicht viel Brod mehr essen; gern aber möchte ich mit der Hoffnung sterben, daß die Bitte — unser täglich Brod gib uns heute! — von der Nachwelt noch ebenso getrost gebetet werden möge, als sie die Welt in den Zeiten meiner Jugend betete. Ich wünsche Ihnen, mein Sch., daß Sie dis noch lange erleben mögen.

XXIII.

Über das Studentenleben.

An Herrn Professor Z. zu Y.

Leid ists Ihnen, lieber Z., daß Sie Ihre ländliche Zelle verlassen haben? Auf Ihre Pfarre wünschen Sie sich zurück? — Nach der Kentnis, die ich von Ihrem Karakter habe, hätte ichs Ihnen, als Sie mir Ihre Amtsveränderung meldeten, weissagen wollen, daß es so kommen würde. Inzwischen nun sind Sie einmahl akademischer Lehrer und so müssen Sie es auch gern sein. Gewis werden Sie nicht nur auf Ihrem gegenwärtigen Posten auch grosses Gutes stiften, sondern vieleicht müssen Sie auch darum so tief fühlen, wie traurig es noch um das Leben so vieler studirenden Jünglinge stehe, weil Sie die Vorsehung etwa dazu bestimmt hat, daß Sie ein Werkzeug der Reform desselben werden sollen. Mir ists in der That, als wäre es so; und ists, so lehnen Sie ia den Auftrag Gottes nicht von

sich ab, sondern richten ihn mit philosophischer Kaltblütigkeit und mit männlicher Beharrlichkeit aus. Das Vaterland aller bei ihnen studirenden jungen Leute, die Eltern derselben, alle ihre guten Mitbürger bitten Sie darum, und sie selbst, die Jünglinge, werden ihnen, der eine früher, der andere später, alle aber gewis einst dafür Dank wissen.

Ich will gern gerecht sein, mein Z., sowohl gegen die Universitäten, als gegen die Studenten. Ich will zugeben, daß eine Universität in Ansehung des Lebens und Wandels der Studenten immer Vorzüge vor der andern habe; ich will zugeben, daß es auch auf der übelberüchtigsten Universität noch immer ein Häuflein guter Jünglinge gebe, die von der unschlachtigen Welt daselbst ausgehen und ihrer Bestimmung eingedenk und treu bleiben. Aber wie gros, ach wie gros ist die Zahl junger deutscher Männer, die in der sogenannten akademischen Freiheit entweder durch sich selbst, oder durch Verführung böser Kommilitonen das Grab ihrer Gesundhrit und Ehre, ihrer Tugend und Ruhe finden! Warlich, ein braver Vater, der im Schosse des häuslichen Lebens seine ganze Glückseligkeit sucht, und daher Alles an- und aufwendet, seine Kinder gesund an Leib und Seele zu erhalten, möchte sich schon anfangen zu

ängstigen, wenn einer seiner Söhne nur Mine macht, studiren zu wollen, und zittern möchte er vollends vor der Stunde, in welcher er ihn aus seinen Armen auf gut Glück in die akademische Welt gehen lassen soll! Einige äuserst traurige Erfarungen, die ein Paar mir sehr werthe Familien seit kurzem gemacht, haben mich schon auf einen Gedanken geleitet, dessen Ausführung die Ruhe der Väter nicht nur, sondern auch das Heil ihrer Söhne einzig und allein vollkommen sichern könnte, und den ich Ihnen, helldenkender Mann, mitzutheilen kein Bedenken trage.

Ists nicht eine wahre Grille, daß Jeder, der einmahl als ein Gelehrter betrachtet und zu solchen Stellen, die man nur mit Gelehrten besetzt, befördert sein will, schlechterdings auf einer Universität gelehrt geworden sein solle? Ich dächte, die Frage, wo hast du gelernt? gehörte gar nicht zur Sache, sondern blos die Frage, was hast du gelernt? Was geht es den Examinanten an, ob der Kandidat auf Universitäten gewesen ist, sobald er Universitätskenntnisse hat? Dringt man denn selbst auf Akademieen, wo Examen der Neuankommenden Statt findet, darauf, daß der Kandidat zur Akademie, wenn er besteht, seine Sprachkenntnisse gerade in öffentlichen Schulen gesammelt haben müsse? Warum

soll denn der Kandidat zum Amte, wenn er besteht, seine Sachkenntnisse gerade auf öffentlichen hohen Schulen gesammlet haben? Ein Anderes wäre es, wenn man schlechterdings nicht anders gelehrt und amtsgeschickt werden könnte, als auf Universitäten. Dis ist ia aber in unsern Tagen gar der Fall nicht mehr. Wir haben iezt in allen nöthigen und gemeinnüzigen Wissenschaften so trefliche Anleitungsbücher, daß iunge Leute, wenn sie sonst zum Studiren Lust haben, sobald diese ihnen nur in die Hände gegeben werden, sich in der That selbst vollkommen ausbilden können. Nur einige Wissenschaften will ich ausnehmen, die man ohne mündlichen Unterricht nicht erlernen kann; dis sind aber auch gerade dieienigen, welche dem Zehnten kaum nöthig sind. Das viva vox docet mag an sich wohl wahr sein; ich kenne aber selbst berühmte und gelehrte Professoren, mit deren Schriften ich mir den Schlaf vertrieb, und bei deren mündlichem Vortrage ich einschlief. Freilich gehört Lebhaftigkeit des Geistes dazu, wenn man sein eigner Lehrer werden will; gerade aber dieienigen Jünglinge, die diese in hohem Grade besitzen, laufen auch auf Universitäten am meisten Gefahr.

So lange also für die Moralität der Studenten nicht besser gesorgt wird, als bis iezt,

würde ich einem Fürsten, dem darum zu thun ist, daß er die Staats- und Kirchenämter in seinem Lande nicht blos mit wissenschaftlichen, — und leider ist auch bei den Mehresten, welche auf der Akademie ausschweifen, die Wissenschaftlichkeit nicht weit her — sondern auch mit wackern und rechtschaffenen Männern besetze, den Vorschlag thun, sich des Dispensationsrechts in dieser Hinsicht, wie in andern Fällen, zu bedienen und öffentlich bekannt zu machen, daß hinfort beim Examen gar nicht mehr darnach gefragt werden solle, ob, wo und wie lange der Kandidat sogenanntermassen studirt habe, sondern daß Alles darauf ankommen werde, daß er bestehe, er möge übrigens ganze Fakultäten, oder nur seinen Vater oder Bruder, oder gar sich selbst zu seinen Lehrer gehabt haben, und daß, so, wie es dem, der auf zehen Universitäten gewesen sei, ohne etwas zn lernen, nichts helfen solle, daß er auf zehen Universitäten gewesen sei, es auch dem, der das Seinige gelernt hat, nichts schaden solle, und wenn er mit den Füssen nie über seiner Eltern Thürschwelle gekommen wäre. Wer es nun wagen wollte, sein eigener Lehrer zu werden, der könnte es wagen, und wessen Vater sich stark genug fühlte, seinen Sohn selbst zu seinem künftigen Amte geschickt zu machen, der könnte es versuchen. Bedenken Sie einmahl, wie viel zum

Theil doch offenbar ganz unnützer Aufwand auch den Familien erspart würde, und wie viel Geld dadurch im Lande bliebe, das ietzt dem alten Herkommen gemäs in die Fremde verschleppt werden mus. Ich habe Viele gekannt, die auf der Universität, weil sie in den Kollegien nichts für sich fanden, auf ihren Stuben lasen und studirten und — ietzt ganze Männer sind. Eben dadurch, daß sie an keinen Lehrer glauben lernten, sondern zehen Lehrbücher aufschlugen und aus iedem das Beste wählten, gelangten sie zu lauter richtigen Ideen, und dadurch, daß sie selbst nachdachten, kamen sie auf neue Ideen, gingen ihren eigenen Gang, wurden originell und machten in den Wissenschaften Epoke. Ja, ich habe von Vielen die Klage gehört, daß es ihnen, als sie von der Universität gekommen, ebenso mit den Wissenschaften gegangen sei, wie ehemals, als sie aus der Schule kamen, mit der Religion, und daß sie, wie sie den alten Religionsunterricht hätten wieder vergessen müssen, auch zu Hause und im Amte von neuem hätten studiren müssen.

Soll es aber dabei bleiben, daß Jeder, wer ein Gelehrter heissen und ein gelehrtes Amt bekleiden will, sogenanntermassen studirt haben müsse: so ist es endlich doch wohl einmahl Zeit, auch von dieser Seite aufzuwachen, und die ernsthafte-

haftesten Anstalten zu treffen, daß auch das Studentenleben im Ganzen edler werde. Wie? Schickt sich das für Philosophen, d. h. nach Pithagoras Erklärung, für Liebhaber der Erkenntnis und der Wissenschaften, daß sie sich allen möglichen Thorheiten und Ausschweifungen überlassen, und im ungesitteten Wesen ihre Ehre suchen? Ist das die Vorbereitung zu künftigen Aemtern des Vaterlandes und zu würdiger Betreibung derselben? Wenn die Gemeinen nachher oft wüsten, was für einen Zeisig sie an ihrem Pastor hätten, wie würden sie sich schämen, Gottes Wort aus seinem Munde anzuhören! Wie kann man denn auch wohl von einem Menschen, der drei, vier Jahre hindurch ein praktischer Atheist war, glauben, daß er die heiligen Wahrheiten der Religion mit iener Selbstüberzeugung und mit iener Wärme vortragen werde, ohne die alles Predigen ein eitles Ding ist? Und ebenso, wenn die Unterthanen oft hernach wüsten, was für einen Finken sie an ihren Richter hätten, wie würden sie, wenn er sie Unzucht oder Raufens wegen strafte, mit Fingern auf ihn weisen! Häufig machen die, welche ausstudirt haben, den Transitus zu einem öffentlichen Amte erst durch Hauslehrerstellen; man denke sich da an den Platz wackerer Eltern, wenn sie an dem, der ihre Kinder bilden soll, ein Subiekt bekommen, dessen

moralischer Karakter selbst auf der hohen Schule der Moral ganz verwildert ist! Kommen endlich solche gewesene akademische Wüstlinge ins Amt, was geschieht? Nun fehlt es ihnen oft an allen Kenntnissen dazu und sie sehen sich verachtet auch von den nidrigsten Menschen; oder ihr ehemaliges wildes Leben ist ihnen sonst im Wege dabei. Als Prediger sollen sie gute Beispiele der Mässigkeit geben und können nun ihre angewöhnten Laster nicht lassen. Als Richter sollen sie einen schnellen Durchblick haben und ihr Geist ist zu abgestumpft dazu. Als Aerzte sollen sie lüderliche iunge Leute nicht blos kuriren, sondern auch warnen, und sie selbst sind Skelete, die es offenbar durch die Wollust wurden. Der wilde Student blickt auch wohl bei ieder Gelegenheit noch aus ihnen hervor. Sie treiben Scherz mit ihren Amtsgeschäften, und wenn es die heiligsten sind; ein ungesittetes Betragen und plumpe Manieren zeichnen sie aus; und bramarbasirten sie auf Universitäten, so versuchen sie das Bramarbasspiel auch mit ihren Kollegen. Ihre bürgerliche Laufbahn fangen sie gleich mit Sorgen an, weil sie noch die Universitätsschulden zu bezahlen haben. Dann heirathen sie und pflanzen sich fort, empfinden aber bald die Nachwehen ihrer akademischen Ausschweifungen auch an ihrem Körper. Sie kränkeln, legen sich in der Mitte des Lebens aufs

Sterbebette, verfluchen im Tode ihre Universitätsiahre und hinterlassen eine unerzogene Familie, die ihre akademischen Sünden büssen mus. Allen, Allen wird es gewis, wenn sie erst zu ernsthaften Rückblicken kommen, leid, fürchterlich leid, daß sie als Jünglinge mit dem Mechanismus und mit den Kräften ihres Körpers so übel hausgehalten haben.

Ihren Beifall habe ich über dis alles, mein Z., und ebenso auch gewis den Beifall aller wahren Weisen und Guten. Warum sind aber die Kuratoren und Aufseher der Akademien nicht allenthalben thätiger zu Abstellung des akademischen Unfugs? Sind sie es zu sein nicht den Eltern schuldig, die aus Zutrauen zu ihren Einrichtungen ihre Söhne auf ihre Universitäten schicken? Sind sie es nicht den iungen Leuten selbst schuldig, die im Grunde nicht wissen, was sie thun? Sind sie es nicht den Ländern schuldig, aus welchen die Jünglinge kommen, und in die sie einst zurückkehren, um daselbst öffentliche Personen zu werden?

Diese Sätze leugnete mir einst ein gewisser Rektor akademikus rund ab und behauptete, einer Universität läge weiter nichts ob, als nur den Geist der Studirenden auszubilden; das Herz

müsten sie schon ausgebildet mitbringen. Eine Universität sei weder eine Schule, noch ein Kloster. Auf Schulen, wo Lehrer und Schüler separat wohneten, bekümmere man sich nicht einmahl um die Schüler weiter, als in den Lehrstunden; das Uebrige überlasse man den Eltern. So müsten die Eltern auch ihren Söhnen nur gute Grundsätze durch Lehre und Beispiel beibringen und sie in selbigen fest machen; wenn die iungen Leute alsdann so auf die Universität kämen, würden sie auch keine lüderliche Studenten werden. Die Erziehung zu Hause sei an allem Schuld, und viel Eltern, die es auch gut meinten, fingen es doch verkehrt damit an. Auf der Akademie bekümmere man sich nur darum, daß keine öffentliche oder gar tumultuarische Tollheiten und Zügellosigkeiten begangen würden; was die Studenten ausserdem vor sich und unter sich machten, ginge weder die Kuratoren, noch die Professoren etwas an.

Auf das, was in diesen Behauptungen Wahres ist, werde ich hernach wieder zurückkommen; allein ein Mann, der glaubt, daß für einen iungen Menschen, um kein lüderlicher Student zu werden, damit schon Alles abgethan sei, daß er nur gut erzogen werde und mit guten Grundsätzen zur Universität komme, versteht sich nicht auf

Menschenkenntnis, und so fehlt ihm die erste Eigenschaft zu einem akademischen Rektor oder Professor. Kann man von einem Jüngling überhaupt wohl annehmen, daß er in guten Grundsätzen schon fest stehe? Stimmt das mit der kurzen Uebung, die er erst in selbigen gehabt hat, mit dem Feuer seiner Jugend, mit seiner hohen Reitzbarkeit, mit seinem noch vollen Bestreben nach sinnlichen Freudengenüssen und mit seiner Weltunerfarenheit überein? O wohin denken doch die, welche vom Feststehen eines höchstens zwanzigiährigen Menschen in Grundsätzen sprechen! Ob sie denn Alles, Alles aus ihrer eigenen Jugend her schon vergessen haben mögen? Ob auch Jemand in guten Grundsätzen fest stehe, das sieht man erst dann, wenn er wirklich in Verführungen, in viel und starke Verführungen kommt. In was für Verführungen ist denn aber ein Jüngling schon gewesen, ehe er auf die Universität kommt? Man setzt ia voraus, daß die Eltern ihre studirenden Söhne gehörig erziehen sollen, und hierzu gehört ia doch wohl, daß sie sie vor Verführungen hüten? Hier aber, eben hier auf der Universität kommt der iunge Mann mit einem mahle in sie, wird von allen Seiten recht umgeben mit ihnen, und zwar mit den stärksten Verführungen aller Art. Mit den besten Vorsätzen, mit den

tiefsten Eindrücken, die die letzten Ermahnungen seiner Eltern und die erste Trennung von ihnen auf sein Herz gemacht hatten, langt er zwar an; aber — er findet Landsleute oder Hauspursche, die schon verwildert sind. Diese erneuern oder machen die Bekantschaft mit ihm, necken ihn mit dem Heimweh, das er äusert, ziehen ihn auf mit dem Papa und mit der Mama und bereden ihn, sich in ihrem Zirkel zu zerstreuen. Aeusert er, wenn er in diesen eintritt, keinen Geschmack für die Vergnügungen darin, so wird er gehänselt, bekommt sogenannte Ehrenvorgänge, und fängt an, sich zu überzeugen, daß sein ganzes akademisches Leben verdrusvoll sein würde, wenn er dabei beharrte, ein Sonderling zu sein. Immer sträubt sich sein Herz noch gegen die bösen Beispiele, welche er auf allen Seiten siehet; eben darum aber, weil er sie zu oft siehet, macht ihn die Gewohnheit nach und nach gleichgültiger gegen sie. Er schaudert vor ihnen nicht mehr so zurück, als anfangs; er kann ihren Anblick schon ertragen; einigen von denen, welche sie ihm reichen, gelingt es, weil sie das Talent des Pickelherings dabei haben, ihm ein Lächeln dazu abzuzwingen; kaum hat er dazu g e l ä ch e l t, so l a ch t er dazu; hat er erst dazu gelacht, so macht er mit und — nun ists um ihn geschehen. Er sucht bald eine Ehre in dem, was er sonst für Schande

hielt, und findet das äuserst schön, wovor sein Herz sonst bebte. Was hält ihn unter allen diesen Stürmen der Verführung? Zu Hause, wo die Verführung gar nicht, oder doch weit geringer war, hielten ihn seine Eltern; hier aber, wo sie in höchster Masse herrscht, ist er ganz sich selbst überlassen.

Die Erfarung bestätigt ia dis alles tausendfältig. Sollte man denn annehmen, daß alle, die lüderliche Studenten werden, von ihren Eltern schlecht erzogen worden sind? Nein, Jünglinge, auf das edelste vorgebildet und mit den treflichsten Grundsäzen ausgerüstet, kamen zur Akademie und wurden hier während einiger Monate zu Lüderlichen metamorphosirt; dahingegen andere, die kaum halb so gut gebildet waren, aber an demselben Orte studirten, wo ihre Eltern wohnten, gesittete Menschen blieben. Woher sind beide Erscheinungen anders erklärbar, als daher — bei ienen war kein Rechtschaffener, der die täglichen Eindrücke des Bösen auch nur dann und wann wieder ausgelöscht hätte; bei diesen aber wurden die guten Grundsäze von den Eltern täglich wieder aufgefrischt. Ein iunger Mensch, der, noch so gut gebildet, unter einen grossen vermischten Haufen von Leuten seines Alters kommt und sich von Stund' an, wie sie insgesamt, ganz

selbst überlassen ist, und — dabei dennoch gut bleibt, gehört unter die Phänomene in der moralischen Welt.

Da dies alles so sehr einleuchtend ist, so sehen es auch fast alle, die die Obsorge für Universitäten haben, ein; es giebt aber gewisse Vorurtheile, welche noch immer verursachen, daß oft ihrer lebendigsten Ueberzeugung von ihnen nicht gemäs gehandelt wird. Man fürchtet nehmlich, daß eine Universität, die durch Strenge der Gesetze und der Aufsicht über die Studenten berüchtigt würde, von Ausländern weniger besucht werden dürfte, und daß der grösseste Theil derer, welche zur Zeit der Reform eben auf ihr studirten, von Stund' an answandern würde. Wäre es denn aber nicht gerade das, was man wünschen müste, wenn die Reform auf der Stelle die Wirkung hätte, daß die Akademie sich selbst reinigte, und daß der ganze Tros von Wüstlingen an einem Tage fortzöge? Sobald alles in gehörigem Zuge und Gleise wäre, würde sich der erste Eindruck, den die Reform gemacht, bald wieder verliehren, und ausländische Väter würden vieleicht gerade auf diese Universität eben darum ihre Söhne schicken, weil sie sie da am besten aufgehoben wüsten. Gesetzt aber auch, eine solche Universität würde weniger besucht; sind nicht hundert

vernünftige und gesittete iunge Männer mehr werth, als tausend Wildfänge, Saufer und Raufer? Sind sie nicht Ackers genug, in den guter Same, wenn dergleichen nur vorräthig ist, gestreuet werden mag, da die Säemänner mit Gewisheit hoffen können, daß er auf selbigem herrlich gedeihen werde? Macht sich eine Universität nicht verdient genug, wenn sie auch nur in zwanzig verschiedene Länder iährlich ein Paar Männer zurückschickt, die, selbst auf einem guten Tone stehend, würdig sind, die Tonangeber im Vaterlande zu werden, und die selbstaufgeklärt und selbstveredelt im Stande sind, auch ihre Mitbürger aufzuklären und zu veredeln? Will man auf der einen Seite sagen, daß alsdann die Professoren nicht leben könnten, die auf ein zahlreiches Auditorium am meisten rechnen müsten: so werde ich hernach hierauf antworten. Spricht man aber auf der andern Seite, daß wohl eine ganze Stadt dadurch in Verfall gerathen könnte, wenn die Universität in ihr ausserordentlich abnähme: so ist darauf nichts weiter zu erwiedern, als daß dis nur auf eine Zeitlang geschehen würde, weil die oft müssiggehenden Bürger sich bald auf eine andere Handthierung, als auf blosse Studentenbenutzung, legen würden. Auch ists ia gar nicht zu viel gehofft, daß sich bald mehrere Fürsten verbinden werden, ihre Universitäten zu

reformiren. Wenn dann der Wüstling nirgends mehr Hege fände, so hätte das Risiko einzelner reformirten Universitäten ein Ende, es müste denn sein, daß dieienigen, welche sich der vernünftigern akademischen Lebensart nicht unterwerfen wollten, auf den Einfall kämen, lieber gar nicht zu studiren, wodurch ebenfalls allen ihren Vaterländern gedient sein würde. Was springt so oft, wenn sie ihre Universitätsiahre durchbrauset, die Eltern um ihr Vermögen gebracht und noch dazu niderträchtige Schulden kontrahirt haben, anders heraus, als daß sie zulezt noch Dragoner oder Husaren werden? So könnten sie es lieber drei Jahre vorher und gleich werden.

Noch seltsamer aber ist es, wenn man gar aus einer Art von Theilnehmung und Mitgefühl von der Reform des Studentenlebens zurücktreten zu müssen glaubt. Ich habe wohl eher sagen hören, der Student müsse nicht eingeschränkter sein, als ein Schüler ist, sobald er nicht Klosterschüler ist; er müsse nicht nur ebensoviel, sondern auch noch mehr Freiheit haben; weil er doch auf ieden Fall schon auf einer höhern Stufe stehe und Freiheit ein Prärogatif der Wissenschaften sei. Gerade, als wenn die Freiheit eines iungen Menschen darin bestände, daß er in seine Gesundheit, Ehre, Tugend und Ruhe hineinrasen könne, wie

er wolle! Eine Freiheit, die er, wie schon gesagt, über lang oder kurz selbst verflucht! Eine Freiheit, die er einst, wenn er an den unseligen Folgen ihres Gebrauchs leidet, selbst eine wahre Sklaverei der Thorheit und des Lasters nennet, mit deren Ketten ihn verwilderte ältere Jünglinge ehemals belegt! Ja, ich habe wohl gar gehört, daß man gemeint hat, die Universitätsiahre wären noch die einzigen, welche Männer, die sich dem Gelehrtenstande widmeten, wirklich geniessen könnten. Hernach, wenn sie erst in Aemter und Bedienungen kämen, würden sie Sklaven des Staats und grosser Herren, und so wäre es ihnen nicht zu verdenken, wenn sie iene recht genössen, und es würde Grausamkeit sein, sie hievon abhalten zu wollen. Was Männer, die so meinen können, nur für einen Begrif von Lebensgenus haben mögen! Beinahe müste man auf den Gedanken kommen, daß sie, indem sie ietzt noch lüderlichen Studenten das Wort redeten, ihr eigenes ehemaliges Studentenleben vertheidigen wollten. Allerdings gehört dem Studirenden Lebensgenus, und es wäre zu wünschen, daß ieder ohne Gram und Sorgen und mit frohem Muthe seine akademischen Jahre hinbringen könnte; denn es ist elend studiren, wenn man fragen mus — was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden,

wovon werden wir die Kollegien bezahlen? — aber eben darum, weil von Lebensgenüssen Studirender die Rede ist, so müssen es nur solche sein, die sich über die Lebensgenüsse der Thiere und über die Lebensgenüsse des eigentlichen Menschenpöbels in allen Ständen erheben und die an Würde den Ideen gleich sind, welche die höheren Wissenschaften reichen; damit das Herz nicht in der Masse zurückkomme, in welcher der Kopf vorwärts kommt. Junge Studirende müssen nicht der Auswurf der ganzen iungen Welt sein, sondern man mus sie allen andern Jünglingen zum Muster hinstellen können; denn wenn die, welche die Humaniora förmlich traktiren, nicht human werden, wie sollen es die übrigen sein, und wenn Philosophie nicht Tugend wirkt, woher soll dann Tugend kommen?

Aller dagegen strebenden Vorurtheile ungeachtet ist und bleibt also die akademische Reform einer der allerwichtigsten Gegenstände der Menschheit, und es mus iedem erlaubt sein, sein Gutachten über das, was deshalb zu thun sei, von sich zu geben. Hier haben Sie das meinige!

Was wahr ist, mus zugegeben werden; und so sind auch, wie iener Rektor akademikus meinte, die Eltern allerdings verbunden, ihre Söhne, die

studiren sollen, als solche gehörig zum Universitätsleben zuzubereiten. Auf ieden Fall thun sie am besten, wenn sie sie bis dahin ausser den Schulstunden unter ihren eigenen Augen behalten. Einem Vater, der an seinem Orte keine gute Schule hat und keinen eigenen Hauslehrer halten kann, würde ich den Rath geben, seine Söhne vom Studiren abzuhalten; der Gelehrtenstand ist so zu übermässig besezt, und man findet seit einiger Zeit in vielen andern Ständen sein Brod nicht nur besser, sondern kann auch in selbigen seinen Geist, wenn man sonst will, ebenso ausbilden. Auf solche auswärtige Schulen wenigstens müste er sie nicht schicken, wo iunge Leute, in den Schulgebäuden selbst wohnend, zu sehr eingeschränkt sind und darin gleichsam wie im Wachtelbauer stecken. Die volle akademische Freiheit folgt einst zu unmittelbar darauf; es ist kein Transitus für sie weiter da, der die Wirkungen der Verwechselung des einen Extrems mit dem andern milderte; sie machen einen Sprung, einen Schnellflug aus dem Klosterkäfigt in die weite Welt, der bei lebhaften Gemüthern keinen andern Effekt thun kann, als den, daß das so lange und so gewaltsam unterdrückte Feuer in die heftigste Explosion ausbreche. Auf der andern Seite aber sind auch solche Schulen nicht anzurathen, wo die Schüler schon den Studenten spielen, oder

wo die Primaner wohl gar Degen tragen; welches beinahe so herauskommt, als wenn man iunge Studirende nicht früh genug aus ihrer eigentlichen Karriere herausschrauben könnte.

Hat ein Vater aber ausser den Schulstunden wenigstens seinen Sohn in seinem Hause und unter seinen Augen: so kann er ihn unstreitig auf das beste zum akademischen Leben zubereiten. Er setze ihn alsdann recht in Enthusiasmus für die Wissenschaften, stelle sie ihm aber immer hauptsächlich von der Seite vor, wie sie auf sein Herz und auf seinen moralischen Karakter vorzüglich wirken müsten. Er werde nicht müde, ihm die edelsten moralischen Grundsätze von neuem wieder vorzuhalten, und übe sie selbst vor seinen Augen aus. Er belehre ihn besonders durch sein Beispiel, was für eine Freude es sei, wenn man das Seinige gelernt hat und mit Ehre und Segen im Amte steht, auf seine wohlverwendeten Jünglingsiahre mit Selbstzufriedenheit zurücksehen zu können. Er halte ihn von allem schlechten Umgange ab und wähle selbst ihm seine Gesellschafter aus den besten iungen Leuten des Orts. Er spreche mit ihm zu rechter Zeit bescheidenfreimüthig vom Fortpflanzungstriebe, von den Misbräuchen desselben und von ihren heillosen Folgen. Er schildere ihm das Tabackrauchen als gehirnverder-

bend für iunge Leute, und die Spielsucht als schändlich für ein erwachsenes menschliches Wesen. Er gebe ihm als Schüler schon Geld in die Hände, damit er damit umgehen lerne. Er lasse ihn, ie näher er den Universitätsiahren kommt, nach und nach iedes Vergnügen geniessen, das ein gesitteter Student geniessen darf, damit ihn, wenn er Student wird, die Neuheit derselben nicht berausche und hinreisse. Trift sichs, daß um die Zeit, wenn sein Sohn auf die Universität geht, ein anderer guter iunger Mitbürgerssohn ebendahin geht, so bewirke er, daß herzliche Freundschaft unter ihnen entstehe; damit, weil doch ieder Mensch einen Freund haben will, sein Sohn den Vertrauten auf die Akademie gleich mitbringe, oder doch daselbst vorfinde, und nicht durch falsche Wahl eines Fremden im ersten Monat gleich den Grund zu seinem Unglück lege. Er gewöhne ihn zur Ordnung und zur Achtung gegen sich selbst, definire ihm fleissig die wahre Ehre, führe ihn in Gesellschaften, wo ein feiner Ton herrscht, und lehre ihn kein Mädgen schätzen, das sich nicht ganz vorzüglich durch Kopf und Herz auszeichnet.

Dis alles zu thun, ist allerdings die Schuldigkeit eines Vaters, der seinen Sohn studiren lassen will; und daß es die wenigsten Väter so an-

fangen, ist freilich traurig. Wie viele bekümmern sich schon um ihre Söhne als Schüler nicht mehr, sondern lassen sie umherlaufen, spielen, Taback schmauchen u. s. w., und haben wohl recht ihre Freude daran! Wie vielen ists einerlei, ob ihre Söhne mit Eifer studiren, oder nicht, weil sie ihnen Vermögen genug hinterlassen, oder weil sie wissen, daß ihnen ein Dienst im Vaterlande dereinst nicht entgehen könne, sie mögen etwas gelernt haben, oder nicht! Wie viele setzen sich wohl recht in die Mitte ihrer Söhne, preisen ihnen die Seligkeit des freien Studentenlebens und erzählen ihnen ihre eigenen ehemaligen lüderlichsten und tollsten Studentenstreiche! — Wie viel Väter versehen es auf der andern Seite dadurch, daß sie ihre Söhne zu Hause zu sehr einschränken, ihnen das erste Geld bei ihrer Abreise auf die Universität erst in die Hände geben, sie kein öffentliches Vergnügen mitgeniessen lassen u. s. w.! Kommen die Söhne dann auf die Akademie, so wissen sie nicht mit Geld zu wirthschaften, reissen iedes Vergnügen, weil es ihnen neu ist, an sich und sind im ersten Jahre gleich lockere Studenten.

Wenn aber ein Vater seinen Sohn auch noch so wacker zur Universität zubereitet, so kann ihn dis doch seintwegen, wenn er erst auf der Universität ist, nicht beruhigen, so lange sich die Kura-

toren der Universitäten nicht mit ihren Anstalten an seine väterliche Vorbereitung anschliessen und da fortgehen, wo er stillstehen muste.

Wem, der selbst auf deutschen Universitäten lebt, oder doch gelebt hat, kann die Bemerkung entgangen sein, daß die daselbst studirenden Hungarn und Siebenbürgen fast durchgängig gesittete und sich wohl betragende Studenten sind? Woher dieses? Daher — diese Leute kommen mehrentheils schon als Männer auf die deutschen Universitäten; der iugendliche Leichtsinn hat sie bereits verlassen. Wenn nun ihr Alter auch nicht gerade der Masstab sein soll, nach welchem die Zeit, in der ieder Studirende auf die Universität gehen müsse, zu bestimmen sei: so ists doch schlechterdings wahr, daß deutsche Väter ihre Söhne oft zu iung auf die Akademie schicken. Man eilt und eilt mit den Söhnen aus der Schule, bald, um nur früh sagen zu können, nun habe ich meine Kinder erzogen; bald, um Stipendien, die hernach nicht gehörig wieder vakant würden, für sie zu erhalten u. s. w. Was geschieht dadurch? Dis, daß die zu iung auf die Akademie kommenden Leute sich noch nicht selbst zu regiren wissen, daß ihre noch nicht reife Urtheilskraft über die wichtigsten Gegenstände und Angelegenheiten falsche Schlüsse macht, daß blen-

dender Schein sie auf allen Seiten täuscht, daß sie sich iedem Verführer Preis geben und daß sie die unbesonnenen Schulstreiche nun gegen unbesonnene Studentenstreiche vertauschen, zwischen welchen weiter kein Unterschied, als zwischen Plus und Minus, ist. Nicht nur der Mann im Amte schämt sich hernach seiner ausgeübten Studentenstreiche, sondern auch der Student selbst im letzten Universitätsiahre verachtet schon die Thorheiten, welche er in den erstern beging. Sollte er nicht vieleicht, wenn er also um ein Paar Jahre später sein akademisches Leben antrat, diese gar nicht begangen haben? Es würde daher, glaub' ich, vor allen Dingen nöthig sein, daß ein gewisses Alter, welches von iedem Ankommenden bescheinigt werden müste, festgesetzt würde, unter dem kein Student inskribirt werden dürfte. Meiner Meinung nach müste ein Jüngling wenigstens volle zwanzig Jahre alt sein, ehe er ein Civis akademikus würde. Was hilft es denn auch, wenn die Studirenden so früh absolvirt haben? Gesetzt, daß sie so glücklich sind, gleich befördert zu werden, ist denn wohl dem Staate und der Kirche damit gedient, daß so blutiunge Männer die öffentlichen Aemter bekleiden? Es gehört doch auch in der That zu einer öffentlichen Person ein gewisses Ansehen, das der zu iugendliche Anblick noch nicht gibt. Die Mehresten aber haben, wenn sie zu iung von

der Universität zurückkommen, das Schicksal, daß sie alsdann entweder im elterlichen Hause lange liegen und warten, oder in Kondition gehen müssen. Im erstern Falle müssen die Eltern sie ernähren, und so hätten iene sie lieber einige Jahre länger vor dem Universitätsleben ernähren mögen; oder sie zehren den elterlichen Nachlas auf, womit sie besser ihre Haushaltung hätten anfangen können. Im letztern Falle müssen sie die Jahre nachher schon mit Lehren zubringen, die sie lieber vorher noch mit Lernen hätten zubringen sollen.

Ferner müste auch bei der Inskription in Ansehung der Fähigkeiten und des Karakters der iungen Leute strenger verfahren werden. Wer schlecht aus der Schule kommt, aus dem wird nie etwas rechts. Auf Universitäten kann der versäumte Schulunterricht nicht nachgeholt werden. Nun ist nicht nur dem Vaterlande mit Leuten, die nichts gelernt haben, in öffentlichen Aemtern nicht gedient, weshalb solche schlechte Ankömmlinge allein schon von der Universität zurückgewiesen werden sollten; sondern es ist auch vorauszusetzen, daß sie auf der Schule nichts haben lernen *wollen*. Sie waren also schon leichtsinnige und lüderliche Schüler; was für leichtsinnige und lüderliche Studenten werden sie nicht werden!

Woher sollen sie denn nun Geschmack am Studiren bekommen? Wenn sie aber auf der Universität nicht studiren wollen, wozu kamen sie weiter auf sie, als blos, um wildes Studentenwesen zu treiben? Sind nun wohl Menschen, die schon mit diesem Vorsatze ihre Ankunft vermelden lassen, aufzunehmen? So wenig ein Vater einen fremden Knaben auch nur eine Viertelstunde im Hause dulden würde, der ausdrücklich sagte, daß er komme, um mit seinen Knaben Unfug zu treiben: so wenig sollten die Kuratoren der Akademien solchen Jünglingen erlauben, sich unter den übrigen Jünglingen, die ihrer Fürsorge anvertraut sind, gar häuslich niderzulassen. Nicht nur Attestate seiner Kenntnisse müste demnach ieder Neuankommende aufzuzeigen haben, sondern das zweckmässigste Examen müste auch noch erst über die Richtigkeit dieser Attestate entscheiden. Wie viel würde dis auf alle, die noch Schüler sind, wirken, wenn sie davon hörten! Kann doch ein einziger gestrenger Konsistorialrath alle, die unter ihm Kandidaten werden wollen, so in Bewegung setzen, daß sie sich von Stund' an besser zur Kandidatur vorbereiten; sollte es denn nicht, wenn bekannt würde, daß ieder, wer nicht die gehörigen Vorkenntnisse zur Universität mitbrächte, von ihr zurückgewiesen würde, auf alle Schüler den Eindruck machen, daß sie sich besser

zur Universität vorbereiteten? Da aber auch Wissenschaftlichkeit und Moralität nicht immer beisammen sind, so müste auch ieder, der inskribirt werden will, noch besondere Schullehrer= Prediger= und Obrigkeitsattestate von seinem als Schüler bezeigten Wohlverhalten mitbringen. Wer vollends schon als Schüler ausgeschweift hat, wird als Student noch weit ärger ausschweifen. Auch dis würde die stärksten Eindrücke auf alle, die noch auf Schulen sind, machen. Wenn ein lüderlicher Student von der Universität relegirt wird und seine mit ihm studirenden Landsleute wissen, daß er deshalb nun nie im Vaterlande eine Versorgung hoffen dürfe: so lassen sie von einem ähnlichen Leben ab; sollten nicht Schüler, wenn sie hören, ihr Mitschüler sei des schlechten Zeugnisses seine Moralität betreffend wegen, das er mitbrachte, nicht inskribirt worden, ein besseres Zeugnis zu erhalten sich bestreben?

Nun komme ich auf eine Hauptsache, bester Z. Sie klagen selbst darüber, daß auf Universitäten noch so viel militärischer Geist walte. Dieser mus schlechterdings ausgetrieben werden, wenn die Akademien wahrhaftig zweckmässige Anstalten zur völligen Ausbildung iunger Leute zu öffentlichen Aemtern im Vaterlande werden sollen. Ich begreife auch gar nicht, wie er

dahin gekommen sein möge. An sich selbst sind doch das Gelehrtenwesen und das Soldatenwesen wie Tag und Nacht verschiden; wie also so viel militärischer Anstrich an hohen Schulen sein könne, ist mir ein wahres Räthsel. Sollte nicht wirklich daraus zu erklären sein, warum so viel Studenten am Ende in der That unter das Militär gehen?

Schon das Degentragen — sagen Sie mir nur, was es solle! Wozu denn in unsern Gegenden ein Mordgewehr an der Seite eines Gelehrten oder Studirenden? Dis sollte doch bei uns einzig und allein den Soldaten auszeichnen. Sind wir denn Türken oder Araber, daß jeder von uns sein Messer oder seinen Dolch zur Schau bei sich tragen müsse? Ist denn bei uns so viel Unsicherheit, daß man nicht über die Gasse gehen könne, ohne Furcht angefallen zu werden, weshalb man einen Degen wenigstens immer gleich bei der Hand haben müsse, um sich seiner Haut wehren zu können? Wissenschaften und Wolfsklingen! Wahrhaftig, das passt zusammen, wie Christus und Belial. Ich weis es freilich, daß auch Männer in öffentlichen Aemtern noch Degen, auch wohl Hirschfänger, tragen; ich weis es, daß es noch Höfe giebt, an welchen der Kavalier mit dem Degen erscheinen

mus; ich kenne Länder, in welchen die Räthe sogar in den Gerichten mit Degen sitzen müssen; aber — mit Erlaubnis unseres Zeitalters gesagt, das alles riecht auch noch gewaltig nach der Barbarei voriger Jahrhunderte. Was soll der friedliche Bürger denken, wenn er einem Manne, der im öffentlichen Amte steht, mit einem Degen begegnet? Gibt ihm dieser etwa einen Wink damit, ihm nicht zu nahe zu kommen? Was soll es heissen, wenn der Kavalier vor seinem Fürsten mit dem Degen erscheint? Ist etwa da eine Herausforderung obwaltend? Wie soll es erklärt werden, wenn die Richter mit Degen da sitzen? Etwa so, daß, wenn der Termin zur Güte unter den Partheien nichts fruchten will, die Richter eine andere Art von Güte unter ihnen pflegen wollen? O des alten barbarischen Ueberrests unkultivirter Zeitalter — wie lange wird er noch dauren! Gewehr trägt man als Nichtsoldat nur im Nothfalle; und — zur Zierde? o welch ein Einfall! Wie kann in einem freien, aufgeklärten und gesitteten Lande ein Degen zieren? Paradiren vollends die Professoren auf Universitäten selbst noch mit Degen, so kann man sich des Lachens nicht enthalten. Machen etwa die Studenten das Leibregiment des Souverains aus, und sind etwa die Professoren die Officiere davon? Ein Lehrer der Wis-

senschaften und ein Mordgewehr! Ist das keine Kontradiktorie, so gibts keine. Das nächste Gute, das daraus folgte, wenn die Studenten keine Degen mehr hätten, wäre doch wohl, daß sie sich nicht damit hauen könnten.

Ebenso militärisch lässet der Aufzug eines Studenten, wenn er im Kollet, mit Reuterstiefeln und mit Sporen geht. In der That, ein solches Aeuserliches eines Reuters wirkt auf das Innere des Menschen, der es annimmt, zurück und gibt ihm auch Reuterstimmung und Reutermanieren. Ich dächte, Sporen müsste man nur tragen, wenn man wirklich ausreuten wollte. Freilich ists iezt Sitte, daß auch sogar Männer, die in öffentlichen Aemtern stehen, unaufhörlich mit Sporen erscheinen. Welcher vernünftige Mensch lächelt aber nicht dazu und denkt, wenn er so einem Manne begegnet — „bist du nicht ein kurioser Mann! Thust immer, als wenn du rittest, und gehst doch auf deinen zwei Leibrappen einher, wie ich!" Mir ists oft so vorgekommen, als wenn mancher, der immer mit zwei Sporen an den Füssen geht, noch einen dritten trüge, und zwar im Kopfe. Es ist ia doch seltsam, daß solche besporte Herren, wenn man kasu mit ihnen in Geselschaft ist, von Unsereinem immer verlangen, daß man sich mit seinen Füssen

vor den ihrigen hüten möge, und daß die Damen, wenn sie dicht neben ihnen weggehen, ihres Kleides Saum Preis geben sollen. Gehen vollends Räthe ins Kollegium mit Sporen, so glaubt ieder, wer sie nicht kennt, daß sie in Gedanken gingen, und statt in die Reutbahn zu kommen, wohin sie eigentlich gewollt, sich in die Kanzlei oder Audienz verirrten. Sollte es nicht auch einmahl Mode werden, daß man mit Peitschen ginge? Was wäre die Peitschenmode mehr, als die Spornmode? Das müste allerliebst aussehen, wenn alle Männer von Stande ihre Karbatsche um den Leib her trügen, wenn ieder in Gesellschaften mit seiner Karbatsche erschiene, und wenn die Räthe in den Kollegien mit Karbatschen votirten und die Präsidenten mit Karbatschen präsidirten. Wer weis, was noch geschieht, lieber Z.?

Lassen Sie uns der Landsmannschaften auf Universitäten gedenken! Auch hierin finde ich militärischen Geist. Haben sie nicht das Ansehen der Kompagnien, aus welchen das Regiment, die Universität, bestände? Senior, Subsenior — klingt das nicht, wie der Hauptmann und sein Lieutenant? Wozu nützen diese äuserlichen besondern Verbindungen mitten in der allgemeinen akademischen Societät? Landsleute

kennen einander doch wohl; Landsleute gehen doch wohl mit einander um, sobald sie für einander passen; Landsleute helfen einander doch wohl in der Noth, wenn sie sonst gute Freunde sind. Die förmlichen Landsmannschaften sind vielmehr äuserst schädlich. Wenn Thor- und Tollheiten, Zügellosigkeiten und Tumulte obwalten, so ist vermöge derselben unter Vielen gleich Einheit da und der Geist des Seniors fährt gleich in die ganze Landsmannschaft. Mithin dürfen nur ein Dutzend Senioren einig sein, so ist die ganze Universität Eins. Reisst unter den verschidenen Landsmannschaften aber Has gegen einander ein, so pflanzt sich dieser Has fort, wird unauslöschlich und ist die Quelle unaufhörlicher Schlägereien. Ist gar eine Landsmannschaft ausgezeichnetunmoralisch, so wird der beste neuankommende iunge Mitbürger, der sie vorfindet und sich zu ihr halten mus, wenn er nicht immerwährenden Verdrüslichkeiten ausgesetzt sein will, in den ersten vier Wochen gleich verderbt. Es leuchtet also ein, daß alle sogenannte Landsmannschaften auf Universitäten aufgehoben werden müssen.

Noch mehr die Orden. Um auch bei diesen den militärischen Geist nicht zu verkennen, so gestehe ich, daß mir die sogenannten Ordensbrü-

der immer wie die Husaren vorgekommen sind, welche bei dem Regiment, Universität, sich ebenso befänden, wie sich dergleichen zuweilen bei andern Regimentern befinden. Es wundert mich oft, daß nicht sogar schon Reichsgesetze *) gegen dergleichen da sind; aber ieder weise und gute Fürst mus nicht eher nachlassen, bis er dieses noch übermilitärische Wesen auf seinen Universitäten mit Stumpf und Stiel ausgerottet hat; denn so lange diese Verbindungen noch öffentlich oder auch nur in geheim dauern, ist der Raufsgeist von Akademien nicht zu verbannen, und dieser Geist ist doch der wahre Antipode zu dem Geiste, der iunge Männer beseelen soll, die sich den Wissenschaften, deren Werk Belebung und Beseligung ist, widmen und die einst Lehrer der Humanität und Friedensrichter im Volke werden wollen. Man untersuche alle Tumulte auf Universitäten und sehe, ob nicht ausser den Landsmannschaften die Orden die hauptsächlichste Ursache derselben sind; o und was für ein abscheuliches Wesen ist Tumultuiren für Studenten! Wie? die höheren und feineren Wissenschaften

---

*) Lebte der Verfasser noch, so würde er sich darüber freuen, daß seine Verwunderung nun ein Ende hätte.

Anm. d. H.

sollen ihre Verehrer und Freunde nicht einmahl auch nur so weit ausbilden können, daß sie die öffentliche Ruhe nicht stören und nicht Verwüstungen anrichten, die sich sonst nur trunkener Pöbel erlaubt? Ebenso untersuche man auch alle Schlägereien und überzeuge sich, daß die Orden den grössesten Antheil daran haben. Welch eine Tollheit, daß sich ein Mensch schlagen mus, wenn er auch nicht will.

Dieser Punkt, der Punkt des Duellirens, mus die äuserste Aufmerksamkeit aller akademischen Kuratoren auf sich ziehen. Es sei, daß das Duelliren im Militärstande nicht abgeschaft werden könne — ob ich gleich nicht einsehe, warum nicht? — aber warum soll der Studentenstand gerade der sein, welcher mit ihm in Parallele stehe? Leute, die sich den Wissenschaften widmen, müssen human, mild und sanft sein; denn dis ist der Karakter der Wissenschaften selbst. Aber auch das sollen die Wissenschaften nicht einmahl auf ihre Liebhaber wirken können, daß sie nicht mörderisch gegen einander den Degen ziehen? Offenbar liegen ia doch beim ganzen Duellwesen falsche Begriffe von Ehre zum Grunde; wie können Philosophen es treiben, die sich durch Richtigkeit der Begriffe überall auszeichnen sollen? Demonstratio-

nen durch die Faust, sie mögen unmittelbarer oder mittelbarer Art sein, und im letztern Falle mit Bankbeinen, oder mit Degen, geschehen, schicken sich nicht für Leute, deren Metier Raisonnement ist, die nur Vernunftbeweise etwas gelten lassen müssen, und die nur durch pro und kontra disputiren die Wahrheit unter sich ausmachen sollen. „Der Herr hat nicht Wohlgefallen an der Stärke des Rosses, noch an Jemands Knochen" — ein wahres Motto für Studenten!

Meistentheils sind die Anlässe zu Duellen auf Universitäten wahre Bagatellen, die dieselben Menschen hernach, wenn sie ihnen im bürgerlichen Leben wieder begegnen, nicht einmahl ahnden mögen, und die sie auch auf der Akademie ungeahndet lassen würden, wenn sie der Raufgeist nicht irre führte. Ja, wie oft wird der Beleidiger blos darum Beleidiger, um nur, weil er sich auf den Degen verlassen kann, diesen oder jenen vor die Klinge zu bekommen! Hätte er keine Aussicht hierzu mehr, so finge er nicht Händel an. Gesetzt aber auch, es beträfe eine Sache von Wichtigkeit, die ein Paar Studenten unter sich auszumachen hätten, kann sie im Ernst dadurch ausgemacht werden, daß sie sich schlagen? Zieht denn im Duell der Beleidiger allemahl

den Kürzern? Wenn dis nun den Beleidigten trift, so hätte ia dieser, statt Satisfaktion bekommen zu haben, nun gar doppelte Satisfaktion zu fordern. Doch angenommen, der Beleidiger verliehre im Zweikampf, bekommt der Beleidigte dadurch wirklich Satisfaktion, wenn er ihn verwundet? Macht das von ihm strömende Blut die zugefügte Beleidigung wieder gut? Nichts weniger, als dis; denn er hatte ia nicht einmahl den Willen, diese wieder gutzumachen, und hätte den Hieb oder Stich, den er bekam, gern dem Beleidigten beigebracht, wenn er nur gekonnt hätte. Man sieht also offenbar, daß kein Handel dadurch eigentlich ausgemacht werde, wenn sich die, unter welchen er obwaltet, schlagen. Die ganze Vorstellung ist eine Schimäre, und wenn sich die Duellanten nach geendigtem Duell auf der Stelle als Freunde wieder umarmen, so fragt sie der vernünftige Mann mit Recht, warum sie einander nicht lieber vor dem Duell gleich umarmt hätten, als welches ihnen, wie der Philosophie, mehr zur Ehre gereicht haben würde.

Warlich, mein Z., es ist für alle Eltern, die Söhne nach der Akademie schicken, ein äuserst beunruhigender Gedanke, daß der Raufgeist aus den Wohnsitzen der Wissenschaften noch nicht völ-

lig verbannt ist. Nicht genug, daß sie Krankheiten wegen, die ihre Kinder in der Fremde oft zu betreffen pflegen, für ihr Leben besorgt sein müssen; auch Möglichkeit der Ermordung derselben mitten unter den Musen, wie in Wildnissen und in hohlen Wegen, sollen sie fürchten. Ich bin einmahl dabei gewesen und werde es ewig nicht vergessen, als ein Vater die Nachricht bekam, daß sein Sohn zu J. erstochen worden sei. Untröstbar war und blieb der Rechtschaffene und überlebte sein Kind nicht lange. Und — in was für einem Seelenzustande mag sich lebenslang ein Mensch befinden, der einen andern im Duell erlegte! Wie mag er, wenn er nun in das bürgerliche Leben tritt, die Ruhe im Schosse der Seinen vergeblich suchen! Wie mag das Bild des durch seine Hand Gefallenen ihn allenthalben umschweben! Wie mag er iedes Unglück, das ihn trift, für Strafe des begangenen Mords ansehen! Wie viel tausendmahl mag er sich an die Stelle seines Ermordeten wünschen! Er kann übrigens der beste Mensch sein; blos die Raufsitte brachte seine Unthat hervor. Wie glücklich wäre er nun, wenn iene nicht hätte sein dürfen!

Ich verehre die Gesetze, welche gegen das Duelliren der Studenten gegeben sind; daß sie

aber nicht hinreichen, beweiset iedes neue Duell, das vorfällt. Ja, es ist mir gar vorgekommen, als hätte man hier und da diese Gesetze nur gegeben, um den Schein zu haben, daß man die Duelle verböte, und als sähe man selbigen doch als einem malum necessarium nach. Zu meiner Zeit war auf der Universität, wo ich studirte, ein Professor, der als Rektor magnifikus zusah, wenn sich die Studenten auf öffentlichem Markte schlugen. Er entschuldigte dis damit, daß er sagte, er müsse zwar die iungen Leute strafen, aber er sähe es doch lieber, daß sie sich öffentlich, als auf den Stuben, schlügen, weil auf solche Art weniger Unglück entstehe. Lag hierbei nicht in der Seele dieses Professors die Idee zum Grunde, daß sie sich schlagen müsten? Wenn nun aber diese Idee noch in dem Kopfe eines Professors feststeht und sich gar publicirt, wie soll sie aus den Köpfen der Studenten herauszubringen sein?

Stehen nicht auch mit ienen Gesetzen gegen die Duelle die öffentlichen Fechtböden und Fechtmeister sogar, welche für die Studirenden gehalten werden, in wirklichem Widerspruche? Führt die Fechtidee nicht geradezu zur Duellidee? Ist diese etwas anderes, als Realisirung iener? Würden nicht die mehresten Herausforderungen wegfallen,

fallen, wenn die vorhergegangene Uebung im Fechten nicht dreust dazu machte? Können die iungen Leute glauben, daß es mit dem Duellverbote ein wahrer Ernst sei, wenn man ihnen sogar Lehrer hält, die sie im Duelliren unterrichten; so, daß es wohl eher an einem Sprachmeister fehlt, als am Fechtmeister? Soll der Student aber das Duellverbot für Ernst aufnehmen — wozu wird dafür gesorgt, daß er fechten lernen könne? Zum Vergnügen für ihn etwa? Ich begreife gar nicht, wie man auch sogar bei den Vergnügungen der Studirenden dem militärischen Geiste den Zutritt öffnen und ihn gleichsam recht einladen könne, auch diesen seinen Anstrich zu geben. Ja, ia, werther Z., die Fechtböden müssen abgeschaft werden, wenn das Duellirwesen aufhören soll. Disputirübungen und — Fechtstunden, welch ein Kontrast auch! Vielleicht wäre mancher Student am Ende nicht unter die Soldaten gegangen, wenn der Fechtboden nicht den Grund zur Neigung dazu in ihm gelegt hätte. Es ist sonderbar, wenn man sagt, daß es bei vorfallenden Schlägereien doch besser sei, wenn die Leute fechten gelernt hätten, und wenn man daher wohl iedem neuankommenden Studenten den Rath giebt, solches zu lernen. Liegt nicht hierbei abermahls die Idee zum Grunde, als wenn Schlägereien sein müsten? Die De-

gen, die Landsmannschaften und Orden, die Fechtboden weg, und wenn dann dis alles nichts hilft und auch die Gesetze gegen Duelle nichts helfen, die Todesstrafe, würde ich endlich sagen, auf die erste Herausforderung, und ewigen Vestungsarrest auf die Annahme derselben gesetzt und — vollzogen! Glauben Sie, mein Z., das Raufswesen hätte ein Ende, sobald der erste Renommistenkopf flöge. Und es ist besser, daß Einer sterbe, als daß u. s. w.

Ich gehe so weit, daß ich auch die Aufzüge der Studenten zum militärischen Geiste rechne, der noch auf Akademien herrscht. Ich habe alle Achtung für den Soldatenstand; der erste Stand mus er aber nicht sein sollen. Der Bauernstand ist der erste. Man macht ihn aber in der That zum ersten, wenn alle übrigen Stände, sobald sie eine Feierlichkeit vorhaben, den Zuschnitt dazu vom Militär nehmen. Als ein Knabe schon konnte ich mich über Aufzüge der Bürgerschaften ärgern. Müssen denn Bürger, wenn sie ihrem Fürsten eine Ehre erzeigen wollen, gerade nach Soldatenart in Kompagnien und geschlossenen Gliedern, mit Flinten, Trommeln und Fahnen daher kommen? Können sie ohnedis nicht ein Gegenstand seines Wohlgefallens, seiner Achtung und Zufriedenheit werden? Was

mus der Soldat sich einbilden, wenn er gleichsam zum Bürger sagen kann — „Bürger, wenn du Aufmerksamkeit verdienen willst, must du erst mein Affe werden.“!!! Bei Studenten aber wird die Sache noch auffallender. Wie? die Zöglinge der Musen und Grazien sollen die Affen der Söhne des Mars und der Bellona werden? Philosophen sollen nicht eher etwas rechts vorstellen, bis sie aufmarschiren??? Daß alle solche akademischen Aufzüge noch obendrauf nicht nur mit Zeitverlust und mit Kostenaufwand verknüpft sind, sondern auch Anlas zu Immoralitäten aller Art, oft selbst zu Schlägereien, geben, will ich nicht einmahl weitläuftiger erwähnen. Sie sollten also aus mehrern Ursachen schon längst aufgehört haben; sie mögen Nahmen haben, wie sie wollen.

Ich kann Ihnen nicht sagen, mein Z., wie viel ich mir davon verspreche, wenn so alles, Alles, was nur den geringsten Anhauch von militärischem Geist auf Universitäten hat, abgeschaft würde. Ich glaube, daß nach geschehener Reform auf dieser Seite sich beinahe alle andere selbst reformiren würden. Der Raufgeist entflöhe gewis auf der Stelle aus den Schulen der Weisheit und Tugend; mit ihm der Lermgeist; mit die-

sem der Saufgeist; mit diesem der Geist ungeschliffener Sitten; mit diesem der Geist der Lüderlichkeit; mit diesem der Geist der Verschwendung; mit diesem der Spielgeist u. s. w. Und wenn alle diese sieben unreinen Geister ausgetrieben wären, so würde der Geist ächter Humanität an ihre Stelle treten, der die studirenden Jünglinge dazu machen würde, was sie doch wahrhaftig sein sollten, nehmlich zu den ausgebildetsten unter allen, weil sie unter allen die mehreste Bildung erhalten.

Ich darf nicht vergessen, werther Z., daß die Kuratoren auch darauf sorgfältiger sehen sollten, daß sämtliche akademische Lehrer, von dem ersten an bis zum letzten, selbst nicht nur gelehrte und wissenschaftliche, sondern auch moralischgute und gesittete Männer wären. Ich habe nicht Gelegenheit, mit Oberaufsehern der Universitäten zu sprechen; sie aber haben's oft. Sagen Sie ihnen doch, ich liesse ihnen das Motto des Weltheilandes empfehlen — „wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen?" Wenn Ordinarii, die auf Korrektion frivoler und ausschweifender iunger Leute bedacht sein sollten, in ihren Kollegiis Winke geben, als wenn sie Frivolitäten und Ausschweifungen billigten; wenn Professores extraordinarii Stadt- und

Universitätskundig wahre Libertins sind; wenn Magistri legentes, um Zuhörer zu bekommen, mit den lüderlichsten Studenten sogar mitmachen — — was kann da von den Studenten selbst zu erwarten sein?

Die Reinigung des akademischen Lehrerstandes ist um so wichtiger, ie wahrer es ist, daß die Reform des Studentenlebens nicht eher vollkommen und dauerhaft getroffen werden könne, bis die Studirenden mit ihren Docenten genauer verbunden werden, als seither. So müssen aber auch die Docenten selbst durchgängig edle Männer sein und mit der Moral ihres Lebens nicht der Moral ihrer Hörsäle widersprechen. Ja, mein Z., die genauere Verbindung der Studenten mit den Professoren ist von aller wahren Studentenreform unzertrennlich. Die Professoren sind es, welche in der Fremde an die Stelle der Väter treten, aus deren Häusern und Armen die Studenten gegangen sind. Sie sind die Einzigen, die dis thun können, und so müssen sie es thun. Worin besteht aber größtentheils bis iezt noch die ganze Verbindung zwischen Professoren und Studenten? Darin, daß die Professoren die Studenten in den Kollegien beisammen sehen und daß der eine und der andere Student zuweilen an einem

Sonntage dem Professor, dem er vom Vater besonders empfohlen ward, die Kour machen darf. Reicht eine solche Verbindung derienigen auch wohl nur das Wasser, in welcher vorher die Studenten mit ihren Vätern und Erziehern standen? Junge Leute aber sind iunge Leute auf der Universität, wie zu Hause; die Reise von Hause zur Universität macht sie gewis nicht altklug. Zu Hause hatten sie einen braven Führer; auf der Universität, wo sie seiner noch weit mehr bedürfen, haben sie keinen. Ein iunger Mensch dient wenigstens dem andern nicht zu einem guten Führer. Was kann also hieraus anderes entstehen, als was wirklich entsteht; nehmlich — allmähliches und immer weiter gehendes Verderben äuserstvieler, an sich wohl sogar guter studirender Jünglinge!

Ich kenne die Hindernisse, welche dieser von mir vorgeschlagenen nähern Verbindung zwischen Professoren und Studenten im Wege stehen; ein weiser und guter Fürst aber, dem Universitätsreform am Herzen liegt, wird sie, weil diese ohne iene nicht vollkommen geschehen kann, zu heben wissen. Freilich, so lange die Professoren noch andere wichtige Aemter nebenbei bekleiden, die sonst wohl ihren eigenen Mann sogar erfordern, haben sie nicht einmahl Zeit dazu, sich mehr,

als in den Kollegien, um ihre Zuhörer zu bekümmern. Die Theologen müsten also nicht Prediger, Superindendenten und Konsistorialen zugleich sein; die Juristen nicht Richter, Beisitzer in Kollegien und Sententionanten für ganz Deutschland zugleich; die Mediciner nicht praktische Aerzte zugleich, die noch obendrein wohl auf ganze Wochen lang ins Ausland geholt werden u. s. w. Professoren sind sie allerseits, und so müsten sie auch nur Professoren sein, d. h. Männer, die blos für die Studenten da sind.

Allerdings folgte dann aber auf der andern Seite hieraus, daß die Professoren blos von ihren Professorstellen auch standesmässig und sorgenfrei müsten leben können. Und sollten dis nicht Männer vor allen andern verdienen, die sich alsdann durch näheren Umgang mit den Studenten um ieden Staat, der ihnen seine Söhne zuschickte, doppelt verdient machten? Ja, so müsten sie gesetzt sein, daß sie auch Schriftstellerei nicht aus Noth treiben dürften, und daß sie noch weniger zu Frivolitäten der Studirenden die Augen zudrücken müsten, um es nicht mit ihnen zu verderben, sondern um sie zu Zuhörern zu behalten, die ihnen die Kollegia bezahlen, welche bis iezt wohl gar noch den grössern Theil ihrer Besoldung ausmachen.

Woher aber der Fond, wird man fragen, zu standesmässiger Erhöhung der Professorgehalte, die ietzt auf vielen Akademien noch so äuserstdürftig sind und den extraordinairen Stellen wohl ganz und gar fehlen?? —

Eigentlich, glaub' ich, habe man auf diese Frage gar nicht zu antworten, und mir fällt dabei eine gewisse Maitresse ein, die, als sie Lust bezeigte, mit ihrem durchlauchtigen Liebhaber eine Reise nach Paris zu machen, und dieser ihr einwendete, daß er nicht wisse, woher das Geld dazu kommen solle, ihm zur Antwort gab — Gnädigster Schatz, es mus sein, das Geld mag dazu herkommen, woher es will — worauf Se. Durchlaucht alsbald Anstalt zu machen wusten, und die Reise vor sich ging. Wie kann denn auch wohl ein Patriot, der so einen Vorschlag thut, dessen Ausführung ebenso äuserstnothwendig, als äuserstwichtig ist, gehalten sein, den Fond zur Ausführung gleich mitanzugeben? Das ist hernach Sache der Minister, die, wenn der Geist eines Zedlitz sie beseelt, schon zu rathen wissen werden. Wollen sie aber auch den Rath Anderer darüber hören, so dürfen sie das aufgeworfene Problem nur zu einer Preisaufgabe machen; da dann die Rathschläge der Ausländer besonders ganz offen und unpartheiisch ausfallen werden.

Ich selbst wüste freilich so manches Fondchen zu Ausführung ienes Vorschlags, will aber wenigstens so lange damit an mich halten, bis man mir es abfragt. — Nun ist mein heutiger Traum aus, mein Z.; ich träumte nämlich, ich fände einige Wespennester und — träte, sobald ich sie gesehen, einige Schritte zurück.

Unter der genaueren Verbindung der Studenten mit den Professoren aber verstehe ich z. E. Folgendes. Sämtliche Studirende müsten unter sämtliche Docenten vertheilt werden; so, daß ieder Docent seine Anzahl davon hätte, die seiner speciellen Aufsicht anvertrauet wären. Von diesen müste ieder einzeln zu ihm kommen können, so oft er wollte; für sie alle zusammen aber müste er wöchentlich wenigstens ein Paar Abende aussetzen, an denen er sich mit ihnen väterlichhuman über alle wichtige Gegenstände des akademischen Lebens unterhielte. Er müste ihr Freund, ihr Rathgeber sein, ihre Oekonomie monatlich revidiren, den Sittenrichter über sie vorstellen und sie zuweilen unvermuthet auf ihren Stuben besuchen. Alle Gelder, welche die ihm anvertraueten Studenten erhielten, müsten an ihn einlaufen und er müste ihnen die Einrichtung an die Hand geben, welche sie nach der Summe, die sie zu verzehren haben, zu treffen hätten. Er müste alle ihre

Hauptausgaben wissen, beim Wirth, beim Speiser, bei Kaufleuten und Handwerkern Nachfrage halten, ob sie ordentlich bezahlten, und, wenn dis nicht wäre, die Auszahlungen hinfort selbst leisten. Daß hiervon alle dieienigen ausgenommen wären, die ihren eigenen Hofmeister mitbrächten, oder den Vater und sonst einen Rechtschaffenen, der Vaters Stelle verträte, im Orte hätten, darf ich nicht hinzusetzen. Wie unaussprechlich würden alle diese Jünglinge nach Jahren noch den Mann hochschätzen, der in der Fremde so ganz den Vater für sie gemacht hätte! Dabei müsten anständige öffentliche Vergnügungsörter sein, die Studenten und Professoren gemeinschaftlich besuchten, und alle sogenannte Kneipen müsten zerstört werden, u. s. w. u. s. w.

Was meinen Sie, mein Z., wenn die beiden Ideen — die völlige Austreibung des militärischen Geistes und die nähere Verbindung mit den Professoren — realisirt würden, was für eine Umwandlung des Studentenlebens von Seiten der Moralität erfolgen würde? Ich verspräche mir so viel davon, daß ich beinahe glauben wollte, daß hernach gar keine weitere Korrektionsanstalten nöthig wären. Würden sie aber dennoch erfordert, so würde ich sie ganz auf evangelischem Fusse angeben.

Erinnern Sie sich der Stelle — „Sündigt dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm alleine. Höret er dich nicht, so nimm einen oder zwei zu dir, auf daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Munde. Höret er auch die nicht, so sage es der Gemeine. Höret er die Gemeine nicht, so behandle ihn wie einen Heiden und Zöllner.“ Diese Stelle würde ich so ganz, wie sie da ist, und nichts mehr und nichts weniger, bei der Korrektion ausschweifender Studenten zum Grunde legen. Der Docent also, an den der Ausschweifende gewiesen wäre und auf dessen glimpfliche Ermahnungen er nicht mehr hören wollte, finge nun an in einem ernsthaften Tone mit ihm zu sprechen und wartete den Erfolg davon ab. Schlüge dieser fehl, so nähme er noch einige andere Professoren dazu, welche gemeinschaftlich mit ihm die ernsthaftere Vermahnung wiederholten, und wartete wieder den Erfolg ab. Schlüge auch dieser fehl, so veranstaltete er Dekanat bei offenen Thüren, so, daß alle Kommilitonen der feierlichsten Ermahnung beiwohnen könnten. Fruchtete auch dis nichts, so striche man den Unband aus der Studentenliste aus, packte ihn samt seinen Habseligkeiten auf einen Zweispänner und brächte ihn mit dem Bedeuten über die Grenze, daß er, wenn er ie wiederzukommen wagte, an

das nächste Husarenregiment abgeliefert werden solle. —

Nun ist es Zeit, daß ich einen der längsten Briefe meines Lebens schliesse. Bin ich hie und da in Eifer gerathen, so schreiben Sie es der Wichtigkeit des Gegenstandes und der Rückkehr eigener ehemaliger Gefühle zu. Ich bin selbst Vater und weis, was ich in der Zeit, als meine wirklich guten Söhne studirten, für Todesangst ihrentwegen ausgestanden habe; besonders bei den verwünschten Tumulten, welche damals waren. Möchte der Vater aller Wissenschaften, möchte der oberste Geist der Humanität die Herzen aller Kuratoren der Universitäten erschüttern, daß sie endlich alle emsigere Hand an die erste Nationalsache legten, und daß keiner unter ihnen ein schlafender und schlummernder Hüter Israels mehr wäre! Es ist alles in ihrer Macht; sie müssen nur wollen.

Gewis, gewis können Sie, o Z., unmittelbar sowohl, als Professor selbst, als auch mittelbar durch Ihren Einflus auf den wackern Kurator Ihrer Universität, an Ihrem Orte viel, viel von dem stiften, was noch zu stiften ist. Ach die Erndte ist gros; aber der Arbeiter sind auch hier, wie allenthalben, wenig. Sein Sie ia einer von

den wenigen Arbeitern! Setzen Sie sich über anfängliche Insulten weg; lassen Sie nur immer hell und klar durchblicken, daß Sie es gut mit den iungen Leuten meinen; handeln Sie auf allen Seiten recht unintereſſirt; — — Sie werden, Sie werden, Sie müssen Epoke in der Professorwelt machen. Und so stellen Sie nach und nach eine Universität an der Ihrigen hin, die alle übrigen zum Muster nehmen; so wird Ihr Nahme in der Gelehrtenwelt währen, so lange die Sterne des Himmels währen.

XXIV.

Über die Bibel und das Bibel-lesen.

An Herrn Abt N. zu M.

Ehrwürdiger Mann, wir sind in unsern Meinungen gar nicht so entfernt von einander, als Sie denken; es scheint vielmehr nur darauf anzukommen, daß ich mich über den Gegenstand, welchen ich letzthin blos flüchtig bestrich, ausführlicher gegen Sie erkläre.

Wenn ich behauptete, die Bibel, wie sie da ist, sei kein Lesebuch für unsere gemeinen Christen, sondern gehöre diesen, wenn sie ausser dem Evangelienbuche mehr davon haben sollten, nur in Auszügen, die sehr sorgfältig gewählt werden müsten: so stehe ich Ihnen darum an wahrer Hochachtung für selbige gar nicht nach.

Ich pflege schon bei alten Ruinen mit einer Art von Ehrfurcht zu verweilen; ich pflege alten

Sagen mit Achtung nachzuforschen, wie sollte ich nicht mit wahrer Andacht ein Buch betrachten, das zum Theil eines der ältesten ist, das mich den Geist und die Sitten der grauesten Vorwelt kennen lehrt, das sich über Religion und Tugend ausbreitet, die Geschichte beider auf dem Erdboden hinstellt und seit Jahrtausenden so viel Gutes für die Menschheit gestiftet hat? Nein, nein, es ist gewis Werk der Providenz, daß diese Schriften gesammlet wurden, wie es ihr Werk war, daß sie verfasset wurden; es ist gewis Werk der Providenz, daß diese Schriften bis auf unsere Zeiten gekommen sind; wie es ihr Werk ferner sein wird, daß sie nun nie verlohren gehen. Ein Mensch, der für die Bibel keine Achtung hat, verdient in meinen Augen selbst keine Achtung.

Ebenso gebe ich auch gern zu, daß so ein heiliges Buch sein müsse, dessen Aussprüche in den Augen der Millionen, welche eigenes Nachdenken nicht sonderlich treiben und deren moralisches Gefühl nicht ausgebildet genug ist, entscheidend sind. Die Geschichte aller Völker, welche Religion hatten, beweiset dis. Ja, ich gebe sogar zu, daß es eine grosse Frage sei, ob, wenn die Bibel iemals in den Augen des Volks ihr Ansehen wirklich verlöhre, es irgend einem andern

Buche, und wenn es zehenmal besser geschrieben wäre, in ewigen Zeiten gelingen würde, sich zu ihrem Ansehen wieder zu erheben, sich darin zu behaupten und so ganz ihre Stelle zu vertreten. Mag sich doch übrigens der gemeine Christ einen Begrif von höherer Offenbarung machen, welchen er will; es ist besser, er bleibe dabei, daß die Bibel göttliche Offenbarung enthalte, als daß er sich neue Offenbarungen aufdringen lassen müste, an die er hernach mit weit grösserer Aufopferung seiner Vernunft glauben soll. War dis nicht der Fall wirklich im Pabstthum? Es ist doch aber am Ende wohl mehr Ehre dabei, die Aussprüche der Bibel für Gottes Wort zu halten, als die Aussprüche der Koncilien und Päbste.

Eben darum aber, weil ich so denke, und weil ich herzlich wünsche, daß die Bibel in den Augen des Volks ferner ihr Ansehen behalten möge, halte ich es auch schon für nöthig, daß der gemeine Christ sie nur in wohlgewählten Auszügen lesen sollte. Ich fürchte sonst, ich fürchte, daß ihr Ansehen bald bei Vielen zum längsten gedauert haben dürfte.

Die Zeiten sind vorbei, frommer Abt, wo es, um die unglaublichste Geschichte glaublich zu machen, weiter nichts bedurfte, als daß sie in der

Bibel stände. Die Zeiten sind vorbei, wo man ieden Streit der Elemente, iedes seltene Phänomen in der Luft, iede Feuerkugel, ieden Bliz, der wie eine Schlange herabfährt, iedes Erdbeben, iede Epidemie unter Menschen und Thieren, iedes mehr als alltägliche Ereignis im menschlichen Leben, von sonderbaren Rettungen bis auf plözlicheingetretenes Unglück u. s. w. für Wirkungen höherer Geister gelten lies. Ein grosser Theil unserer heutigen Christen, wenn er auf biblische Stellen, die unter diese Rubriken gehören, geräth, schüttelt den Kopf darüber. Ich frage Sie — worüber schüttelt er alsdann den Kopf? Ueber seine Bibel! In der Masse also, in welcher er dis thut, mus auch schlechterdings der religiöse und moralische Unterricht, den ihm die Bibel reicht, in seinen Augen verliehren. Wie gut wäre es demnach doch, wenn er diesen hätte, ohne iene zugleich zu haben!

Mit dem eigentlichen Gelehrten und Denker ists ein anderes Ding. Dieser, wenn er auf allerdings fabelhaftklingende Erzählungen in der Bibel kommt, erinnert sich an die Sitte der Urwelt, wichtige Wahrheiten durch Bilder zu versinnlichen und in Geschichte einzukleiden, und weis die Wahrheit bald unter dem Bilde zu entdecken

und aus der Geschichte zu enthüllen. Ebenso, wenn er auf Wunder und Zeichen in der Bibel stösst, versteht er sich darauf, sie als natürliche Vorgänge zu erklären und rechnet die biblische Vorstellung derselben blos auf den Geist der Vorwelt. In beiden Fällen bleibt ihm dessen ungeachtet die Bibel ehrwürdig nach, wie vor. Das einzige Mittel also, wenn der gemeine Christ die Bibel, wie sie da ist, ferner zum Lesebuche haben und sie doch ihr Ansehen in seinen Augen behaupten soll, würde sein, daß man mit ihm die Bibel von Anfang an bis zu Ende durchginge, ihm iede in Geschichte und Erdichtung eingekleidete Wahrheit entkleidete und iede als Wunder hingestellte wahre Begebenheit natürlich erklärte. Welch eine ungeheure Arbeit aber würde dis sein, und wozu ist sie nöthig? Sobald er alle dergleichen Stellen nicht mehr läse, brauchten sie ihm auch nicht ausgelegt zu werden. Er wird aber ebenso selig, wenn er die in ihnen enthaltenen Erzählungen und Vorgänge nicht weis, als wenn er sie weis.

Glauben Sie mir, Mann von den grössesten theologischen Kenntnissen, Mann, dem ich mit Vergnügen zugehört habe, wenn er über die mosaische Schöpfungsgeschichte, über Adams Sündenfall, über die Arche Noahs, über die Erschei-

nungen Jehova's, über Sodoms Untergang, über Lots Weib als Salzsäule, über Bileams Esel, über Moses Wunder u. s. w. sprach, ich, der ich viel Umgang mit gemeinen Christen gehabt und sie oft über die Bibel ausgehorcht habe, bin tausendfältig überzeugt worden, daß die Leute mehr über erwähnte Anstösse in unsern Tagen raisonniren, als ihre Lehrer denken. Glauben können sie nicht mehr alles so, wie es geschrieben steht; — dazu sind sie auf andern Seiten nun einmahl zu weit gekommen — gehörig erklären können sie es sich auch nicht; so macht sich der Eine diesen, der Andere ienen Skrupel, und das hat auf sehr viele die Wirkung, daß sie, weil sie über dergleichen Dinge in der Bibel nun einmahl nicht mit sich selbst fertig werden können, lieber das ganze Bibellesen aufgeben. Ja, ich könnte Ihnen noch viel mehr aus meinem Umgange mit Laien erzählen. Was würden Sie z. E. dazu sagen, daß ich unzählichoft gefragt worden sei, wie es möglich sein könne, daß Gott, der gerechte Gott, offenbare Ungerechtigkeiten, ia unmenschliche Grausamkeiten gegen ganze Nationen habe befehlen können; wie halbe Wilde und Wollüstlinge als heilige Männer Gottes betrachtet werden sollten; wie Gebeter und Psalme so abscheuliche Rache und Feindesverwünschungen enthalten dürften u. s. w. Doch, ich glaube genug gesagt

zu haben, um schon von dieser Seite, auf welche ich ohnehin nur nebenzu kam, zu beweisen, wie wohlgethan es in unsern Tagen sein würde, wenn der gemeine Christ die Bibel nur in wohlgewählten Auszügen läse.

Es gibt noch eine ganz andere Seite, von welcher her dieses mir noch weit stärker bewiesen zu sein scheint, und auf die ich eigentlich mein Augenmerk gerichtet hatte. Das Lesen der ganzen Bibel ist dem gemeinen Christen gar nicht nöthig; es schadet ihm vielmehr offenbar.

Die erstere Hälfte dieser Behauptung hat beinahe zu einleuchtende Wahrheit, als daß sie erst mit Gründen unterstützt werden müste. Was nützt es z. E. dem gemeinen Christen, daß er die in ein für ihn undurchdringliches Dunkel eingehüllten Geschichten der Urwelt lese? Was hilft es ihm, das angegebene Geschlechtsregister der Menschen von Adam an bis auf Noah, und von Noah wieder an bis auf Abraham zu wissen? Wird er im geringsten dadurch lebensklüger, lebensbesser und lebensfroher? Wozu dient es ihm, mit dem ganzen Konvolut iüdischer Geseze bekannt zu sein, da er sich nach seiner Landesordnung richten mus? Was hat er davon, ob er die Beschreibung der Stiftshütte, die Ordnungen

der Priester, der Opfer, des Tempels zu Jerusalem Num. 1. und Num. 2. und des ganzen iüdischen Gottesfrohndienstes habe, oder nicht? Für Gelehrte, für Alterthumsforscher mag dis alles allerdings seinen Werth haben; für den gemeinen Christen aber hat es nicht den geringsten wahren Werth. Ja, es ist gar nicht einzusehen, was dieser mit der ganzen alten iüdischen Geschichte solle. Er ist weder Jude, daß er sie aus Nationaleifer lesen müste, noch Historiker, daß er sie als einen Theil der Geschichte der Menschheit studiren sollte. Die Geschichte von Palästina geht ihn so wenig an, wie die Geschichte von Chaldäa und von China. Wenn er dafür als ein Deutscher die Geschichte der Deutschen, auch nur von den neueren Zeiten her, ein wenig kennte, das würde sich weit besser für ihn schicken und auch besser ihm behagen. Man sage nicht, daß das Christenthum auf den Trümmern des Judenthums erbauet worden, aus seinem Schosse gleichsam herausgegangen sei und also mit der Geschichte derselben genau zusammenhange. Wie kann es für gemeine Christen vom geringsten Interesse sein, worauf ihre Religion erbauet worden? Das Christenthum ist einmahl da; so lehre man ihnen dieses doch lieber recht und arbeite dahin, daß sie immer mehr ganz als Christen glauben, denken und leben. Damit

ist ihnen gedient; aber warlich nicht mit Vorzeigung der alten Trümmer, worauf das Christenthum gebauet worden. Ebenso hat auch der gemeine Christ nicht die geringste Erbauung davon, wenn er den grössesten Theil der prophetischen Weissagungen lieset, die er allerseits nicht versteht, die das iüdische Volk, oder gar andere Weltvölker betreffen, welche er nicht den Nahmen nach kennt, die gegen gottlose Könige und Priester gerichtet sind und die er sich allerseits nicht zu Herzen zu nehmen nöthig hat. Ja, ich gehe noch weiter; auch im neuen Testament kommt viel vor, das dem heutigen gemeinen Christen gar nichts nützt. Alle die Stellen z. E. — und sind ihrer nicht unzähliche? — in welchen es die Apostel blos mit Neubekehrten aus dem Judenthume zu thun haben, sind für ihn, dessen Grosgrosgroseltern schon geborne Christen waren und dessen Ureltern nie Juden gewesen sind, völlig umsonst da. Er versteht sie nicht nur nicht, sondern es wäre auch wahre Pastoralunklugheit, sie ihm verständlich machen zu wollen; denn wozu soll er sie brauchen? Der Brief an die Hebräer mag für Rabbinen gut sein, wenn sie sich durch ihn bekehren lassen wollen; für christliche Bürger und Bauern ist er eine ganz unverdauliche Lektüre. Und — über die Apokalipse möchte sich wohl die ganze christliche Schusterinnung un-

ter Anführung Jakob Böhmens die Köpfe zerbrechen; so, wie mehrere Doktoren der Theologie wenigstens mit Kopfkontusionen schon von ihr zurückgekommen sind. Ganz so aber, wie das Ende des neuen Testaments ist, kommt mir auch sein Anfang vor, und ich habe gelesen, daß er Mehrern lange vor meiner Zeit schon so vorgekommen sei.

Nun schliesse ich so — was Menschen nichts nützt, wenn sie es lesen, das mus ihnen nicht einmahl in die Hände gegeben werden, daß sie es lesen. Dieser Schlus gilt doppelt, wenn von gemeinen Christen die Rede ist. Diese haben doch wohl genug zu thun, als daß sie viel Zeit auf Lektüre verwenden könnten. Wenn sie also ia über die Bibel kommen, so lesen sie nicht, was ihnen nützt, sondern was ihnen in die Hände fällt. Wie sollte es nun aber wohl zugehen, daß ihnen gerade das Nützliche allemahl in die Hände fiele? Lesen sie vollends die Bibel nach der Reihe — o wehe ihrer Bibellektüre! Es ist also zu befürchten, daß ihnen gerade das Beste, der Kern der Bibel entgehe. Wie schön daher, wenn es eine kleine Bibel für sie gäbe, die gleich weiter nichts enthielte, als diesen! Wie zweckmässig wäre eine solche zur Beschaffenheit des ganzen bessern Religionsunterrichts, den man ihnen

doch in unsern Tagen zu geben wirklich sich bemühet und aus dem man immer mehr alles abzusondern bedacht ist, was nicht nützt und frommt.

Ich behaupte aber auch noch, daß das Lesen der ganzen Bibel, wie sie da ist, dem gemeinen Christen sogar schädlich sei. Hierbei gehe ich von dem unzubestreitenden Grundsatze aus, daß das Christenthum ursprünglich dazu bestimmt gewesen, die Menschen zu erleuchten, zu veredeln und zu beseligen, oder Vernunft, Moralität und Glückseligkeit auf dem Erdboden herrschend zu machen. Nun hat es zwar auch gleich anfangs dieser seiner Bestimmung in einem guten Grade entsprochen; es ist aber damit in seiner Fortdauer nicht so von Jahrhundert zu Jahrhundert oder gar von Jahrtausend zu Jahrtausend fortgeschritten, als es gewis hat fortschreiten sollen. Die Ursache davon ist, daß sein eigentlicher Geist nicht in seiner vollen Reinigkeit walten konnte. Und da lasse ich mir es nicht ausreden, daß hiervon wieder dis vorzüglich die Ursache gewesen sei, daß man das Christenthum auch zugleich aus dem alten Testamente geschöpft habe. Hierdurch ists geschehen, daß sein Geist noch auf allen Seiten jüdischen Hauch behalten hat. Auch übersah man den doch

so sehr natürlichen Gedanken, daß das Christenthum in seiner Entstehung nicht gleich eine vollendete Religion habe sein können, sondern daß sich auch sogar sein eigener Geist noch immer mehr habe reinigen, ausbilden und vervollkomnen sollen. Wenn nun auch die weiseren Christen in unsern Tagen über beide Punkte richtiger denken: so ist dis doch gar nicht der Fall bei den gemeinen Christen. Dieser lieset seine ganze Bibel als Gottes Wort, stößt also in den älteren Theilen derselben auf viel Ideen, die dem ächtchristlichen Geiste widersprechen, oder doch widerstreben, weis keinen Unterschied dazwischen zu machen, sondern nimmt iene in diesen auf, und — so kommt es, so lange es so bleibt, nimmermehr dahin, daß ächte Vernunft, reine Moral und wahre Glückseligkeit unter uns Christen herrschend werden können. Sehen Sie, das Christenthum über Alles mit mir schätzender Mann, aus dieser Ursache wünschte ich es ganz vorzüglich, daß die gemeinen Christen unserer Tage — denn nun ists ia doch endlich wohl einmahl Zeit, daß unsere schöne Religion ihre göttlichen Kräfte in vollerer Wirksamkeit zeige — nicht mehr die Bibel ganz, wie sie da ist, sondern nur in Auszügen läsen; und können Sie nun die Reinigkeit dieses Wunsches weiter verkennen? Bei Verfertigung dieser

Auszüge müste also alles das weggelassen werden, was dem ächtchristlichen Geiste, der ein Geist der Vernunft, der Moralität und der Glückseligkeit ist, widerspricht oder auch nur widerstrebt. Ich lasse hier ein kleines Register dessen folgen, was ich darunter begreife. —

Alle Sagen der Urwelt, welche dem Gelehrten auf dem ersten Anblick gleich nichts, als dunkle Tradition, heiliges, aus Egipten oder Hindostan wohl gar entlehntes Mythos und ins Gewand erdichteter Geschichte eingekleidete Spekulation sind, geben keine Lektüre für den gemeinen Christen ab. Dieser nimmt sie ganz für das an, was und wie sie da stehen, und wird dadurch zum Geschmack an heiligen Fabeln aller Art verleitet; als welches offenbar gegen den Geist des Christenthums ist. Paulus schon gab hierüber wenigstens einen starken Fingerzeig. Er warnte den Titus, wie vor den Geschlechtsregistern, weil sie zu nichts nützten, so auch vor den jüdischen Fabeln, weil sie sich von der Wahrheit abwendeten. Nur Wahrheit, praktische Wahrheit macht weise, gut und froh; nur dieser soll der Christ ergeben sein, und am allermeisten der gemeine Christ, der in Gottes Nahmen eine Decke über die ganze Geschichte der alten Vorwelt und der Urwelt hin-

breiten mag, ohne daß er im geringsten dadurch etwas verliehrt.

Gleiche Bewandnis hat es mit allen in der Bibel vorkommenden sogenannten Wundern, sie mögen durch Menschen, oder ohne Menschen geschehen sein sollen. Diese sind eine der schädlichsten Lektüren für den gemeinen Christen; denn wenn hierdurch nicht die Neigung zum Aberglauben aller Art in ihm genähret und erhalten wird, so weis ich nicht, wodurch sonst. Der Christ soll aber nicht dem geringsten Aberglauben ergeben sein; besonders in unsern Tagen, wo eine bessere Bekanntschaft mit den Kräften der Natur auch sogar in die untersten Stände schon einige Lichtstrahlen verbreitet hat. Nicht genug, daß viel Wunderthaten des heiligen Alterthums wirklich so erzählt sind, daß sich beim Lesen derselben der gesunde Menschenverstand empört; sondern die Gelehrten wissen ia doch auch nun einmahl, daß bei der Vorwelt ieder, der mehr verstand und mehr wirken konnte, als tausend andere, ein Wunder- und Zeichenthäter hies und daß diese Menschenklasse in Schulen, wo man geheime Wissenschaften trieb, so gut gebildet wurden, wie heut zu Tage die Gelehrten selbst. Warum soll denn der gemeine Christ noch immer an verrichtete wirkliche Wunder glauben? Wird er

dadurch nicht verleitet, noch iezt dergleichen anzunehmen, auf Legenden der neuern Heiligen, auf Hexerei, auf simpathethische Kuren u. dgl. zu halten? Es hilft nichts, wenn man ihn etwa dadurch hiervon zurückzuhalten glaubt, daß man ihm sage, Wunder wären nur in der Vorwelt verrichtet worden, iezt aber nicht mehr. Der gemeine Mann raisonnirt so — Entweder, wenn iezt keine Wunder mehr gethan werden, so sind nie dergleichen gethan worden; oder wenn sonst Wunder verrichtet wurden, so werden auch iezt noch Wunder verrichtet; denn — die Welt ist noch dieselbe. Fürchten Sie nicht, frommer Abt, daß bei einer solchen natürlichen Hinstellung der Wunder das Christenthum selbst verliehren würde. Ich dächte, daran läge gar nichts, ob man sagte, die ausserordentlichen Thaten Jesu und seiner Apostel wären übernatürlich zugegangen, oder auch natürlich. Weil denn doch falsche Christusse und falsche Apostel auch Wunder gethan haben sollen, so müssen sie wohl eine natürliche Bewandnis gehabt haben; oder man machte Gott ebenso zum Unterstützer des Irthums, als zum Unterstützer der Wahrheit. Auch folgt hieraus, daß erzählte Wunder für die Wahrheit der Lehre des Wunderthäters nicht die geringste Bürgschaft stellen. Wehe dem christlichen Unterricht, der iezt noch durch die Wunder des Christenthums

zum Glauben an das Christenthum führen will! Das war ia nur ein Vehikel für das erste christliche Zeitalter. — Ebenso sind ia auch die Gelehrten iezt darüber einig, daß alle die sogenannten übernatürlichen Begebenheiten, die durch Wirkung guter und böser Engel erfolgt sein sollen, blos durch die gewöhnlichen Kräfte der Natur erfolgt sind. Sie wissen recht gut, was ein Cherub mit dem hauenden Schwerte sei, was ein Würgeengel sei u. s. w. Warum soll der gemeine Christ nun noch an dergleichen in natura glauben? Wird er nicht ebenfals hierdurch verleitet, noch auf übernatürlichen Beistand zu hoffen, oder gar noch vor dem Teufel sich zu fürchten? Ist das aber nicht ganz und gar gegen den Geist des Christenthums, welches Gott als den alleinigen Regierer des Universums und aller menschlichen Schicksale hinstellt und diese seine Regierung nur im Gleise der Natur walten lässet? Es hilft abermals nichts, wenn man dem Aberglauben dadurch zuvorkommen will, daß man wieder einen Unterschied zwischen alten und neueren Zeiten macht; der gemeine Christ raisonnirt ebenso wieder darüber, wie vorhin. Und gestehen Sie nur, Herr Abt, es liegt warlich vielen christlichen Lehrern noch recht daran, daß die Laien an gute und böse Engel auf gut iüdisch glauben sollen. Warum citirten sie denn sonst wohl noch immer die Stel-

len aus den Psalmen, in welchen der Beistand der Engel des Herrn versprochen wird? Freilich, wenn das so fortdauerte, würden alle Auszüge aus der Bibel nichts helfen. Und — wie viele unter den Lehrern tragen nicht die Lehre vom Teufel noch ganz krasiüdisch vor! Wie wenig sind derer, die es wagen, den Teufel ganz wegzuwerfen; welches doch sein müste, wenn man die Lehre von der Providenz Gottes ächtchristlich vortragen wollte!

Zur für gemeine Christen schädlichen Bibellektüre rechne ich auch die Stellen, welche göttliche Befehle zu Handlungen enthalten, die platterdings mit einem so heiligen Wesen, wie Gott nach dem Unterrichte des Christenthums ist, unvereinbar sind. Der Gelehrte weis freilich, was er darüber denken solle; aber was soll der Laie dazu sagen und was für Eindrücke soll es auf ihn machen? Kommt er nicht, wenn er nicht zu den Aufgeklärten gehört, auf den Gedanken, daß auch das Unnatürlichste und Schändlichste, sobald es Gott befiehlt, natürlich und löblich sei? Kann er nicht glauben, wenn er Toll- und Bosheiten ausübt, dasselbe Recht zu haben und sagen zu dürfen — Gott habe es ihm befohlen oder eingegeben, und wenn es auch nur im Traume geschehen sein sollte? Warlich, es gibt See-

lenzustände, in welchen sogar übrigens gute Menschen hierauf verfallen können. Man darf ia nur die Tollhäuser durchwandern, so findet man diese Idee häufig. Würde sie in den Verrückten aber wohl da sein, wenn sie nicht dergleichen sogenannte göttliche Befehle in der Bibel gelesen hätten? Es ist mir noch im frischen Andenken, einsmals in den Akten einer Kindermörderin gelesen zu haben, wie sie in allen Verhören darauf beharrete, daß ihr Gott an einem Abend in einem Gehölz befohlen habe, es wie Abraham zu machen und ihm ihr Kind zu opfern. Sie betheuerte, daß ihr der Befehl durch die Seele gegangen sei, daß sie aber doch gehorchen müssen, und daß sie nichts dafür könne, daß ihr Gott nicht hernach, wie dem Abraham, einen Gegenbefehl gegeben, sondern sie wirklich das Opfer hätte vollziehen lassen. Die Aerzte, welche ihren Zustand untersuchen musten, erklärten sie für wahnsinnig, und so ward ihr das Leben geschenkt. Ein Soldat aber, der Vater zum Kinde war, konnte den gespielten Streich nicht an sich halten, sondern erzählte seinen Kameraden im trunkenen Muthe, daß er es gewesen, der seine Stimme verstellt, einen hohlen Bas angenommen und hinter einer Eiche vor dreimahl gerufen — „Gertrude, nimm dein Kind und opfere es mir, wie Abraham; denn ich bin der Herr.“ Dieser ward hernach an

ihrer Statt gestraft. Stellen Sie sich an den Platz des Laien, Herr Abt; was für Empfindungen und Gedanken mögen einander in seiner Seele durchkreutzen, wenn er z. E. lieset, daß Gott den Israeliten befohlen, den Egiptern bei ihrem Abzuge ihre Kostbarkeiten erst bittweise abzuborgen und dann zu entwenden, und wenn sogar dabei steht, daß der Herr dazu dem Volke Gnade vor den Egiptern gegeben, daß diese treuherzig genug waren, ihnen selbige zu leihen. Sollte nicht mancher Arme dadurch der Meinung noch mehr werden, daß einen Reichen zu bestehlen erlaubt sei, und mancher Knecht, daß seinen Herrn betrügen keine Sünde sei? Stellen Sie sich an den Platz des Laien, wenn er lieset, daß auf Gottes Befehl die Völker des gelobten Landes ausgerottet und dem Herrn verbannt worden, so, daß nichts von ihnen übriggelassen werden durfte, das Odem hatte. Wie stimmt das mit dem Geiste des Christenthums, der also fragt und also antwortet — „Ist Gott allein der Jüden Gott, oder ist er auch der Heiden Gott? Ja freilich auch der Heiden Gott!"

Nicht anders steht es um ähnliche alles menschliche und moralische Gefühl empörende Handlungen, die zwar nicht als auf ausdrücklichen göttlichen Befehl geschehen erzählt, aber doch

so

so hingestellt werden, als wären sie unter Gottes Genehmigung und zu seiner Ehre geschehen. Denken Sie hier z. E. an die abscheuliche Unthat des Jephthah! Hier ist gar ein Menschenopfer. Hier ist mehr als Abraham. Ein Vater opfert wirklich sein eigenes Kind, sein einziges Kind, blos aus Heiligkeit eines gethanen unvernünftigen Gelübdes!!! Nun rede man einmahl dem gemeinen Manne, der dis gelesen hat, aus, daß er keine Gelübde thun solle, daß Gelübde nichts helfen und daß das unsinnigste und gottloseste Gelübde Gott nicht wohlgefalle und nicht schlechterdings gehalten werden müsse. Hier bekommt Jephthah die Kinder Ammon seines Gelübdes wegen in seine Hände; hier darf Jephthah aufs Gerathewohl geloben, dem Herrn zum Brandopfer zu opfern, was ihm bei seiner Rückkunft zu seiner Hausthür heraus zuerst entgegen kommen würde; hier zerreisst Jephthah für Wehmuth seine Kleider, als seine brave Tochter es für Pflicht hält, die Erste zu sein, welche ihrem glücklichen Vater entgegeneile, mus sie aber doch zum Brandopfer bringen, weil er es dem Herrn gelobet hat und weil ein Gesetz da ist, daß ieder Mann in Israel sein Gott gegebenes Wort nicht schwächen dürfe, sondern Alles ohne Unterschied thun müsse, was aus seinem Munde ausgegangen ist. Denken Sie an

die scheusliche Handlung, welche Simson durch Niederreissung des Hauses der Philisterfürsten mit den Worten begangen haben soll — „Meine Seele sterbe mit den Philistern!“ Steht sie nicht da, wie unter göttlichem Beistande verrichtet? Verrichtet sie nicht Simson unmittelbar auf ein recht energisches Gebet? Also — um Selbstmord und mehr als tausendfachen Meuchelmord zugleich recht riesenmässig auszuüben, darf man Gott anrufen und Gott gibt seinen Segen dazu?!!! Wird der gemeine Christ durch solche Erzählungen nicht in seinem ganzen Christenthum verkehrt gemacht? Denken Sie an den Elias, wie er die Baalspfaffen schlachtete, während daß das Volk dazu sang — der Herr ist Gott, der Herr ist Gott! Passt dieser Eliasgeist zum Geiste der Toleranz, dessen Kinder die Christen sein sollen? Wozu also dergleichen Lektüre für den gemeinen Mann, der ohnehin so leicht intolerant wird?

Nehmen Sie nun noch die vielen offenbar unmoralischen, d. h. unchristlichen Handlungen dazu, die in der Bibel vorkommen, ohne daß wenigstens eine Misbilligung derselben dabei stände. Daß diese dabei fehlt, macht auf den gemeinen Christen einen sehr schlimmen Eindruck. Recht war es doch wohl nicht, daß Jakob Vater und Bruder zugleich betrog, sich bei

jenem für diesen ausgab und diesen dadurch um den schönsten väterlichen Segen, der ihm zugedacht war, brachte? Recht war es doch wohl nicht, was die Söhne Jakobs mit den Sichemiten vornahmen, die sie zur Beschneidung beredeten, um am dritten Tage, wenn die Schmerzen am heftigsten wären und sie sich nicht wehren könnten, sie desto gemächlicher dafür umbringen zu können, daß sie brav genug gedacht hatten, einen sehr gewöhnlichen fürstlichen Fehltritt ihres Erbprinzen wieder gut zu machen? Recht war es doch wohl nicht, daß Joseph seine Brüder, sie mochten nun an ihm gehandelt haben, wie sie gewollt, so ängstigte, und daß er seinen Bruder Beniamin durch Hülfe seines Haushalters, der seinen silbernen Becher in den Sack desselben legen muste, auf eine Zeitlang zum Diebe machte? Also — auch solche Stellen gehören nicht zur Lektüre des gemeinen Christen.

Komme ich vollends auf jene unzählichen Stellen des alten Testaments, in welchen der Geist des Feindeshasses und der Rache lebt und webt, und die sich gegen die entgegengesetzten wie hundert gegen eins verhalten, so ist es mit Händen zu greifen, daß dem gemeinen Christen die Bibel nur in wohlgewählten Auszügen gehöre. Feindesliebe, Sanftmuth, Grosmuth, Versöhn-

lichkeit sollen ia den Hauptkarakter des Christen ausmachen. Was kann aber alle Moral in Sprüchen, die dis lehren, auf den gemeinen Mann fruchten, wenn die auf ihn weit stärker wirkende Moral in Beispielen ganz entgegengesetzten Inhalts ist? Und — kommen denn nicht auf eine Ermahnung Jesu und seiner Apostel zur Feindesliebe wenigstens zehen ganz heillose Gebete wider die Feinde in den Schriften des alten Bundes vor? Warlich, so herzerhebend die Psalmen in Auszügen für den gemeinen Christen sein mögen, so ein verderbliches Buch sind sie für ihn, wenn sie ihm ganz so, wie sie sind, in die Hände gegeben werden. Er lieset, weis auch wohl, *was* er lese, bedenkt aber nicht, *wo* er es lese, sondern konfundirt Moses mit Jesus, David mit Paulus, hält alles für *gleiches* Gotteswort und nimmt sich am Ende das Beste heraus, d. h. *was in seinen Kram dient.* Da nun die Rache bei ungebildetern Menschen süßer ist, als Vergebung, so betet er lieber mit David — *Herr, vertilge meine Feinde ohne alle Gnade und las sie nach Brod heulen wie Hunde* — als mit Jesus: *Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.* Genug, es ist weder an herrschende Feindesliebe, noch auch an herrschende allgemeine Menschenliebe unter den Christen zu denken, so

lange die ganze Bibel Lektüre für den gemeinen Haufen ist, und doch ist Liebe das Wesen des Christenthums.

Wozu soll ferner ieder Christ die unflätischen Geschichten der Vorwelt lesen? Gibt es nicht dergleichen unter den Zeitgenossen genug zu sehen und zu hören? Ist nicht in den Schlössern und Gärten der Grossen für obscöne Gemählde und Bildsäulen genug gesorgt? Ahndung steht doch in der That nicht immer dabei; nicht einmahl Misbilligung. Abraham, wenn ihm Sara ihre Magd zuführt, begeht so gut Ehebruch, wie David mit der Bathseba, die ihr Mann ihm nicht zuführt. Was sprach aber der Engel zur Magd, als Madam Abraham ihre begangene Sottise zu bereuen Ursache fand und sie schassirte? „Kehre wieder um zu deiner Herrin und demüthige dich unter sie!" Das war Alles? Ja, was geschah auch sogar bei Davids Ehebruch, wo doch göttliche Ahndung angemerkt wird? Verzeihen Sie mir, Herr Abt, wenn ich den rechten Ausdruck nicht dazu finden kann. Ich will lieber alles blos abschreiben, wie es geschrieben steht. „Da sprach David zu Nathan — Ich habe gesündigt wider den Herrn. Da antwortete Nathan — So hat der Herr deine Sünde weggenommen und du wirst nicht sterben; weil du

aber durch diese Geschichte die Feinde des Herrn hast lästern gemacht, so soll das Kind, das du als Ehebrecher gezeugt hast, des Todes sterben. . . Und da ward das Kind todtkrank und — David fastete. Und da starb das Kind und — David ging in das Haus des Herrn und als er wieder kam, aß er. Und da er gegessen hatte, tröstete er auch die Bathseba, und als er die Bathseba getröstet hatte, ging er zur Bathseba heim und — schlief bei ihr." So wills der rohe Ehebrecher eben auch heut zu Tage noch haben. Am erzeugten Kinde ist ihm so nichts gelegen; das mag immerhin sterben. Daß die patriarchalische Vielweiberei, die begangene Unzucht trunkener Erzväter und die Beschreibung des Salomonischen Serails Volkslektüre sei, ist auch wohl ebensowenig zu rathen, als daß unsere alten Wollüstlinge, wenn sie sich gar nicht mehr erwärmen können, in der Bibel ein Recept dafür finden, daß sie nehmlich lesen, daß der alte David sich das schönste Mädgen zuführen lassen, das ihn wärmen müssen. Den Zusatz — aber der König erkannte sie nicht — hätte ich dem Geschichtschreiber schenken wollen; denn aus demselben Mediusterminus, daß es die schönste Dirne im Lande war, lässet sich ebenso dabei auf Davids völlige Erschöpftheit, als auf seine heilige Absti-

nenz, schliessen. Von Seiten der letztern ist er wenigstens nicht bekannt. Frommer Abt, iezt habe ich Sie wohl über mich unwillig gemacht? Sein Sie es nicht! Ich nehme ia gern die Alten, wie sie waren, und rechne gern ihre Rohheit — von der thierischen Rache an bis zur thierischen Wollust — auf ihr Zeitalter; aber, aber — müssen denn alle die heiligen Schmutzgeschichten den Christen unserer Tage noch in die Hände gegeben werden? Mus sie der gemeine Christ lesen, der so schon an grober Sinnlichkeit klebt? Was soll ich vollends dazu sagen, wenn iunge Leute sie lesen, die noch so roh, wie vor dreitausend Jahren, erzogen wurden? Diese lesen sie mit Wohlgefallen; ihre Fantasie wird dabei rege; ihre thierische Geilheit ergreift sie so, daß sie sich schon nach Gegenständen zum Behuf der Imitation umsehen; besonders, wenn solche Geschichten, wie nach Art der Alten der Fall in der Bibel zuweilen ist, recht ausgemahlt und recht anschaulich hingestellt sind.

Ich komme auf einen andern sehr wichtigen Punkt, Herr Abt. Auch alle die biblischen Stellen, in welchen Gott nicht so da steht, wie ihn Jesus von Nazaret hingestellt hat, sondern wo er zu menschlich, oder gar untermenschlich vorgestellt wird, müste von Rechtswegen der

gemeine Christ nicht lesen; denn er wird nicht nur dadurch in seinen Vorstellungen über Gott verwirrt; sondern er giebt auch sogar die reineren und edleren Vorstellungen Jesu von Gott endlich auf, weil diese seiner Sinnlichkeit nicht so Genüge leisten, wie die andern. Das Christenthum stellt z. E. Gott als einen reinen Geist und als einen Allgegenwärtigen vor, den Niemand gesehen hat, noch sehen wird. Wenn nun der Laie von göttlichen Erscheinungen lieset, wenn er lieset, daß Menschen Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen und mit ihm gesprochen haben, wie ein Mensch mit dem andern spricht — was soll er dabei denken? Welches von beiden soll er für wahr halten? Er wählt das Letztere, weil es so oft und so weitläuftig erzählt ist. Glauben Sie mir, daher kommen die neueren Schwärmer allzumahl, welche noch auf den heutigen Tag göttliche Erscheinungen zu haben meinen oder doch vorgeben. Hätten sie solche Geschichten nicht gelesen, so könnten sie sich selbst nicht so täuschen; und läse nicht Jedermann noch solche Geschichten, so könnten sie Andere nicht so täuschen. Das Christenthum stellt uns ferner Gott als Vater, als Vater aller Menschen und als ein Wesen vor, das gern verzeiht, das die Liebe selbst ist und das seine allgemeinen Wohlthaten Bösen und Guten erzeigt, und macht es zum stärksten Motif zur

Feindesliebe, daß wir dadurch Gottes Kinder würden. Wie unwürdig stechen dagegen die ältern auch biblischen Vorstellungen von Gottes Zorn, Grimm und Rache ab! Steht Gott nicht in letztern als ein orientalischer Despot, als ein Unmensch, als noch weniger, als Mensch, als reissendes Thier da? Wird er nicht von mehr, als einem Propheten, ausdrücklich mit letzterm verglichen? Führt ihn Hosea nicht also redend ein — „Ich will gegen Israel werden wie ein Löwe; wie ein Parder will ich ihnen unterwegs auflauern; ich will ihnen begegnen, wie ein Bär, dem seine Jungen genommen sind; ich will ihr verstocktes Herz zerreissen und will sie wie ein Löwe fressen" ...? Wird nicht in den ältern biblischen Erzählungen fast iedes grosse Unglück, das einzelne Personen, ganze Familien und ganze Völker trift, als ein göttliches Strafgericht hingestellt? Und wie steht Gott oft als Strafer da? Bald als ein blosser Rächer, dem es nur um persönliche Satisfaktion zu thun ist; bald als ein Richter, der nicht den geringsten Raum zur Busse lässet; bald als ein Ungerechter, der die Unschuldigen mit den Schuldigen zugleich verdammt. Denken Sie an die Tausende von Kindern und Säuglingen, die doch alle nichts verbrochen hatten, welche im Lande Kanaan mit ihren Eltern zugleich dem

Herrn verbannt werden musten! Denken Sie an den Befehl, welchen Samuel dem Saul überbrachte, die Amalekiter auszurotten, weil ihre Vorfaren sich an Israel versündigt hätten! Denken Sie an die Pestilenz, welche dafür über das jüdische Volk gekommen sein soll, daß David den Einfall hatte, es zählen zu lassen, und lassen Sie dabei nicht unbemerkt, daß Gott selbst den David auf diesen Einfall gebracht haben soll, um nur eine Gelegenheit zu haben, seinen Grimm über Israel ausgehen zu lassen!! Daß Gott walte! wie kontradiciren diese Vorstellungen von Gott den Vorstellungen von ihm im Christenthum! Wir, Herr Abt, wissen uns aus dergleichen Schwierigkeiten zu helfen; der gemeine Christ aber nicht. Das Christenthum stellt uns ferner Gott als einen Allweisen vor, der in seinen Rathschlüssen untrüglich und ebendarum unveränderlich ist. Wie soll sich nun der gemeine Christ darein finden, wenn er bald lieset, daß es Gott gereuet habe, wohlthätig gewesen zu sein, und daß er die Undankbaren gestraft, bald, daß es ihn wieder gereuet habe, sie zu hart gestrafrt zu haben u. s. w.? Durch Vermischung solcher jüdischen Vorstellungen mit den christlichen geht offenbar der ganze Zweck des Christenthums verlohren und der gemeine Mann kommt da-

durch um alle kindliche Liebe und Zuversicht zu Gott.

Wie Gott von Jesu in einer edleren Gestalt hingestellt ward, so ward es auch der Mensch. Nach Jesu Unterricht ist der Mensch kein geborner Sünder; denn den Kindern ist ja noch das Reich Gottes, wie er sagte. Nach Jesu Unterricht ist der Mensch nicht zum Guten untüchtig, sondern kann sich durch Tugend zur Aehnlichkeit mit Gott erheben, und es gibt ausser Pharisäern und Zöllnern noch eine dritte Klasse von Gerechten, die nicht, wie die Pharisäer, nur scheingut sind und nicht, wie die Zöllner, der Busse bedürfen. Nach Jesu Unterricht sind äusserliche Glücksgüter nicht der wahre Lohn des guten Menschen, sondern sein eigenes Herz mus ihm solchen reichen. Nach Jesu Unterricht ist der Mensch nicht blos für diese Welt, sondern auch noch für eine künftige bestimmt. Alle biblische Stellen von entgegengesetztem Inhalt gehören also auch nicht für den gemeinen Christen, der Zeitalter und Umstände, in und unter welchen sie geschrieben wurden, nicht gehörig zu beurtheilen und zu unterscheiden weis. Er kommt sonst, wenn er lieset, daß von Mutterleibe an nichts Gutes an ihm sei, und daß er ein Sünder sein und bleiben müsse, auf den Gedanken, sich gar

keine Mühe zu geben, ein guter Mensch zu werden. Er mus sich auf der andern Seite, wenn er ein wahrhaftigguter Mensch ist, wider seine eigene Ueberzeugung selbst verdammen, so oft er dem David seine Buspsalmen nachbeten soll. Er wird, wenn er geschrieben findet, daß äuserliches Glück das entscheidende Zeichen des göttlichen Wohlgefallens sei, ganz und gar irdischgesinnet, oder verzweifelt, wenn Armut und Elend sein unverdientes Loos sind. Er gelangt nie zu einer wahren, festen und lebendigen Ueberzeugung von seiner Fortdauer im Tode, so lange er noch biblische Sprüche weis, die selbige geradehin ableugnen, oder sie doch in Zweifel stellen. Mithin kommt der gemeine Christ nie zum ächtchristlichen Gefühl der erhabenen Würde seiner Natur und seiner Bestimmung, so lange er noch die Bibel ganz lieset, wie sie da ist.

Ich schliesse mein Register mit einem Blick auf das neue Testament. In Ansehung des Evangelienbuchs bin ich der Meinung, daß so, wie alles das, was in den Reden Jesu blos seine Zeitgenossen und seine Nation anging, auch alles, was offenbar darin nur die Apostel traf, für den gemeinen Christen nicht gehöre; weil er dadurch leicht in seinen heutigen Pflichten, wie in seinen heutigen Hofnungen, konfus wird und eben=

so zu viel von Gott erwartet, als er glaubt, daß Gott zu viel von ihm verlange. Was aber die apostolischen Briefe betrift, so ist offenbar, daß alle tausend und aber tausend darin vorkommenden Beziehungen auf das Judenthum und iudaizirenden Vorstellungsarten christlicher Lehren keine Lektüre für unsere heutigen gemeinen Christen abgeben können. Erstere sind ihnen, wie schon gesagt, völlig unnütz und letztere äuserstschädlich. Die Apostel musten diese allerdings gebrauchen, um den Uebergang der Juden zum Christenthum zu befördern. Heut zu Tage aber stiften sie das Gegentheil und befördern gleichsam den Rückübergang geborner Christen zum Judenthum. Der gemeine Christ versteht die iüdischen Phrasen nicht, und wenn man sie ihm auch erklärte, wozu ist es nöthig, daß er sein Christenthum in iüdischen Phrasen lese? Es gibt ia Stellen genug, die die christliche Lehre ächtchristlich enthalten, und an diesen hat er satt. Ja, man würde es auch bei aller Erklärung solcher Phrasen nie dahin bringen, daß er, so oft er beim Bibellesen auf dergleichen käme, die Erklärung dabei dächte; und so lebe ich und sterbe ich darauf, daß ächtes und reines Christenthum nicht eher Volkschristenthum werden werde, bis das Volk die Bibel nicht mehr ganz,

sondern in wohlgewählten Auszügen lese.

Nach allen diesen gemachten Bemerkungen wiederhole ich das Bekenntnis meiner Verehrung der Bibel. Ich wiederhole, was ich gleich anfangs gesagt, daß, wer keine Achtung für die Bibel habe, selbst keine Achtung verdiene. Wissenschaftliche, gelehrte Christen, christliche Denker wissen sich aus allem, was in der Bibel für unser Christenthum und für unser Zeitalter anstößig ist, zu finden, und wissen es so zu erklären, daß das Ansehen der Bibel dabei fest bestehe; darum sei immerhin die ganze Bibel Lektüre für sie. Das Volk aber kann dis nicht; es lässet also entweder das Ansehen der Bibel fallen, oder die Bibel wird ihm in derselben Masse nun schädlich, in welcher sie einst nützlich war, und darum gehört dem Volke nur ein Bibelauszug.

Was ein solcher Auszug nun eigentlich enthalten müsse, ist leicht zu bestimmen. Nichts nemlich, als — solche biblische Abschnitte und Stellen, welche die ersten und heiligsten Wahrheiten, ohne die Menschen nicht vollkommen daseinsfroh werden können, d. h. die ächtchristliche Religion ächtchristlich vortragen, und die die allgemeinen und besondern Pflichten, welche heut

zu Tage noch Menschen auszuüben haben, d. h. die ächtchristliche Moral ächtchristlich lehren unb empfehlen. Diese müssen insgesamt so übersetzt erscheinen, daß sie auch der unterste heutige Laie verstehen könne. Allerdings müssen darunter zur Versinnlichung der Sachen auch solche sein, die Bilder und Historien in sich fassen. Die Bilder aber müssen von der Art sein, daß sie in unserer Himmelsgegend und im unserm Jahrhundert verständlich sind und die abgebildete Sache nicht ernidrigen; und die Historien müssen nicht a la Hübner gewählt werden, sondern alle nur moralischen Inhalts, und zwar nicht als Laster= sondern als Tugendspiegel, sein. Erzählungen von schönen Thaten der Menschenliebe und von bürgerlichen, häuslichen und einsamen Tugenden, die ihren Ausübern natürlich belohnt wurden, schicken sich hierzu am besten. Aus dem Leben Jesu vorzüglich müssen alle die Stellen diesem Auszuge einverleibet werden, welche ihn von seiner schönsten Seite, d. h. in den wichtigsten Lagen seines Herzens, besonders in seinen letzten Leiden, zeigen; damit man überall sehe, daß er nicht nur unser Lehrer, sondern auch unser Vorgänger gewesen sei, und wie iede Ermahnung, die er gab, von ihm selbst befolgt worden, und ieder Trost, den er reichte, ihm selbst genug gewesen sei.

Von einem solchen Bibelauszuge wäre gewis unaussprechlichviel zu erwarten, Herr Abt. Er hätte alle Eigenschaften, die immerwährende und einzige Lektüre des Volks zu sein; der gemeine Christ fände da den Kern der heiligen Schrift in Masse beisammen, den er iezt aus tausend Schalen erst zusammensuchen soll, als wozu ihm bald die Geduld vergeht; und das ächte, reine Christenthum würde durch ihn herrschend werden und alle Stände beseligen. O veranstalten Sie ihn, Herr Abt; Sie sind der Mann dazu. Glauben Sie, Millionen Hände griffen darnach und Millionen Herzen würden Sie deshalb segnen. Meinen Segen zuerst Ihnen im voraus dafür!

XXV.

Über das Gesindewesen.

An Herrn Stadtrichter P. zu Q.

Sie klagen, daß in Ihrer Gegend der Mangel an tüchtigem, arbeitslustigen, folgsamen, treuen und sittsamen Gesinde immer mehr Ueberhand nehme; bei mir zu Lande führt man dieselbe Klage. Die Sache ist also in der That von Belang. Da das Gesinde, als ein unentbehrlicher Theil der häuslichen Gesellschaft, auf allen Seiten so viel Einflus auf häusliche Glückseligkeit hat; so würde schon ein einziger von den benannten Fehlern lästig genug an ihm sein; hat es sie aber gar alle zusammen, so mus man den Armen glücklich preisen, der sich selbst Knecht und Magd ist.

Ist der Dienstbote unwissend, versteht er die ihm obliegenden Geschäfte nicht recht: so macht er alles verkehrt, verdirbt viel, setzt die Herrschaft bei ieder Gelegenheit in Schaden und in unnützen

Kostenaufwand und verursacht ihr hintennach mehr Mühe, als er ihr abnimmt. — Ist der Dienstbote faul und arbeitsverdrossen, so entsteht im Hause Unordnung und Unreinlichkeit; die Herrschaft mus beständig wie ein Treiber hinter ihm sein, kommt mit nichts zu rechter Zeit zu Stande und kann mit Gewisheit die Ausführung keines ihrer Vorhaben bestimmen; wozu bekommt er auch Lohn und Brod, wenn er nicht arbeiten will? — Ist der Dienstbote übergeben und insubordinationslustig: so ist das Haus eine immerwährende Wohnung des Haders, es ist an keine Ruhe darin zu denken und die Herrschaft hat täglich Aerger und Verdrus. — Ist der Dienstbote untreu, hilf Himmel, welch eine Hausplage ist er! Vor fremden Dieben kann die Herrschaft ihr Haus verwahren, vor ihm, dem Hausdiebe aber nicht; er ist sogar des Nachts darin. Alles vor ihm verschliessen kann sie nicht, noch weniger immer. Er hat stets einen Theil ihres Vermögens und ihrer Vorräthe unter Händen. Er kann auf der Tenne stehlen, wo er drischt; er kann dem Vieh, das er unter seiner Besorgung hat, das Futter entwenden; er kann in der Küche einen Theil der Speisen auf die Seite bringen; er kann die Betten, die er macht, von Federn ausleeren; er kann Brod und Holz zum Hause hinaus schleppen; er kann beim Einkauf und Ver-

kauf betrügen. Und wenn er auch kein Dieb im eigentlichen Verstande ist, so kann er doch die Herrschaft aus Mangel an herzlicher Zuneigung zu ihr, durch Unachtsamkeit, Sorglosigkeit, Leichtsinn und muthwillige Plumpheit um vieles bringen! Er kann verderben lassen, was noch genutzt werden konnte; er kann Gefässe und Werkzeuge früher zerstören; er kann den Acker, das Vieh vernachlässigen; den Stall den Raubthieren und das Haus Landstreichern offen lassen, und — hat er nicht das furchtbare Element Feuer fast ganz unter seinen Händen? Ebenso kann sich auch die Herrschaft vor fremden Horchern schützen. Der Dienstbote aber kann auf den Strümpfen herzuschleichen, wie er will. Und thut er dis auch nicht, so sieht und hört er doch als nächster Nachbar viel, was sonst Niemand sieht und hört. Er schauet in die häuslichen Verhältnisse ein, thut manchen Blick in die der Welt unbekannten Familienlagen, ist Zeuge mancher raschen Aeuserung, fängt manches Urtheil über Fremde auf. Ist er ein untreuer Mensch, so kann er Verräther seiner Herrschaft werden, kann ihre Geheimnisse ausplaudern, im Innern der Familie geschehene Vorgänge zu Stadt- und Dorfgespräch machen und der Herrschaft nach Gefallen Feindschaften zuziehen. Hat die Herrschaft Kinder, so wird das Maas des Unglücks, welches ein untreuer Dienst-

bote in ihrem Hause stiftet, voll. Er wird, die Kinder mögen ihm ganz anvertrauet sein, oder ihm nur in Abwesenheit der Eltern überlassen werden, nicht gehörig auf sie Acht haben und sie Schaden nehmen lassen; er wird das vorgefallene Unglück den Eltern verbergen und dadurch machen, daß die Kinder Krüppel werden; er wird die Kinder auf seine Seite zu ziehen suchen, mit ihnen durchstechen und sie wohl zur Theilnahme am Betruge der Herrschaft verleiten. — Ist der Dienstbote gar ausschweifend und lüderlich: so kann er nicht nur das ganze Haus phisisch verpesten; sondern er richtet auch gewis moralische Pestilenz unter den Kindern an. Was hilft es alsdann, daß die Eltern ihren Kindern noch so gute Lehren geben? Was hilft es, daß sie selbst ihre Kinder nichts anderes, als Gutes, sehen und hören lassen? Eine Stunde, welche die Kleinen unter den frivolen Bedienten zubringen müssen, verdirbt Alles. Die schlüpfrigen Handlungen, welche sie da sehen, die unreinen Reden, welche sie hören, streuen den Samen des Lasters in ihr unschuldiges, offenes Herz, und er geht auf darin, ohne daß die Eltern es wissen. Das Kind wird wohl von der geilen Kindermuhme schon unanständig gekitzelt uud dadurch zur Empfänglichkeit für die Reitze der Wollust zubereitet; der Knabe wird von der Magd zur Unzucht mit sich selbst an-

geführt; der Jüngling lernt die umgekehrte Josephiade nach Buhlerkünsten spielen. Das sind Entsetzlichkeiten, wovon die geheimeren Hausgeschichten wimmeln; und wenn schlechtes und verworfenes Gesinde auch weiter keinen Schaden im Hause anrichtete, als diesen, daß es die ganze Kinderzucht verdirbt, so wäre seine Schädlichkeit von hieraus allein schon gar nicht zu berechnen.

Wie dem Uebel abzuhelfen, wie eine Reform des Gesindewesens zu bewirken sei — das ist also allerdings eine von den Fragen aller Fragen. Inzwischen giebt es doch auf Erden kein Uebel, wogegen nicht Mittel da wären und sich auffinden liessen. Sie haben meine Gedanken darüber begehrt, und ich will sie Ihnen gern zur Prüfung hiermit übermachen.

Mein gemeinsinniger P., ich habe die Erfarung bei Vorgesetzten aller Art gemacht, daß sie, wenn sie über ihre Untergebenen Klage führen müssen, sehr oft selbst daran Schuld sind. Wir haben ein altes Sprichwort — qualis rex, talis grex; ich will es aber ietzt nur auf den Hausstand anwenden. Sind die Eltern, welche sich höchlich über ihre Kinder beschweren, nicht oft selbst durch eine schlechte Erziehung die Ursache

davon, daß diese ihnen nun Gram und graue Haare machen? Es steht aber gewis um das Verhältnis zwischen Herrschaft und Gesinde ebenso, wie um das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Ich bin ein lebendiger Zeuge davon, daß schlechte Dienstboten, wenn sie kaum ein Jahr in einem guten Hause gewesen waren, die tauglichsten und wackersten Leute wurden; so, wie ich es auch mit meinen Augen gesehen habe, daß gutes Gesinde bei schlechten Herrschaften noch geschwinder auch schlecht ward. Daß eine Herrschaft einen schlechten Dienstboten bekomme, dafür kann sie nicht, wenn er aber bei ihr schlecht bleibt, oder gar erst schlecht wird — wie da? Es öfnet sich uns also ein doppelter Gesichtspunkt, aus welchem wir die Reform des Gesindewesens zu betrachten haben. Oeffentliche Anstalten müssen vorarbeiten, daß es wieder mehr gutes Gesinde gebe; die Herrschaften aber müssen mit ihren Hausanstalten dazu nacharbeiten. Wäre beides bei einander — o welch einen Zuwachs von Vollkommenheit bekäme der Hausstand dadurch, daß ieder gewis braves Gesinde haben könnte!

Da der grösseste Theil des Gesindes aus den untersten Ständen abzustammen pflegt, so sieht man bald, wo der Grundfehler liege. O mein

Gott, wie elend ist die Erziehung in diesen noch beschaffen! Wie können wir erwarten, daß, wenn hierin keine Reform, gar keine Reform vorangeht, selbige uns in ihren Söhnen und Töchtern auch fernerhin schon gute Leute liefern werden? Man sieht es ia klar und deutlich, daß man, wenn man durch einen glücklichen Zufall ein Kind aus einem Hause empfängt, wo bessere Erziehung herrscht, gleich einen bessern Bedienten an ihm habe. Wenn dergleichen nun durchgängig in den untersten Ständen herrschte, was für einen Vorsprung müste dadurch die gute Sache des Gesindewesens erhalten! Wie ist nun aber der gemeine Mann im Ganzen wohl zu besserer Kinderzucht zu bringen? Wird von ihm, wie er gröstentheils ist, überhaupt auf dieser Seite etwas zu erwarten sein? Freilich kann die Obrigkeit nicht in allen Häuserm umhergehen und die Eltern erziehen lehren; noch weniger kann sie über die Eltern unaufhörlich inspiciren, ob sie nach der gelehrten bessern Methode forterziehen. Aber — sie kann doch im Ganzen Anstalten zu besserer Kinderzucht treffen, die schlechterdings vom glücklichsten Erfolge sein müssen.

Oeffentliche Bettelei nicht nur in den Städten, sondern noch weit mehr auf dem Lande, mus durchaus verboten werden. Da, wo

diese noch Statt findet, mag sich die Obrigkeit weder ihres Eifers für Volksmoralität, noch ihrer Fürsorge für Volkserziehung rühmen. Es ist keine vermaledeitere Kinderzucht, als wenn Eltern ihre Kinder ganze Tage und halbe Wochen aufs Land schicken, um die Bauern zu placken. Und — wenn nun dieser Staatsfehler ebenda existirt, wo man über schlechtes Gesinde klagt, so kann man ihn mit Recht für eine der Hauptursachen hiervon ansehen; denn gerade die Taglöhnerkinder, die Soldatenkinder, die Kinder des in Verfall gerathenen Handwerkers sind es, welche erst betteln und dann Dienstboten werden. Bei dem verdammten Bettelleben aber, in welchem sie erwachsen, bekommen sie gerade die entgegengesetzten Eigenschaften eines guten Dienstboten. Als Bettelkinder bleiben sie unwissend in aller nützlichen Handthierung, lernen nichts und verliehren sogar die Lust, etwas nützliches zu lernen; sie werden an keine Arbeit gewöhnt und bekommen durch das landstreichrische Leben wahre Arbeitsscheue; sie werden durch den Bauernplack ungestüm, übermüthig, unbändig, Thunichtgute: sie werden durch Entwendung von Kleinigkeiten in Häusern, wo sie keinen finden und also die Gabe sich selbst zu geben Freiheit zu haben glauben, Räuber; sie werden von älterem Bettelgesindel, mit dem sie in einerlei Bettelherberge

übernachten, zu schändlichen Lüderlichkeiten verleitet. O möchten alle Obrigkeiten es doch einmahl für eine ihrer ersten Pflichten halten, das Bettelwesen in ihren Staaten mit Stumpf und Stiel auszurotten! Möchte eine benachtbarte Obrigkeit mit der andern dagegen ebenso gemeinsame Masregeln treffen, wie gegen Zigeuner- und Diebesbanden! Alle ihre Gesetze helfen sonst nichts, von der allgemeinen Landesordnung an bis auf die Gesindeordnung; und alle ihre Zuchthäuser und Galgen machen das nicht wieder gut, was ihre Konnivenz zur Landesbettelei verdarb.

Sobald die Eltern in den untersten Ständen ihre Kinder nicht mehr betteln lassen dürfen, müssen sie sie zur Arbeit anhalten; denn wovon wollten sie sie sonst ernähren? Das ist aber die eigentliche Erziehung des gemeinen Mannes, die Erziehung zur Arbeit; das ist zugleich die wahre Gesindeerziehung, daß die Leute, welche einmahl dienen sollen, arbeitsgeschickt und arbeitslustig werden. Alsdann, wenn der gemeine Mann seine Kinder, sobald sie im geringsten dazu geschickt sind, wieder zur Arbeit anhält, werden nicht nur gute Dienstboten nicht mehr so rar sein, sondern es wird auch wieder dahin kommen, wo es bei der Vor-

welt war, daß viel Kinder der Eltern Reichthum sind. Es gibt ia noch Provinzen Deutschlands, wo dis Statt findet, und wo Kinder im sechsten Jahre ihr Brod schon zum Theil, im zehnten halb, im zwölften ganz verdienen. Ach Herr Stadtrichter, Herr Stadtrichter, der Geist der Industrie ist der Geist des Völker- und Ländergläcks, und, wenn er bis unter die Kinder dringt, so ist es der heilige Geist selbst, wie er nur kann ausgegossen werden, und dann ist ein grosser, grosser Theil der bessern Volkserziehung schon besorgt. Ich würde, wenn ich Stadtrichter wäre, diesen heiligen Geist zuweilen sogar mit Gewalt ausgiessen. Ich würde, wenn die Kinder aus den untersten Ständen zu zehen und zwanzig auf den Gassen, hinter den Mauern, neben den Kirchen und vor den Thoren halbe Tage lang herumlägen, sie durch die Büttel aufheben und in den Holzgraben führen lassen, wo sie wenigstens Holzscheide schichten, oder auf die Landstrasse, wo sie die tiefen Fahrgleise zuschütten, oder auf den Acker, wo sie die Steine zusammenlesen müsten. Wenn die Kinder so zusammen umherlaufen, das ist nicht viel besser, als wenn sie umherbetteln. Sie treiben auch nichts, als Unfug, und lehren einander und lernen von einander nichts, als Böses.

Aber freilich, wenn so der Arbeitsgeist über die gemeine Kinderwelt ausgegossen werden soll, so mus auch dafür gesorgt werden, daß es ihr nicht an Arbeit fehle. Der Bauer ist hierin allerdings besser daran, als der Taglöhner und der gemeine Mann in den Städten. Sein Acker, sein Hof, seine Ställe, sein Vieh geben ihm hinreichend Beschäftigung für seine Kinder. Man kann daher auch wirklich sagen, daß der Bauer, weil er seine Kinder nicht betteln oder sonst umherlaufen, sondern wacker arbeiten lässet, im Ganzen bessere Erziehung ausübe, als die übrigen untersten Stände. Neben Bettelverboten müssen allemahl Arbeitsanstalten sein; oder — man kann sie für Lebensverbote ansehen. Es mus ieder Obrigkeit leicht sein, nach Beschaffenheit des Landes, seiner Lage, seiner Grösse, seiner Produkte und seines Gewerbes, Fabriken und Manufakturen aller Art anzulegen; wobei sie besonders für Beschäftigung der Kinder in den untersten Ständen Rücksicht zu nehmen hat. — Diese Anstalten zusammen, Abstellung der Bettelei, Verbot des Umherliegens der Kinder ausser den Häusern, und Arbeit genug durch Manufakturen, würden gewiß den Arbeitsgeist unter die Jugend bringen, und dieser würde dem Geiste der Ordnung, der Zucht und Ehrbarkeit und aller guten Sitten allein schon den Eingang

öfnen. Es bleibt dabei — Müssiggang ist aller Laster Anfang; und ebenso ist Arbeitsamkeit die Grundlage aller Tugenden.

Nun komme ich auf gute Freischulen, die ebenfals einen sehr wichtigen Theil der bessern Volkserziehung ausmachen. Anhaltung der Kinder zu körperlicher Arbeit ist nicht genug; sie müssen auch mit ihren Geisteskräften arbeiten lernen, sich im Nachdenken üben und ihren Verstand vorzüglich auf die unentbehrlichen Wahrheiten des Lebens und auf die unerläslichen Pflichten des Lebens auwenden. Dazu gehört schlechterdings besonderer Unterricht, und diesen können die mehresten gemeinen Leute ihren Kindern nicht selbst reichen; denn sie haben selbst nicht nachdenken gelernt und wissen selbst nichts. Also Schulen müssen sein. Schlechte doch wohl nicht? Ich meine aber hier gute Freischulen; denn der gemeine Mann kann das nöthige Schulgeld für seine Kinder nicht aufbringen. Wenn mit diesen eigentlichsogenannten Schulen auch Arbeitsschulen verbunden werden, desto besser. Nur will es mir nicht behagen, wenn sie beide Eins sind. Meinen Gedanken nach müsten sie blos neben einander bestehen, mit einander abwechseln, auf einander folgen. Ich gehe dabei von dem Grundsatze aus, daß man die Kinder nicht gewöhnen müsse, ihre Aufmerksamkeit

zu zerstreuen, welches sie so gern thun, sondern vielmehr, ihre ganze Aufmerksamkeit auf einen einzigen Gegenstand zu richten, woran es ihnen so sehr fehlt und worauf doch im menschlichen Leben so viel ankommt. Erwiedert man darauf, daß die Kinder nur arbeiteten, wenn die Lehrer Andere fragen: so antworte ich, daß sie auch da zuhören müssen und daß sie auch zum Zuhören ihre ganze Aufmerksamkeit nöthig haben. Und wendet man ein, daß bei einer grossen Menge dis nicht möglich sei, weil der Lehrer sonst schreien müste, wenn er von den einen Ende des Saals her in dem andern verstanden werden solle: so kommt es nur auf die Einrichtung der Sitze an, daß sie nicht, wie die Kirchstühle, in einer langen Reihe hinter einander fortlaufen, sondern in der Runde angelegt werden, da dann in einem mässigen Saale auf zwei, drei Reihen Sitzen, welche der Lehrer immer durchwandelt, ein Paar hundert Kinder recht gut Platz haben und den Lehrer stets recht gut verstehen können. Es ist das wirklich eine Hauptsache, daß iedes Kind am ganzen Unterricht Theil nehme und bei ieder Frage, die auch nicht an selbiges kommt, bei sich selbst darüber nachdenke, was es wohl antworten würde, und auch iede Korrektion des Lehrers höre, die auf eine falsche Antwort erfolgt.

Man hat seither hier und da angefangen, solche gute Freischulen zu errichten, und wer sich noch zu Ende dieses Jahrhunderts den Namen eines Heilandes für das künftige erwerben will, der gehe hin und thue desgleichen. Sobald solche Freischulen da sind, können und müssen arme Eltern, welche ihre Kinder unter dem Vorwande, daß sie das Schulgeld nicht bezahlen könnten, nicht zur Schule halten, gezwungen werden, ihre Kinder dahin zu schikken. Ausserdem, daß die Kinder dadurch vernünftigere Menschen werden, als ihre Eltern gröstentheils sind, welches schon eine gute Aussicht auf die künftige Generation gibt, sind sie dann auch wenigstens den sechsten Theil iedes Tags über unter offenbar besserer Aufsicht, sehen und hören nichts Böses und gewöhnen sich an Ordnung, Ehrbarkeit und gute Sitten. Mit den Eindrücken, welche der Aufenthalt in der Schule auf sie macht, kommen sie nach Hause; da halten diese dann auf einige Stunden noch vor. Morgen werden die Eindrücke wieder erneuert; übermorgen wieder u. s. f. Mit der Zeit halten sie immer länger zu Hause vor. Endlich werden sie bleibend. Und das ist warlich das Allerwichtigste, daß die Lehrer bei Ausbildung des Herzens der Kinder ihren Eltern zu Hülfe kommen; denn nie wird man es dahin bringen

können, daß Eltern, die selbst in der Moral weit zurück sind, ihre Kinder moralischgut bilden mögen. Die erste gute Generation in den untersten Ständen mus schlechterdings in Freischulen gebildet werden; die zweite vieleicht auch noch; diese wird dann aber gewis selbst die dritte bilden können.

O Herr Stadtrichter, stände ich doch gleich auf einer so hohen Kanzel, daß mich ganz Deutschland sehen könnte, und hätte ich dabei die Stimme eines Gottes, daß mich ganz Deutschland hören könnte; wie wollte ich ausrufen — — „Ihr Fürsten, ihr Magistrate, höret meine Stimme, wie eine Stimme vom Himmel! Höret mich, daß euch Gott höre! Lange genug ist von euch mehr als zu reichlich durch Universitäten, Gimnasien und Gelehrtenschulen blos für die höheren und durch Freistellen, Freitische und Stipendien auf selbigen für die mittleren Stände gesorgt worden, und die Menschheit im Ganzen ist dadurch um nichts weiter und ihrem grossen Ziele um nichts näher gerückt. Die Stimme des Volks, das Schreien der untersten Stände ist vor den Herrn gekommen und Gott fordert nun auch Bürgerfreischulen von euch. Machet, daß sich die Volksiugend daselbst lagere! Machet, daß auch die Söhne und Töchter eurer dürftigen

Handwerker und eurer noch dürftigern Taglöhner Gott und sich recht kennen, die Tugend ehren und ihre Bestimmung erfüllen lernen! Machet, daß auch sie klug, arbeitsam, rechtschaffen und gesittet werden! So, so helfet ihr der Menschheit im Ganzen auf; so seid ihr die ehrwürdigen Sachwalter der Gottheit, deren Sache die Sache der Menschheit ist; so werdet Ihr schon die Erstlinge von eurer heiligen Aussaat geniessen, und eure Nachfolger die volle Erndte davon."

Dadurch, wenn dem gemeinen Manne seine Kinder bei Arbeitsamkeit und freiem Unterricht derselben weniger und am Ende gar nichts kosteten, würde er sie auch mehr liebgewinnen. Man könnte sagen, Bettelei der Kinder bringe, wenn sie gut geht, noch mehr ein, als ihre Arbeit, und so müsten Eltern ihre bettelnden Kinder am liebsten haben. Hier tritt aber der Umstand ein, daß Betteln ein- für allemahl ein ehrloses Gewerbe ist. Auch sehen die Eltern, daß die Kinder, wenn sie auch noch so viel Bettelbrod zusammenschleppen, doch weiter kein Verdienst davon haben, als daß sie darnach umherlaufen. Wenn sie aber Zeugen davon sind, daß ihre Kinder sichs auf eine rechtschaffene Art sauer werden lassen; wenn sie solchergestalt bemerken,

daß

daß sie dadurch auch mehr Ehre von ihnen haben: so müsten sie ganze Unmenschen sein, wenn sie sie nun nicht lieber hätten. Die Erzählungen, welche die Kinder zugleich von dem in den Freischulen empfangenen Unterricht und von dem Lobe machen, das ihnen die Lehrer ertheilt haben, bringen dieselbe Wirkung hervor. Und sobald dis nur erst ist, daß Eltern ihre Kinder mehr lieben und werthschätzen, führen sie auch bessere Reden gegen sie und geben ihnen bessere Beispiele; denn ich rechne in Ansehung des Gegentheils viel auf die halbe Desperation ab, welche gröstentheils bei den Eltern in den untersten Ständen herrscht. Mithin könnte man sich auch schon von hieraus auf Besserung der übrigen häuslichen Edukation Hofnung machen.

Was dann nun aber die Eltern sich über diese selbst nicht sagen und lehren könnten, das müsten ihnen die Prediger lehren. Hier komme ich auf einen Punkt, Freund P., der zur bessern Erziehung des gemeinen Mannes auch sehr viel beitragen könnte. Auf unsern Kanzeln wird meiner Meinung nach viel zu wenig über die Erziehung gesprochen. Und doch wollen unsere protestantischen Geistlichen Volkslehrer sein; wofür sie auch König Friedrich Wilhelm im Schulzischen Proces feierlich erklärt hat. Ich

dächte aber, das Volk bedürfte der Belehrung und des Unterrichts auf keiner Seite mehr, als auf der Seite der Erziehungskunde. Auch haben ia unsere protestantischen Prediger dis voraus, daß sie selbst Väter sein, oder wenigstens ihre erzeugten Kinder, als solche, selbst erziehen dürfen. So dächte ich auch, daß sie die allgemeinen Erziehungsregeln am besten aus ihrer eigenen Praxis abstrahiren und so dem gemeinen Laien recht bündig mittheilen könnten. Wenn sie das ihnen vor allen ihren katholischen Brüdern vorzugsweise zu Theile gewordene Glück des Familienlebens nur einigermassen schätzen: so könnten sie dafür gegen die Reformation nicht dankbarer werden, als so. Ja, die Obrigkeit müste ihnen meines Erachtens dieses Dankopfer dafür zur Pflicht machen. Die hohen Festtage, an welchen die Kirchen am vollsten sind, könnten hierzu schön benutzt werden; und unterdessen, daß die Eltern an selbigen in den Kirchen Predigten hörten, welche nur sie angehen, könnten ihre Kinder in den Freischulen ebenfals Reden hören, die sie allein angingen. Ach Freund, es wäre Alles zu machen; aber freilich — es mus gemacht werden; von selbst macht sich nichts.

In der Erziehung des gemeinen Mannes, die iezt weit schlechter ist, als sonst, habe ich die erste

Ursache davon gefunden, daß die Herrschaften iezt so selten gute Dienstboten bekommen. Durch Verbesserung derselben arbeitet die Obrigkeit also gewis dem Hausstande auf das gesegneteste vor. Wir wollen nun in Betref dieser obrigkeitlichen Vorarbeiten weiter gehen. Es ist an den mehresten protestantischen Orten, wo ich gewesen bin, Sitte, daß die Prediger die sogenannten Erstlinge oder Katechumenen, wenn sie auch noch so lange zur Schule gehalten worden sind, selbst noch besonders vorbereiten und unterrichten. Gewis eine vortrefliche Einrichtung, die, wo sie noch nicht ist, noch eingeführt werden sollte! Der Prediger, welcher es gern sieht, daß er damit wenig oder gar nichts zu thun habe, und der sich diese Arbeit von seinem Küster oder Schulmeister gern abnehmen lässet, mag ia nicht sagen, daß er sich auf den wahren Nutzen seines Amts verstehe. Hier, hier ist eine von den Seiten, und unstreitig die erste unter ihnen, auf welchen er als Geistlicher wirklichen, wesentlichen und unabstreitbaren Segen stiften kann. Wer dazu nicht Lust hat, verdient nicht, daß er das Amt eines Evangelisten bekleide. Wie aber reine christliche Moral überhaupt bei diesem Unterricht der Erstlinge die Hauptsache sein sollte: so sollte auch der Staat die Verordnung treffen, daß dabei besonders Gesindeunterricht gegeben würde.

Alsdann, wenn die Kinder aus den untersten Ständen so weit sind, daß sie zum Abendmahle gehen sollen, ist ihre künftige Bestimmung, ob sie ein Handwerk erlernen, oder Dienstboten werden wollen, auch schon entschiden. Da müste dann der Prediger dieienigen von ihnen, welche unter Leute gehen und dienen wollen, stundenlang besonders vornehmen und sich mit ihnen über nichts, als über die Pflichten eines Dienstboten, unterhalten. Weil sie am Ende aus seinem Hause fast unmittelbar ins Haus der Herrschaft gehen, so würde dieser empfangene Unterricht bei Antritt ihres Dienstes noch in frischem Andenken bei ihnen sein und einer guten Herrschaft es leicht machen, sich mit ihrer Korrektion an ihn anzuschliessen. Wie aber alleweile noch die Sachen stehen, so glaub' ich in der That, daß viel iunge Leute in den Dienst treten, ohne im geringsten von den Pflichten eines Dienstboten etwas rechts gehört zu haben.

Man hat oft den Vorschlag gethan, daß ieder Staat seine besondern Institute haben möchte, in welchen Dienstboten recht eigentlich gebildet würden. Ich habe einmahl irgendwo gelesen, daß zu Petersburg ein solches Institut, und zwar das erste der Art, zu Stande gekommen sei; ob es wahr sei, ob das Institut

noch bestehe und wie es beschaffen sei — das weis ich alles nicht. Vermuthlich aber kamen die, welche den Vorschlag zu solchen Anstalten thaten, dadurch auf ihn, daß sie sahen, daß zu iedem andern besondern Stande eine besondere Zubereitung gehöre und auch wirklich geschehe, und schlossen also analogisch auf den Gesindestand. Man könnte solche Anstalten Gesindeschulen nennen. Die Erfarung, daß, wer zu viel auf einmahl fordert, gar nichts bekomme, woraus dann zu folgen scheint, daß man von der Obrigkeit auch nicht zu viel neue gemeinnützige Anstalten auf einmahl begehren müsse, bringt mich auf den Gedanken, daß sich, wenn wir nur erst allenthalben Bürgerfreischulen hätten, dergleichen Gesindeschulen recht gut damit verbinden liessen. Die Gesindeschule könnte in ienen eine besondere Klasse ausmachen, welche für dieienigen, die Dienstboten werden wollten, gleichsam Prima wäre. Daß iedes Kind, das die Freischule besucht, lesen, schreiben und rechnen lerne, setze ich voraus; was aber die besondern Verrichtungen eines Dienstboten, oder gar der verschidenen Arten von Dienstboten betrift, so scheint mir die Erlernung derselben im Institut zu weitläuftig und vieleicht gar impraktikabel. Man könnte also immerhin die Belehrung darüber, wie seither, der ersten Herrschaft überlassen; es ist

genug, wenn diese an dem neuen Dienstmenschen ein gelehriges Subiekt bekommt, das Arbeitslust, Untergebungsgeist und überhaupt so ein Gemüth mitbringt, welches ein guter Dienstbote haben mus. Der Unterricht in der Gesindeschule müste sich also meines Erachtens nur auf die allgemeinen und besondern Pflichten des Gesindes erstrecken. Dieses Institut müste ieder werdende Dienstbote ein ganzes Jahr hindurch frequentiren. In der ersten Hälfte des Jahres wäre er zugleich Katechumen und genösse also auch den Unterricht des Predigers; so, daß er zu seiner künftigen Bestimmung doppelt angeleitet würde. In der zweiten träte er seinen Dienst an und besuchte Prima täglich noch ein Paar Stunden; da dann seine Herrschaft die an ihm bemerkten Fehler dem Lehrer anzeigte, der auf Abstellung derselben seinen individuellen Unterricht einrichten müste. Glauben Sie, mein P., dis würde von ausserordentlichem Nutzen sein.

Alles andere, was die Obrigkeit als Vorarbeit zu besserem Gesinde noch zu thun hat, fasse ich unter einer zweckmässigen Gesindeordnung zusammen. Was ich hierunter verstehe, ist freilich viel, aber alles fast von gleicher Nothwendigkeit. Jeder Dienstbote müste seiner ersten Herrschaft ein Attestat überbringen, daß er ein

Zögling der Gesindeschule sei, und ebenso müste er ieder künftigen Herrschaft ein Attestat seines Wohlverhaltens von allen vorigen aufzuweisen haben. Das Ansehen der Herrschaft müste wiederhergestellt und ihre Gewalt über das Gesinde mehr ausgedehnt werden. Bei der Vorwelt war das Gesinde Sklave, heut zu Tage ist es halbe Herrschaft. Man ist von einem Extrem auf das andere gesprungen; beide aber taugen nichts. Der Dienstbote müste Du heissen. Der Dienstbote müste nicht so viel Lohn fordern können, wie er will, sondern es müste gesetzlich festgesetzt sein, was ihm gebühre. Er müste sich nicht über seinen Stand kleiden dürfen. Er müste schlechterdings nicht um Geld spielen dürfen. Folglich müste er auch in keine Lotterie, noch weniger in Lotto, setzen dürfen. Hier, hier, Herr Stadtrichter, liegt der Hund eigentlich begraben. Die verdammten Lotto's in Deutschland haben das ganze deutsche Gesindewesen zerrüttet und den grössesten Theil der Dienstboten in Hausdiebe umgeschaffen. Gott zu danken ists zwar, daß die mehresten derselben aufgehoben worden sind; aber was hilft dis, so lange noch hier und da dergleichen existiren? Ehe nicht auch allen Lottokollekteuren das Handwerk gelegt wird, werden die Zuchthäuser von ruchlosen Dienstboten nicht leer werden. Ferner müste auch die Obrigkeit auf Klagen der Herr-

schaften über ihr Gesinde ernsthafter hören und wirkliche Verbrechen der Dienstboten noch exemplarischer bestrafen, als andere. Endlich müste auch kein Knecht, und wenn er sich zehenmal angäbe, unter das Militär aufgenommen werden, und kein Soldat müste eine Magd heirathen dürfen. Auch hier liegt eine der ersten Quellen des heutigen verfallenen Gesindewesens verborgen. Bei fortdauernder Vermehrung des Militärs nimmt man ie mehr, ie lieber, auf, die sich zu Rekruten angeben; und so weis ieder unbändige Kerl, wenn er alle Schurken- und Schelmstreiche gegen seinen Herrn ausgeübt hat, eine Art von Asil, wohin er nur flüchten darf. Und ie mehr Soldaten, desto mehr Soldatenweiber; und so foppt iede Magd ihre Frau, sobald sie nur Anwartschaft hat, über kurz oder lang die Frau eines Musketiers werden zu können.

Bis iezt habe ich nur gesagt, was meiner Meinung nach die Obrigkeit vorarbeiten müsse, wenn das Gesindewesen reformirt werden soll; umsonst aber ist freilich dis alles, wenn die Herrschaften nicht nacharbeiten. Die Alten, wenn sie das Kapitel vom Hausstande abhandelten, sprachen nicht blos von Kinderzucht, sondern auch von Gesindezucht. Hausvater und Hausherr, Hausmutter und Hausfrau wa-

ren bei ihnen verbundene Begriffe. Heut zu Tage überlässet man in vielen Familien sogar die Kinderzucht dem Gesinde. Die Folge davon kann keine andere sein, als daß die Anzahl schlechter Dienstboten immer grösser werde. Hier folgt hinter einander, was ich unter Gesindezucht verstehe.

Wie ohne Eintracht der Eltern aus den Kindern nicht viel Gutes wird, so auch ohne Eintracht der Herrschaft aus dem Gesinde. Ist der Dienstbote bösmüthig, so sucht er bei ieder Gelegenheit von der Disharmonie der Herrschaft Nutzen zu ziehen. Der Herr befiehlt ihm so, die Frau anders; so thut er gar nichts und schiebt die Schuld davon auf die einander widersprechenden Befehle. Er spielt die Rolle des Ohrenbläsers bald bei dem einen, bald bei dem andern Theile, macht endlich gemeinschaftliche Sache mit dem Theile, der in seinen Augen das Uebergewicht behauptet, und erlaubt sich gegen den andern iede Art von Insubordination. Ist der Dienstbote brav, so macht ihn der Unfriede der Herrschaft, unter welchem er oft unschuldig leiden mus, erst mürrisch, dann zu allen Geschäften unaufgelegt, zulezt halb desperat, so, daß er sich auf seine eigene Hand auch alles erlaubt.

Sodann ists eine Hauptsache, daß sich die Herrschaft mit dem Gesinde nicht zu gemein mache, sondern sich immer in einem gewissen Abstande von ihm erhalte. Der Dienstbote ist zwar so gut Mensch, wie sie; aber er ist Mensch in ihrem Dienst und gehört ihr, so lange er bei ihr dient, für Lohn und Brod gewissermassen zu. Will sie, daß er Achtung für sie behalte, — und was ist ohne diese der ganze Hausstand? — so mus sie die Achtung gegen sich selbst nie aus den Augen setzen und sich gegen ihn nie vergessen. Der Dienstbote mus also nicht den Konseiller privé bei ihr machen; er mus sich nicht in ihr Gespräch mischen dürfen, bis er eigends dazu berufen wird; sie mus überhaupt nicht zu viel mit ihm schwatzen; er mus es nicht wagen dürfen, ihr vom Markte oder von der Fleischbank iede Stadt- und Familienneuigkeit zuzubringen; sie mus ihm kein häusliches Geheimnis anvertrauen, keine Gattenklage in seinen Schos ausschütten; sie mus nicht mit ihm scherzen, mus ihm ihre Befehle in einem ernsthaften Tone geben u. s. w.

Auf der andern Seite mus sich aber auch der Dienstbote nicht selbst überlassen sein. Die Herrschaft mus ihm alles deutlich sagen, was er zu thun habe; sie mus anfangs während der Arbeit

ihn beobachten, ob er nach ihrem Willen arbeite, seine vollendeten Arbeiten von Belang aber allemahl revidiren. Verrichtet er das Seinige wacker und treu, so mus er auch durch ihr Zutrauen dafür belohnt und zu fernerer Treue aufgemuntert werden. Fehlt er, so mus sie sich seine Korrektion angelegen sein lassen. Nicht über iede Kleinigkeit mus sie mit ihm eifern, noch weniger ohne Untersuch mit ihm keifen; wer immer keift, dessen Keifstimme nimmt man endlich für seine natürliche Stimme an und hört nicht weiter vorzüglich auf sie. Wiederholt der Dienstbote aber den Fehler öfter, so gehört ihm Verweis; und fehlt er vorsetzlich, so gehört ihm derber Verweis. Schimpfen und schlagen aber entehrt die Herrschaft allezeit selbst.

Zu diesem Korrektionsgeschäfte ist iede Herrschaft untüchtig, welche selbst der Korrektion bedarf. Gute herrschaftliche Beispiele, mein lieber P., sind ein Hauptbestandtheil der Gesindezucht. Herr und Frau müssen z. E. selbst exakt in ihren Berufs- und Hausgeschäften sein; damit das Gesinde gleich sehe, daß es bei ihnen mit Faulheit nicht durchkomme. Herr und Frau müssen überall, wohin ihre Hände im Hause reichen, selbst Ordnung und Reinlichkeit erhalten; so ahmt ihnen der Dienstbote ohne weiteres Ge-

heis darin nach. Herr und Frau müssen selbst ehrbar und züchtig leben; so wagts der häusliche Subaltern nicht leicht, lüderlich zu sein. Herr und Frau müssen ihre Kinder selbst werthhalten; so weis das Gesinde, wie viel es in ihrer Abwesenheit an selbigen aufzuheben habe. Herr und Frau müssen treu in Erfüllung ihrer Pflichten sein, welche sie gegen andere Menschen auszuüben haben; so ist das Gesinde treu gegen sie. Herr und Frau müssen sich nicht gern mit bösem Leumund unterhalten; so bringt ihnen das Gesinde keine Posten u. s. w.

Sind mehrere Dienstboten im Hause, so müssen einem ieden seine gewissen Geschäfte angewiesen werden, für deren Betreibung er Rede und Antwort zu geben hat; sonst ist die Herrschaft selbst daran Schuld, wenn am Ende von Vielen Nichts geschiehet. Kein Dienstbote mus alsdann sich durch Liebedienerei vor dem andern einschmeicheln dürfen; sondern es mus einer, wie der andere, werth geachtet werden, sobald er seine Schuldigkeit thut. Geradezu verkleinern mus noch weniger einer den andern dürfen, und nur offenbare Untreue oder Bosheit oder Lasterhaftigkeit des einen mus den andern zur Denunciation gegen ihn berechtigen.

Hat eine Herrschaft das Glück, daß ihr Dienstbote krank wird, so mus sie diese Gelegenheit benutzen, den allertiefsten Eindruck auf sein Herz zu machen, welches ihr, sobald sie es nur recht anfängt, nicht leicht fehlschlagen wird. Daß sie für seine Genesung sorgen müsse, da er in ihrem Dienst krank geworden ist, versteht sich von selbst; kann sie es aber nur einigermassen möglich machen, so mus sie dis in ihrem Hause thun. Wenn dann der Herr täglich einmahl bald mit, bald ohne Arzt den kranken Bedienten besucht, die Frau ihm die Arznei selbst auf die Stunde eingibt und die Kinder ihm iedes Labsal reichen: so vergisset dis alles der genesene Bediente ewig nicht und ist im Stande, hernach für die wackere Herrschaft und für ihre Kinder sein Leben zu lassen.

Auch zur Kirche mus die Herrschaft ihr Gesinde fleissig anhalten. So that die Vorwelt. Sie mus die Sonntage nicht gar zu Schmausetagen machen. So that die Vorwelt nicht; und darum hatte sie bessere Dienstboten. So wahr ich ein Laie bin, so sehe ich doch durch, daß das Gesinde, wie der gemeine Mann überhaupt, keine Zeit zur Lektüre und also gar keine Gelegenheit weiter habe, wahre und gute Gedanken im Zusammenhange zu denken, als in der Kirche.

Bei Herrschaften, die selbst nichts aus dem Kirchengehen machen und ihr Gesinde sogar davon abhalten, mus der beste Dienstbote ein frivoler und lüderlicher Mensch werden.

Ja, ich gehe endlich noch weiter. Auch der Hausgottesdienst mus von den Herrschaften wieder eingeführt werden, wenn sie nicht mehr so überlaut über schlechtes Gesinde klagen wollen. Man sage über diesen Punkt von den Alten, was man will; in der Sache selbst hatten sie doch Recht, und die Erfarung, daß sie bessere Dienstboten hatten, spricht für sie. Daß sie darin fehlten, daß sie ihre Hausandachten nach der Uhr hielten, ist wahr; aber daß damit iezt noch weit ärger gefehlt wird, daß für die Hausandacht gar keine Uhr mehr schlägt, ist auch wahr. Man bedenke nur, was für einen weit ehrwürdigern Ton die Korrektion des Gesindes erhielte, wenn sie der Appendix der Hausandacht wäre! Dazu ist die Religion da, daß sie auch mit ihren Aeuserlichkeiten sogar zu bürgerlicher nicht nur, sondern auch zu häuslicher Glückseligkeit beitragen soll. Ist es nicht schon schön, wenn vor obwaltender mehr als gewöhnlicher Arbeit, oder nach empfangener mehr als gewöhnlicher Wohlthat sich eine ganze häusliche Geselschaft zusammenthut, um sich gemeinschaftlich Segen von

Gott zu erflehen, oder gemeinschaftlich ihm zu danken? Gewis, sie wird im erstern Falle wakkerer arbeiten und im leztern menschlicher geniessen. Wenn dann nun aber vollends nach fromm verrichtetem Gebet oder Gesang der Hausherr oder die Hausfrau den Bedienten, der sich vergangen hat, in Gegenwart sämtlicher Hausgenossen darüber Vorstellung machen oder Verweise geben: so müste alle Menschenkentnis nichts mehr gelten, wenn eine solche Gesindecensur nicht den feierlichsten Eindruck machen sollte.

Mein lieber P., wenn das alles, was ich iezt gesagt und unter dem Ausdruck — Gesindezucht — begriffen habe, gehörig geschähe, so halte ichs für unmöglich, daß der gute Dienstbote nicht noch besser, und daß der schlechteste Dienstbote nicht gut werden sollte. Nun halten Sie das Wesen, welches iezt von so vielen Herrschaften getrieben wird, dagegen und sagen mir, ob ich Recht oder Unrecht habe, wenn ich behaupte, daß die iezt so laut werdenden Klagen über schlechtes Gesinde nicht vielmehr Klagen über schlechte Herrschaften heissen sollten. Ich will mich hier nicht weiter ins Detail einlassen; Sie sehen gewis so gut, wie es bei Ihnen hergehe, als ich sehe, wie es bei mir hergeht. Nur das Einzige bemerke ich

noch — So lange der ächte Geist des häuslichen Lebens, der die Vorwelt beseelte, nicht in unsere begüterten Familien zurückkehrt, und so lange an seiner Statt der Geist des Luxus und der Zerstreuung ausser dem Hause, der Sausegeist und der Spielgeist herrschen — so lange ist an gar keine Reform des Gesindewesens zu denken. Wie der Wirth ist, pflegten unsere hausklugen Alten zu sagen, so bescheert der liebe Gott die Gäste.

XXVI.

Über obrigkeitliche Untersuchung öffentlicher Vorgänge, die den Aberglauben befördern.

An den Herrn Oberlandinspektor T. zu O.

Ueber Ihren kuriosen weissen Mann! Das ist ia ein ganz absonderlicher Einfall, in ieder Sonntagsnacht auf den Galgen zu klettern und da eine Stunde zu beten. Was doch eine verrückte Fantasie alles eingeben kann! Aber Sie haben es vortreflich gemacht, einsichtsvoller Mann, daß Sie den Vorgang selbst untersuchten! Was für Erzählungen und Auslegungen mag der Aberglaube nicht bis dahin davon zu Markte gebracht haben! Nun aber schämt sich gewis ieder seines thörichten Urtheils, da es erwiesen ist, daß der weisse Geist ein Melancholischer aus dem benachtbarten Dorfe gewesen, der sich so schwer versündigt zu haben glaubte, daß er auf dem Galgen

seine Betstunde halten müsse. Vieleicht, daß dieser Unglückliche wohl gar noch auf den Gedanken gekommen wäre, sich am Galgen wirklich zu erhenken; und so haben sie auch sein Leben gerettet. Wenn dis aber auch nicht ist, so haben Sie sich doch durch Ihre Untersuchung um den gesunden Menschenverstand vieler Tausende Ihrer Mitbürger verdient gemacht.

Es ist herrlich, wenn so etwas vor den Augen des ganzen Publikums so aufs Reine gebracht wird, daß auch der Einfältigste nichts weiter dabei denken kann, als was es wirklich ist; und ich halte es für eine der ersten Pflichten der Obrigkeit, alle und iede öffentliche Vorgänge, die dem Aberglauben Nahrung geben, sie mögen sich durch Menschen, oder ohne Menschen, zutragen, auf das strengste zu untersuchen, und so lange zu untersuchen, bis der wahre natürliche Zusammenhang derselben klar und deutlich da ist. Vorzüglich gehören hieher Gespenstergeschichten, Koboldlerm, magischer Unfug, Bär- und Wolfsspiel durch Vermummung, Theurungs- und Todesbotenerscheinung, sogenannte Wehklagen, Wildejägerfratzen u. dgl., kurz, alles, wovon der gemeine Mann zu sagen pflegt, daß es nicht mit richtigen Dingen zugehe. Hätte man in alten Zeiten dergleichen schon obrigkeitlich

untersucht, so würde es iezt nicht so viel alberne alte Sagen geben, die besonders in Kinderstuben und unter dem Volke noch so viel Unheil anrichten; aber was war's? Die alten Obrigkeiten glaubten selbst an dergleichen Dinge.

Heut zu Tage lacht nun freilich der gebildetere Theil der Nation über solche Vorgänge, aber mit dem Volke ists ein anderes Ding. Dieses denkt im Ganzen noch immer darüber, wie die Vorwelt, und wenn daher so ein Vorgang sich wieder ereignet, so glaubt es steif und fest an Unnatürlichkeit desselben. Mit einer Art von Eifer fällt es darüber, als über etwas Neues, Sonder- und Wunderbares, her, interessirt sich äuserst dafür, spricht unaufhörlich davon, weis es nicht weit und breit genug bekannt zu machen, sezt zu und macht ein Aufheben davon, daß man glauben sollte, man befände sich wirklich wieder in den Zeiten des Heidenthums. Die Kinder vollends, welchen dergleichen Mirakelgeschichten eine rechte Nahrung für ihre Neugierde und Sucht nach Abentheuern sind, treiben ein Wesen damit, daß der ganze Anbau ihrer Vernunft darüber zu Grunde geht. Will man da so lange warten, bis sich solche Geschichten selbst erklären: so wartet man gröstentheils vergeblich darauf; und begnügt man sich damit, daß Menschen, wenn

sie dabei die Akteurs sind, der Gaukelei endlich selbst müde werden sollen, so lässet sichs doch hernach der gemeine Mann nicht ausreden, daß dabei etwas Ausserordentliches oder wohl gar der Teufel selbst im Spiele gewesen sei. Es ist also schlechterdings nöthig, daß, so oft dergleichen vorgeht, es erörtert und mit der Erörterung nicht eher nachgelassen werde, bis alles, wie es damit eigentlich zugegangen, vollkommen aus einander gesetzt ist.

Wer dieser Meinung nicht ist, der gibt zu erkennen, daß er glaube, es komme nichts darauf an, ob das Volk vom Aberglauben abgehalten werde, oder nicht. Aberglaube aber und Christenthum können nicht mit einander bestehen, sondern eins davon hebt das andere auf. Ein christliches Volk mus nicht abergläubisch sein; denn Aberglaube ist der Karakter des Heidenthums, und das Christenthum hat allen Aberglauben von der Erde verbannen sollen. Abergläubische Menschen werden auch überall dumme, träge und schwachherzige Menschen. Ein Unsinn erzeugt bei ihnen den andern; und wird ein ganzes Volk abergläubisch, so lässet es sich an der Hand des Aberglaubens und der feinangesponnenen heiligen Täuschung gar leicht zur Insurrektion und Rebellion verleiten. Die Ge-

schichte ist sehr reichhaltig an Belegen darüber, was Schwärmer und Betrüger, wenn sie unter einer Nation auftraten, bei der sie schon durch den Glauben an Abentheuer Disposition für sich antrafen, für Unheil gestiftet haben. Der Aberglaube, wenn er erst seine Stammwurzel geschlagen hat, breitet auch bald seine Seitenwurzeln durch alle bürgerliche und häusliche Geschäfte und Lagen aus. Man hält alsdann auf Tage und Neumonden; man träumt von Vorbedeutungen; man erwartet übernatürliche Erhaltung, übernatürliche Rettung; man bedient sich alberner Heilmittel, man lässet den Bliz einschlagen, wie er will, und die Blattern unter den Kindern Niederlagen anrichten, wie sie wollen, um Gott nicht in seine heilige Wege einzugreifen u. s. f. Mit einem Worte — die Abergläubischen sind selbst unglücklich, und es lebt sich unter ihnen unglücklich.

Wenn also, um dem Aberglauben zu steuern, alle ihn nährenden öffentlichen Vorgänge untersucht und ins Reine gebracht werden müssen: so leuchtet auch von allen Seiten in die Augen, daß dieses Geschäft der Obrigkeit obliege, und die Nation kann mit Recht fordern, daß sie sich ihm unterziehe. Es ist ia offenbar, daß die Obrigkeit allein solche Untersuchungen am zweck-

mässigsten, am glücklichsten und am geschwindesten anstellen könne. Ihr Ansehen schon gibt der ganzen Untersuchung einen gewissen Schwung, und man hat Beispiele, daß dergleichen öffentlicher Unfug, wenn er von losen Leuten getrieben ward, auf der Stelle nachlies, sobald nur verlautete, daß sie auflauren lasse. Die Obrigkeit hat ferner ausschlüslich alle Mittel in der Gewalt, hinter Grund und Ungrund der Sache zu kommen. Wenn sie erscheint, mus der Bürger, in dessen Hause die notorische Spuk- oder Koboldsgeschichte vorgeht, ieden Winkel öfnen, sobald sie es begehrt. Sie kann das Haus ringsum besetzen, damit der Urheber davon bei der Durchsuchung nicht entspringe. Wird der Unfug auf den Strassen getrieben, so kann sie die Strassen an allen Aus- und Eingängen bemannen, daß der verkleidete Bär oder Wolf, wenn er auf der Flucht ist, der Wache irgendwo schlechterdings in die Hände fallen mus. Sogar, wenn auf freiem Felde das Mährchen seine Rolle spielt, kann sie durch Umstellung der Gegend mit Militär dem Zusammenhange desselben bald auf die Spur kommen. Sie kann ieden Bürger vor sich fordern, bei dem Nachfrage über solche Vorgänge ihr von Nutzen zu sein scheint; sie kann ieden Verdächtigen gefänglich einziehen und ihn durch Zwangsmittel zum Geständnis bringen; sie allein hat das

Recht, mit Strafen zu drohen u. s. w. Die Obern **können** also vor allen andern dergleichen Untersuchungen am besten anstellen und so **müssen** sie sie auch schon aus diesem Grunde anstellen; weil jeder Mensch vor allen Andern das Gute zu thun verbunden ist, wozu er vor allen Andern Kräfte, Mittel und Gelegenheit hat.

Es sind aber auch solche Untersuchungen recht eigentlich **Polizeisache**, und die Polizei kommt der Obrigkeit vor allen Dingen zu, und man erkennt gute und schlechte Obrigkeit am ersten aus guter und schlechter Polizeiverwaltung. Mithin darf die Obrigkeit nicht einmahl gleichgültig dabei sein, daß ein Narr Gespenst oder ein Wollüstling Kobold in seiner Wohnung spiele, und dadurch auch die übrigen Hausgenossen und die Nachbarn beunruhige. Noch weniger darf sie müssige Zuschauerin dabei sein, wenn der verschuldete Bürger, dem das Haus schon über dem Kopfe angeschlagen ist, durch dergleichen Geschichten die Kauflustigen abzuschrecken, seine Kreditoren zu prellen und Bewohner des Hauses zu bleiben sucht; oder wenn der Miethsmann dergleichen unternimmt, weil er selbst Herr vom feilgebotenen Hause zu werden, es um ein Spottgeld zu erhalten und so Witwen und Waisen zu betrügen Lust hat. Und noch weniger darf sie es dulden,

daß ähnlicher Unfug auf öffentlicher Strasse getrieben werde, wodurch sogar Unsicherheit bei nächtlichen Ausgängen entsteht, Einbrüche und Lüderlichkeiten sich begünstigt sehen, in Schrecken gesetzte Kinder epileptisch werden, schwangere Weiber aus Entsetzen abortiren u. s. w. Und am allerwenigsten darf sie es dulden, daß Landstrassen und ganze Gegenden, sie mögen Feld oder Wald sein, in den Ruf kommen, daß es da nicht richtig sei; weil im Freien, wo kein Mensch Hülfe von ihr erhalten kann, die Sicherheit am grössesten sein mus, weil sonst Passage, Handel und Verkehr gehemmt werden, und weil ganze Diebesbanden sich zulezt nach solchen verschrieenen und verlassenen Gegenden hinziehen, um daselbst ein ungestörtes Asil zu finden, oder doch ihr Raubniderlager anzulegen. Mit Recht fordert also der Unterthan von der Obrigkeit, daß sie über alle solche Geschichten, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, und wenn es auch nur Mährchen wären, vigilire und durch genaue Untersuchung ihnen ein Ende mache.

Ich rechne solche Untersuchungen aber auch noch von einer ganz andern Seite zur Polizei; nehmlich — von Seiten der Nothwehr gegen den Aberglauben, der, wie gesagt, durch Geschichten der Art ganz unaussprechlich

befördert wird. Wenn Aberglaube und Christenthum nicht beisammen bestehen können, so mus eine Obrigkeit, die eine christliche Obrigkeit sein will, dergleichen Untersuchungen mit grössestem Eifer betreiben. Ihre Sache ist es recht eigentlich, auf allen Seiten Licht und Aufklärung im Volke zu befördern, und es mus ihr darum zu thun sein, über kluge Bürger zu regiren. Ihre Sache ist es, für leibliches und geistiges Wohl der Unterthanen zu sorgen und sich ihrem grossen Berufe gemäs dadurch auf diese und auf iene Welt noch um sie verdient zu machen. Es ist also unverzeihlich, wenn sie zu solchen öffentlichen oder doch öffentlichruchtbaren Vorgängen, die den gemeinen Mann verwirren, schweigt; sie ignorirt, oder gar dazu lacht. Ist sie es nicht, die iedes Unrecht, das einem Bürger von dem andern widerfährt, inquiriren mus? Legt sie nicht sogar, wenn zwei Bürger, die in Iniurienklage gegen einander waren, sich versöhnen und die Klage aufheben, dem Beleidiger dennoch zu Ehren der Justiz eine Pön auf? Wird sie iemahls Diebstahl und Raub, die ihr angezeigt werden, ununtersucht lassen? Und — sie sollte es gleichgültig mit ansehen dürfen, daß ein Paar Thunichtgute, oder ein Narr, oder ein Thier, oder Verborgenheit des natürlichen Zusammenhangs der ganzen niedern Volksmasse die gesunde

Vernunft raubten? Kann ihren Unterthanen etwas von grösserem Werthe gestohlen und geraubt werden, als diese? Warlich, wenn ich von dieser Seite die Sache betrachte, so kann ich mich ordentlich dagegen empören, daß die Obern noch an vielen Orten dergleichen Vorgänge auf die leichte Achsel nehmen. Es ist ia doch in der That alsdann, als ertheilten sie einigen Buben ein förmliches Privilegium, die ganze Nation zu Narren zu haben, mit dem guten Kluge des Bürgers zu schalten, wie sie wollten, und durch eine einzige Frivolität Tausenden die Köpfe zu verrücken.

Auch macht sich die Obrigkeit, die dergleichen Geschichten und Fratzen nicht gehörig untersucht und aufs Reine bringt, der handgreiflichsten Inkonsequenz schuldig. Auf der einen Seite soldet sie den zahlreichen Lehrerstand, daß er dem Aberglauben des gemeinen Mannes entgegenarbeiten solle; auf der andern übersieht sie Unfug, der den Aberglauben von allen Seiten befördert. Was hilft es nun, daß die Prediger sich alle mögliche Mühe geben, den grossen Haufen von seinen Vorurtheilen zurückzubringen? Man weis ohnehin, wie schwer dis halte, und was ein gewissenhafter Religionslehrer damit für Noth habe. Wenn nun aber ein Prediger in einer Reihe

von Jahren durch seinen wackern Unterricht auf der Kanzel sowohl, als im Privatumgange, bei seiner Gemeine wirklich das Reich der Finsternis beinahe zerstört hat: so ist eine einzige Koboldsgeschichte im Stande, allen seinen gestifteten Segen wieder zu vereiteln und das Reich der Finsternis in aller seiner Mitternachtsglorie wieder herzustellen. Nun mag er Jahr und Tag über die Koboldsgeschichte predigen und a priori und a posteriori noch so viel demonstriren, daß es nichts, als angelegte Schelmerei, gewesen sei; führt die Obrigkeit nicht mit ihm zugleich den in den Augen des gemeinen Mannes einzigbündigen Beweis und bringt die gespielte Schelmerei mit allen ihren Haupt- und Nebenumständen an den Tag, so ist all sein Predigen eitel. Das Volk hält sich steif und fest an das allerneueste Faktum, und der Schade davon ist unersetzlich, daß es die Obrigkeit unausgemacht und im Dunkeln lies. Ich habe darüber manche bittere Klage von wackern Predigern, besonders auf dem Lande, gehört, wo dergleichen Unfug wegen Entferntheit der Obrigkeit noch sehr häufig vorkommt, und wo er doch am ernsthaftesten in Betracht gezogen werden sollte, weil der Bauer noch ganz tief im Schlamme des Aberglaubens steckt und der Vernunftpflege am meisten bedarf. Schlimm, schlimm, Herr Oberlandinspek-

tor, daß das so ist, und so lange es so bleibt, so lange ist auch da, wo es so ist und so bleibt, der ganze Lehrerstand umsonst da. — Etwas ganz Eigenes mus ich Ihnen bei dieser Gelegenheit noch erzählen. In einem gewissen Dorfe war einmahl das allgemeine Gerede, daß es monatlich einige Nächte hinter einander in der Sakristei spuke. Der Pfarrer, welcher mir den Vorgang selbst mitgetheilt hat, zeigte es dem Gerichtshalter an, der sich darüber halbtodtlachen wollte und die Spukerei selbst zu untersuchen versprach. Inzwischen unterblieb die Untersuchung und die monatliche Spukerei in der Sakristei hatte ihren Fortgang. Der Pfarrer legte sich also selbst aufs Lauer, und — was entdeckte er? Er sah in der Mitternachtsstunde seine eigene Magd auf den Kirchhof schleichen, wo sie der Herr Gerichtshalter, der monatlich einige Tage daselbst Justitz pflegte, in Empfang nahm und mit ihr Arm in Arm in die Sakristei ging. Tags darauf schlos der Pfarrer seinen Sakristeischlüssel, der sonst unter dem Spiegel hing, in seinen Schrank ein, und so hatte die Spukgeschichte ein Ende.

Zurück zur Sache! Sobald also die Obrigkeit von solchen den Aberglauben nährenden Vorgängen hört, ist es ihr unerläsliche Pflicht, sie zu

untersuchen und durch Untersuchung unwichtig, verächtlich, ia, wenn Sie wollen, lächerlich zu machen. Daß das Volk darüber lache, mag ich recht gern haben und will dis eben, es mus nur nicht dabei bleiben, daß der Gerichtshalter, oder der Burgermeister blos darüber lache. — Daß nun zwischen Untersuchen und Untersuchen ein Unterschied sei, ist bekannt. Wie es Untersuche gibt, die eine Sache aufs Reine bringen, so gibts auch Untersuche, die sie noch mehr verwirren. Und so ist mir selbst mehr, als eine solche Mirakelgeschichte, bekannt, in deren Betref es am Ende besser gewesen wäre, die Obrigkeit hätte sich gar nicht eingemischt. Darum will ich Ihnen noch meine Meinung über die Untersuchungen selbst sagen.

Die Hauptsache ist, daß die untersuchenden Obern nicht selbst abergläubisch sind, nicht selbst an Gespenster, Kobolde, Teufelsbesitzungen u. d. glauben. Sehr häufig ist dis der Fall mit den Magistraten in den kleineren Städten, und noch häufiger mit den sogenannten Dorfgerichten. Sind Menschen bei dergleichen Täuschungen im Spiele, so kennen diese alsdann ihre Obern recht gut und wissen, wes Geistes Kinder sie sind; mithin treffen sie schon im Voraus ihre Anstalten, sie hinter das Licht zu führen. Konkurriren

aber Menschen dabei nicht, so spielt solchen Obern ihre Fantasie denselben Betrug. Statt also, daß durch die Untersuchung das Mährchen widerlegt werden soll, wird es vielmehr durch sie bekräftigt, und die Untersucher selbst stehen als die ersten Zeugen davon da, daß es Wahrheit sei. Nicht viel bessern Erfolg hat die Untersuchung, wenn die Obern zwar aufgeklärt sind, sich aber nicht selbst ihr unterziehen, sondern sie durch Untergebene anstellen lassen, die noch aller möglichen Vorurtheile voll sind. Es müssen also nur solche Personen dazu gewählt werden, auf deren gesunden Menschenverstand völlig Verlas zu nehmen ist.

Ebenso mus auch ieder, der die Untersuchung ganz oder zum Theil anstellt, ein beherzter und unerschrockener Mann sein. Ist dis nicht, so kann er nicht gehörig beobachten; er nähert sich nicht genug; er läuft wohl gar, wenn's zur Sache kommt; so, wie einmahl zu . . . ein Gespenst ein ganzes Grenadierkommando, das zu seiner Aufhebung beordert war, vor sich her trieb und bis an die Hauptwache verfolgte. Nicht weniger mus sich auch die Obrigkeit auf die Treue und Redlichkeit ihrer Untergebenen verlassen können, die sie dabei gebraucht. Wenn der Subaltern sich bestechen lässet, so ist alle Nachforschung umsonst. Für ein mässiges Sümmchen verschweigt er al-

dann den entdeckten eigentlichen Zusammenhang der Sache und stattet eine falsche Relation ab, oder lässet den Schelm, der den Unfug treibt, glücklich entwischen. Zuweilen gibt es vornehme Hengste, die die Spuk- oder Bärrolle spielen. So müssen auch die, welche Jagd auf sie machen sollen, kein Ansehen der Person gelten lassen. Noch weniger müssen sie, wenn man schon dergleichen Muthmassung hat, gar instruirt werden, falls es dieser oder iener wäre, ihn entkommen zu lassen. Und daß man sicher sein müsse, daß der Untergebene, dessen man sich bedient, nicht etwa bei dem abergläubischen Vorgange selbst eine Rolle spiele, wie der Fall auch schon gewesen ist, darf ich wohl nicht erst noch hinzusetzen.

Bei allen solchen Untersuchen nun mus die Obrigkeit ia nicht die Mine annehmen, als wollte sie erst dahinterkommen, ob der ruchbare Vorgang natürlich oder übernatürlich zugehe; das erstere mus sie vielmehr in voraus als ausgemacht erklären, und der ganze Untersuch mus so dem Publikum vorgestellt werden, daß man nur habe wissen wollen, auf welche natürliche Weise er geschehe, um den abergläubischen Urtheilen darüber ein Ende zu machen und, wenn Menschen dabei im Spiele sind, diese für ihren öffentli-

chen Muthwillen zu züchtigen. Wird dem gemeinen Manne dis nicht zu verstehen gegeben, so könnte auch sogar der wohlgemeinteste Untersuch, wenn er am Ende vergeblich wäre und dadurch nichts entdeckt würde, ihn in seinem Aberglauben bestärken.

Oft iedoch deckt gleich der erste Versuch die ganze Mirakelgeschichte auf, und dis würde, wenn Menschen dabei mit im Spiele sind, noch weit öfter geschehen, wenn die Obrigkeit allemahl mit Ueberraschung, und zwar an Ort und Stelle, dabei zu Werke ginge. Es mus durchaus nichts vorher davon lautbar sein, daß die Obrigkeit Untersuchung vorhabe. Sonst geht es ihr, wie mit der Werbung, wenn schon acht Tage vorher allgemein davon gemurmelt wird; oder wie mit der Hausvisitation, wenn der Vogt spricht, morgen werden wir kommen und visitiren. Selbst die Subalternen, welche dabei gebraucht werden, müssen nichts eher davon erfahren, bis auf den Augenblick, da sie schon mitgehen sollen. Die Obrigkeit mus sich stellen, als wüste sie von nichts, und mit ihrer Untersuchung ordentlich überfallen. Thut sie nicht so, so kommt sie entweder ganz vergeblich zum Theater und die Komödie wird nicht aufgeführt; oder die Akteurs studiren ihre Rolle so ein, daß sie auch

die

die Obern anführen. Man verfehlt also ganz seinen Zweck, wenn man die Einleitung zu dergleichen Untersuchungen mit förmlichen Denunciationen an öffentlicher Gerichtsstäte, oder gar mit Zeugenverhören macht.

Mislingt der erste Versuch, so mus die Obrigkeit dadurch nicht ermüden. Entweder sie sah und hörte gar nichts, oder sie konnte nicht dahinter kommen, was sie eigentlich sehe und höre. In beiden Fällen mus sie alsdann an ihrer Statt Wächter stellen, die alle vorhin beschriebene Eigenschaften haben. Auch mus sie auf den ersten Wink, den ihr die Wächter davon geben, daß so eben der Vorgang wieder geschehe, mit allen ihren Anstalten bereit sein. Betrift es Unfug, der in einem Hause getrieben wird, so mus sie unterdessen durch die Wächter Nachrichten von den Verhältnissen und Lagen sämtlicher Hausgenossen einziehen, wodurch allein oft schon Licht über die dunkelste Possengeschichte verbreitet wird. Betrift es Strassenmuthwillen, so müste es arg sein, wenn durch fortgesetzte Bürgerpatrouillen der Urheber davon nicht entdeckt werden sollte. In Ansehung aller solcher Vorgänge darf die Obrigkeit endlich auch nur einen Preis auf die Entdeckung ihres Zusammenhangs setzen, so wird es ihr kaum fehlschlagen, völlig dahinter zu kommen.

Sobald ihr dis gelungen ist, mus sie die ganze Geschichte, wie sie sich entwickelt hat, zu öffentlicher Notorietät bringen. Das ist gleichsam die Krone, welche sie auf alle ihre Untersuchsbemühungen setzt. Sie zieht dadurch nicht nur in einer Art von Triumf über den Aberglauben und über Alles, was ihn befördert, auf, sondern sie sorgt auch dadurch erst vollkommen für den gesunden Menschenverstand des Volks. Wenn der gemeine Mann nicht ganz ausführlich und haarklein erfährt, wie das Abentheuer sich natürlich zugetragen habe, so dubitirt er noch immer und hat wohl gar die Obern, welche ihn vor Täuschung bewahren wollen, in Verdacht, daß sie selbst auf seine Täuschung ausgehen. Oeffentliche Anschläge darüber, die auch von den Kanzeln verlesen werden, sind das kürzeste Mittel dazu, welches iede Obrigkeit in der Gewalt hat. Gibt es inländische Intelligenzblätter und Zeitungen, so mus in diese eine ganz ausführliche Erzählung vom entdeckten Abentheuer eingerückt werden; denn hierzu sind diese eigentlich, und die Aufklärung, welche sie dadurch bewirken, nützt der Nation mehr, als wenn sie lieset, was im Lande zu verkaufen ist, oder was ausserhalb Landes gestohlen wird. Auch den Redakteurs auswärtiger Journale und Zeitungen mus die Erzählung zugeschickt werden; diese nehmen sie nicht nur mit

Freuden auf, sondern es gibt auch allenthalben Tausende von Thoren, denen sie nützen und frommen kann. Solche glücklich aufs Reine gebrachte abergläubische Vorgänge können nicht genug allgemeinbekannt gemacht werden. Ich würde sogar, wenn der Vorgang von Belang wäre, den Rath geben, eine ausdrückliche Piece über ihn schreiben zu lassen. Ich würde, wenn ich Fürst wäre, zwanzigtausend Exemplare davon drucken und sie weit und breit im Auslande vertheilen lassen; weil ich fest überzeugt bin, daß eine einzige auf solche Art entkleidete abentheuerliche Geschichte hundert andere verhindere, oder doch ihre die Menschheit zum Krebsgang bringenden Eindrücke schwäche.

Meines Erachtens mus auch die Obrigkeit sogar alsdann nicht schweigen, wenn sie die eigentliche Beschaffenheit der vorgefallenen abergläubischen Geschichte nicht an den Tag bringen kann. Der gemeine Mann horcht hoch auf, wenn er hört, daß seine Obern untersuchen; wenn also die untersuchte Sache blos einschläft, so glaubt er, die Obern selbst hätten sie für richtig befunden, und wollten sie nur zudecken. Die Obrigkeit mus demnach in solchen Fällen die Wendung nehmen, daß sie etwa deklarire, der sonderbare Vorgang habe sich seit ihrer Untersuchung nicht

weiter ereignet, oder die Schelme, welche den Unfug gespielt, hätten es seit der Zeit nicht weiter gewagt, ihn fortzusetzen, und so sei sie freilich nicht im Stande, die eigentliche Bewandnis davon anzugeben, es folge aber um so vielmehr hieraus, was ieder vernünftige Mensch schon längst gewust, daß es eine natürliche Bewandnis damit gehabt haben müsse.

Wenn nun aber die Obrigkeit den ganzen Zusammenhang irgend einer solchen fabulösen Geschichte entdeckt hat, so mus sie sich nicht an blosser Bekantmachung desselben begnügen, sondern auch ihr Macht- und Richteramt dagegen üben. Ist die Geschichte von der Art, daß Menschen dabei nicht im Spiele sind, so mus sie, so viel in ihren Kräften ist, den Umständen, die sie hervorbringen, Einhalt thun. Daß ein entlaufener Ziegenbock über die Kirchhofsmauer springe, kann sie freilich nicht verwehren, aber dem Todtengräber kann sie es verbieten, daß er seine Ziegen auf den Kirchhof treibe, welches sich ohnehin nicht schickt. Dem Narren, der sich vor dem Schatten iedes Baumes fürchtet, kann sie freilich nicht helfen; aber die mit Schimmel belegten Stämme, vor welchen die Postpferde scheuen, kann sie ausroden lassen. Den Adlern kann sie freilich nicht verbieten, um Mitternacht herumzuziehen; aber

die Schindanger an der Landstrasse, welche sie an sich locken, kann sie abschaffen und aus Gesundheitspolicei gebieten, daß man todtes Vieh ebenso einscharre, wie todte Menschen. Den Rebhünern kann sie freilich nicht vorschreiben, wo sie liegen sollen; sie kann aber die Dornhecken am Kreutzwege weghacken lassen, unter welchen sie zu liegen pflegen und bei denen der dumme Bauer, wenn die Hühner bei seiner Annäherung auffliegen, nach alter Tradition an den wilden Jäger denkt. Die Marder mus sie freilich toben lassen, so lange der alte halbverfallene Thurm, der ihre Behausung ist, noch steht; aber sie kann den unnützen Thurm wegschaffen, damit der dabei wohnende Bürger nicht mehr vor Gespenstern sich fürchte. Und so weiter.

Sind aber Menschen bei der entdeckten Mirakelgeschichte im Spiele, so mus sie die Obrigkeit exemplarisch bestrafen. Und dabei mus gar keine Ausnahme Statt finden; gesetzt auch, daß das Gespenst oder der Bär des geheimen Raths Bruder, oder der Kobold und die Wehklage die Frau Burgermeisterin wäre. Wer sich noch ärger, als Pöbel, aufführt, mus wenigstens, wie Pöbel, gestraft werden. Ich bin kein Freund von öffentlichen Exekutionen; dafür aber wäre ich, daß der, welcher Gespenst, oder Kobold, oder Bär, oder Wehklage gespielt hätte, sobald er nicht, wie

Ihr weisser Mann, melancholisch wäre, durch die ganze Stadt geführt würde, daß ihn während der Umherführung sämtliche Schusteriungen, wenn sie dazu Lust und Belieben hätten, mit Koth bewerfen dürften, daß er hernach am Pranger stehen müste und am Ende aufs Zuchthaus gebracht würde und da vom Zuchtknecht einen öffentlichen derben Willkommen bekäme; denn es ist ein grösseres Verbrechen, Hunderte dumm, als Einen arm zu machen, d. h. öffentlich Gespenst zu spielen, als zu stehlen. Und so etwas wirkt, Herr Oberlandinspektor! Aehnlichen Schelmen vergeht dadurch die Lust, ähnlichen Unfug zu treiben; und so hat das häusliche und bürgerliche Leben Ruhe, die gesunde Vernunft thut die erwünschten Fortschritte und die Religion darf sich über den Unsinn ihrer Gläubigen nicht die Hand vor die Augen halten.

Sehen Sie einmahl, was Ihre Erzählung von dem weissen Manne bewirkt hat! Ich habe Ihnen bei der Gelegenheit einen ganzen Bogen voll geschrieben. Ich hatte das alles aber auch wirklich lange schon auf meinem Herzen; denn man behandelt in der That an vielen Orten diesen doch so wichtigen Gegenstand noch nicht ernsthaft genug. Protestantische Obern sollten sich vorzüglich von dieser Seite auszeichnen; denn daß Vater Luther selbst noch mit dem Dintenfasse nach

dem Teufel warf, mag gut sein. Der ehemalige Augustinermönch guckte da blos aus ihm einmahl wieder hervor, und überhaupt war er, wenn er auf dergleichen Materien kam, kein guter Wegweiser, und wir müssen uns iezt von seiner Meinung darüber eben so weit entfernen, wie er sich einst bei andern Materien von den Meinungen des Pabstthums entfernte. Ich traue es auch unsern Geistlichen zu, daß sie nichts hiergegen haben; denn sie rechnen Gottlob die Exorcisir- und Bannungssporteln nicht unter ihre Accidenzien, auch haben sie nicht nöthig, selbst solche Spukgeschichten zu veranstalten, um dem leichtgläubigen Volke desto besser auch ieden andern blauen Dunst vormachen zu können. Heil uns Protestanten bei unsern bessern Begriffen! Gott erhalte uns dabei und gebe nicht zu, daß Schwärmer und Geisterseher unserer Tage uns wieder rückwärts bringen dürfen! — —

XXVII.

Über den wahren Status Kontroversiä zwischen Orthodoxen und Heterodoxen.

An Herrn Hofprediger R. zu L.

So viel ich als ein Laie von den ewigen Fehden über die Religion verstehe, habe ich iederzeit zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß der ganze Streit gar nicht die Lehren selbst, sondern nur ihre Vorstellungsart betreffe, daß Orthodoxen und Heterodoxen im Grunde einerlei glauben und daß sich die Partheien da erst trennen, wo es zur Frage kommt, ob die unmittelbare oder mittelbare Erklärung davon gelten solle. Jener sind durchaus die Orthodoxen zugethan; dieser die Heterodoxen; und das macht meines Erachtens die ganze Verschidenheit zwischen ihnen aus. Ich wollte Ihnen dieses durch die ganze christliche Dogmatik beweisen können, geliebter R.; heute aber nur einiges zur Probe davon! —

Wenn z. E. von der Bibel, als von einer göttlichen Offenbarung, die Rede ist, so behauptet der Orthodoxe, daß Gott den Männern, welche sie schrieben, von Wort zu Wort alles wirklich eingegeben habe und daß also die Bibel im buchstäblichsten Verstande Gottes Wort sei. Der Heterodoxe aber eignet alles Gute in der Welt Gott zu, nennet iede richtige Belehrung über die Wahrheit Gottes Wort und nimmt an, daß im hohen Alterthum nur einzelne Weise durch langes Nachdenken zu den nöthigen Religionseinsichten sich erhoben und solche dann menschenfreundlich ihren übrigen Zeitgenossen mitgetheilt hätten. Kommen also nicht beide darin überein, daß die Bibel eine Offenbarung sei? Beruht ihre ganze Diskrepanz nicht darauf, daß der Eine eine unmittelbare, der Andere eine mittelbare Offenbarung annimmt?

Gleiche Bewandnis hat es mit einzelnen besondern göttlichen Eingebungen, die in ältern und neuern Zeiten Statt gehabt haben sollen. Der eine Theil meint, daß Gott selbst dabei ohne alles weitere als der oberste Geist auf den menschlichen Geist gewirkt habe; der andere, daß ein solcher Mensch durch seine dermahligen Lagen und Umstände und durch Ereignisse seiner Zeit, die Gott insgesamt allerdings regire, auf gewisse

Ideen und Ideenreihen, Entschliessungen und Vorhersagungen habe kommen müssen. Nehmen also nicht beide göttliche Eingebungen an? Differiren sie nicht blos darin, daß der Eine sie sich als unmittelbare, der Andere als mittelbare vorstellt?

Mit den vormals geschehenen Unterredungen mit Gott stehet es ebenso. Auf der einen Seite wird da geglaubt, Gott habe in der That mit Menschen gesprochen, habe sie gefragt und habe ihnen geantwortet, wie ein Mensch den andern fragt und dem andern antwortet. Auf der andern spricht man, solche Menschen hätten sich durch angestrengtes Nachdenken über Gott und durch die unaussprechliche Kraft des Gebets in einen so hohen Grad von Andacht versetzt, daß sie sich selbst darüber vergessen, daß sie sich im Enthusiasmus gleichsam in diesem ihren vertrauten Umgange mit Gott verlohren, und daß sie die Vorsätze, welche sie nach vollbrachtem Gebet gefasst, für Befehle und Antworten Gottes gehalten hätten. Glaubt man also nicht auf beiden Seiten an geschehene Unterredungen mit Gott? Besteht nicht der ganze Unterschied wieder darin, daß man auf der einen Seite an unmittelbare von Mund zu Mund, und auf der andern an mittelbare durchs Gebet denkt?

Betrachten Sie mit mir den Artikel von Gott! Auch hier finden wir dasselbe. Orthodoxen und Heterodoxen verehren Gott als den Schöpfer der Welt. Jene stellen sich vor, daß Gott durch seinen blossen Willen alles so hinter einander geschaffen habe, wie es in der Bibel beschrieben steht; diese aber bestehen darauf, daß Gott von ieher nicht anders geschaffen habe, als er noch heut zu Tage schafft, nehmlich, daß die Kräfte der Natur, welche man sich als uns unbekannte ewige Ausflüsse der Gottheit denken müsse, nach und nach alles gebildet und daß das Gegeneinanderwirken der Elemente in einer Reihe von Jahrtausenden die Erde bewohnbar und fruchtbar gemacht. Hier haben wir wieder unmittelbare und mittelbare Schöpfung. — Orthodoxen und Heterodoxen verehren Gott als Erhalter und Regierer aller Dinge und glauben an seine Providenz. Jene lassen Gott selbst iedes besondere Ereigniß veranstalten, lassen ihn Umstände, die nöthig sind, aber nicht gekommen wären, bewirken und als Ringe beizu noch an die Kette anknüpfen, und lassen ihn in Nothfällen, wenn die Unordnung in der phisischen oder moralischen Welt zu gros wird, mit seiner Allmacht dazwischentreten und die Ordnung wiederherstellen; diese aber glauben, daß Alles seinen natürlichen Gang fortgehe, sich aus einander entwickele und im unzuzerrüt

tendem Zusammenhange der Ursachen und Wirkungen stehe, daß der ungeheuerste Streit der Elemente vermöge ihres eigenen Wesens endlich wieder in Ruhe übergehen müsse, und daß die aufs höchste steigende Unordnung schon als solche in sich den Keim zur folgenden neuen Ordnung enthalte. Hier haben wir also auch unmittelbare und mittelbare Regirung und Providenz. — Orthodoxen und Heterodoxen verehren Gott als Vergelter und Richter aller menschlichen Handlungen. Jene halten es mit positifen und willkürlichen Belohnungen und Strafen Gottes; diese lassen keine andern gelten, als natürliche, die aus den Handlungen selbst und aus den Umständen, unter welchen sie geschehen, erfolgen und erfolgen müssen. Und so hätten wir abermals auch unmittelbare und mittelbare Vergeltung, unmittelbares und mittelbares Gericht. Scheint durch diese Beispiele meine Behauptung nicht schon gegründet? Doch — lassen Sie uns weiter in die Dogmatik gehen!

Der Heterodoxe spricht, wie der Orthodoxe, von göttlichem Ebenbilde, von Verlust desselben und von Wiederherstellung desselben. Wenn dieser aber sich ganz besondere Vorzüge dabei denkt, die zur Strafe von Stund' an für Adam und für alle seine Nachkommen weggefallen, als er den

göttlichen Befehl übertreten, und die nur durch Christum der menschlichen Natur zum Theil zurückgegeben worden: so versteht iener nichts anderes darunter, als die Aehnlichkeit mit Gott durch immerwährendes Handeln nach den reinen Aussprüchen der Vernunft, und überzeugt sich, daß Adam nicht erst zur Strafe nachher, da er der thierischen Sinnlichkeit gefolgt, das Ebenbild Gottes habe wieder herausgeben müssen, sondern daß er in dem Augenblick, da er dis that, es verlohr, indem er durch eine ungöttliche Handlung Gott unähnlich ward, und daß also, weil die Lehre Jesu überall gegen die Sinnlichkeit arbeite und uns antreibe, nur den Aussprüchen der Vernunft zu folgen, Jesus allerdings alle und iede Menschen, die seine Lehre treu ausüben, zur grossen Aehnlichkeit mit Gott erhebe. Sehen wir nicht hier überall bei dem einen Theile unmittelbare und bei dem andern mittelbare Begriffe, die den ganzen Unterschied ausmachen?

Mit der Lehre vom göttlichen Ebenbilde ist die Lehre vom menschlichen Verderben genau verwandt. Beide Theile der Theologen glauben daran; nur machen die Orthodoxen es zur unmittelbaren Folge von Adams Falle, und die Heterodoxen blos zur mittelbaren. Nicht dadurch, sprechen diese, daß Adam fiel, fallen auch alle

Menschen, sondern darum, weil er fiel, fallen sie alle; denn seine Natur und die unsrige sind menschliche Natur, und wie die menschliche Natur am ersten Menschen schon sich ein Denkmahl ihrer Schwäche setzte, so auch an allen übrigen. Beide lehren den Satz — Alle Menschen sündigen, weil Adam gesündiget hat; der Eine aber versteht ihn so — die Sünden aller Menschen sind Wirkungen der Sünde Adams — der andere so — die Sünden aller Menschen sind Wirkungen der Schwachheit der menschlichen Natur, wovon Adams Sünde die erste Wirkung der Art war. Beide lehren — alle Menschen haben in Adam gesündigt; der Orthodoxe aber sagt damit, daß wir alle in Adam vom verbotenen Baume gegessen hätten, und der Heterodoxe zeigt nur damit an, daß wir es an seiner Stelle alle nicht besser gemacht haben würden und daß wir dasselbe noch immer thun.

Ich komme zum Artickel von Christo. Dieser liefert durchaus Belege zu meiner Behauptung, daß der ganze Streit der alten und neuen Theologen auf unmittelbarer und mittelbarer Vorstellungsart beruhe. Jesus ist Gottes Sohn in den Augen beider Theile. Unmittelbar ist er's, ruft aber der Orthodoxe aus; der Vater hat ihn aus seinem Wesen von Ewigkeit her gezeugt. Mittel-

bar, erwiedert der Heterodoxe; Jesus ist seiner göttlichen Lehre und seines göttlichen Lebens wegen erst für Gottes Sohn, für den, an welchem Gott das höchste Wohlgefallen habe, erklärt worden. Jesus ist Heiland, Erlöser, Seligmacher beiden Partheien, und zwar durch seinen Tod. Unmittelbar, spricht der Orthodoxe; Jesus hat durch seinen Tod Genugthuung geleistet und Gott für uns alle bezahlt. Mittelbar, sagt der Heterodoxe; Jesus konnte durch seinen herrlichen Tod nur die Herrlichkeit seiner Lehre, die ihn so sterben machte, erweisen, bekräftigen, versiegeln; sein Tod zwingt uns nun zur Annahme seiner Lehre, und ieder, wer diese recht annimmt, d. h. befolgt, leistet Gott Genugthuung. Und so, edler Freund, können wir beide getrost alle die apostolischen Stellen unterschreiben, welche hieher eingreifen und die die Orthodoxen unaufhörlich citiren. Diese mögen immerhin ihnen die unmittelbare Deutung geben; wir — verzeihen Sie einem Laien, daß er sich neben Sie stellt — geben ihnen die mittelbare. „Wir sind mit Gott versöhnt durch den Tod seines Sohnes" — ia, mittelbar; durch die mit dem Tode Jesu versiegelte Lehre, die uns zu guten und gottgefälligen Menschen macht. „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von unsern Sünden" — ia, mittelbar; die Lehre, welche Jesus mit seinem Blute d. h.

Tode bestätigt hat, hält uns von Fortsetzung der Sünden ab. „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt" — ia, mittelbar; durch seine Lehre, die die Menschen veredelt, trägt er das sündliche Wesen weg, schaft es aus der Welt. „Durch Jesum werden wir Gottes Kinder" — ia, mittelbar, durch seine Lehre, wenn wir sie thun, kommen wir zur Aehnlichkeit mit Gott. „Durch seine Wunden sind wir heil worden" — ia, mittelbar, durch die Lehre, derentwegen er sich verwunden lies, und die uns zu den wackersten Menschen macht, werden wir glücklich. „Jesus hat uns erlöset von der Sünden Schuld und Strafe" — ia, durch seine Lehre, die uns von Lastern zurückhält und also auch vor ihren traurigen Folgen sichert. „Jesus hat uns erlöset vom Tode" — ia, durch seine Lehre, die uns Fortdauer im Tode verkündigt. „Jesus hat uns erlöset vom Teufel" — ia, durch seine Lehre von der Alleinregirung Gottes über uns. Und — so weiter! Ja, wir können auch getrost unterschreiben, daß Jesus noch auf den heutigen Tag bei uns sei; nehmlich mittelbar in seiner Lehre. Wir können getrost unterschreiben, daß Jesus in uns wohne und in uns lebe, daß wir Jesum im Herzen haben, daß wir sein Fleisch essen und sein Blut trinken, sobald wir durchaus christliche Gesinnungen haben und den gan-

zen Unterricht Jesu recht verstehen, beherzigen und befolgen.

Denken Sie ferner mit mir an die Lehre vom Gebet! Sprechen nicht Orthodoxen und Heterodoxen mit gleicher Wärme von dem Nutzen desselben? Jene aber bleiben bei dem unmittelbaren, phisischen Nutzen des Gebets stehen, bei der sogenannten Gebetserhörung; diese halten sich an den mittelbaren, moralischen, in so fern uns nehmlich das Gebet besser, stärker und standhafter zur Ausübung des Guten für die Welt und zur Ertragung des Bösen in der Welt macht. — Denken Sie mit mir an die Lehre von den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes. Beide Theile bekennen sie laut; aber der eine glaubt an plötzliche und wunderbare Erleuchtung und Bekehrung, der andere beharret darauf, daß nur allmähliche Aufklärung und Besserung Statt finde, und daß sie mittelbar durch Unterricht, Nachdenken, Ermahnung, Schicksale und Umstände geschehe.

Richten Sie endlich mit mir noch einen Blick auf Taufe und Abendmahl. Betrift hier nicht aller Streit einzig und allein Unmittelbarkeit und Mittelbarkeit? Die Taufe, spricht Luther, wirkt Vergebung der Sünden und gibt die

ewige Seligkeit, und meint das wirklich so, als wenn sie es an und vor sich selbst und unmittelbar thue. Die Heterodoxen ehren die Taufe auch, aber sie gestehen ihr diese Wirkungen nur mittelbar zu, insofern sie nehmlich die Einweihungsceremonie des Christenthums ist und die Anwartschaft zum künftigen Empfang der Lehre Jesu gibt, die aber auch erst recht angenommen und befolgt werden mus, wenn sie Vergebung der Sünden wirken und die ewige Seligkeit reichen soll. — Vom Abendmahle selbst hatte Luther ebenfals nicht nur die unmittelbarste Vorstellung, sondern auch von dem Effekt desselben; denn er sagt ausdrücklich, daß uns Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit durch die Worte, welche dabei gesprochen werden; gegeben würde. Die Meinung der Heterodoxen aber geht gleichfals dahin, daß diese religiöse Feierlichkeit nur mittelbaren Nutzen stifte, indem sie uns durch heiliges Angedenken an Jesum in der Nachfolge Jesu stärke, mit welcher hernach Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit aller Art verbunden ist.

Hier will ich die Induktion abbrechen, durch welche ich den Beweis für meine Behauptung geführt habe, daß aller Streit zwischen Orthodoxen und Heterodoxen nicht sowohl über die Dogmen selbst, als vielmehr über die Vorstellungsart der-

selben geführt werde, da dann der eine Theil der Unmittelbarkeit, der andere der Mittelbarkeit dabei zugethan ist. So oft ich nun in meinem Leben diese Bemerkung gemacht habe, so oft habe ich auch immer von neuem die Hofnung aufgegeben, daß es iemals zu einer innern Vereinigung beider Partheien kommen und daß eine zur andern übergehen werde. Beide Vorstellungsarten sind zu sehr verschiden, als daß die eine, wenn man sich einmahl an sie gewöhnt hat, leicht gegen die andere vertauscht werden sollte. Auch gab es immer zwei Partheien, so lange das Christenthum besteht. Jedes Jahrhundert hat seine Ketzer aufzuweisen, und wenn man diese Ketzer untersucht, so waren es immer Männer, die die unmittelbare Vorstellungsart der einen oder der andern Lehre zu hart fanden und die mittelbare dafür wählten. Ich glaube also, daß es auch wohl zu ewigen Zeiten so bleiben werde, und die unmittelbaren Begriffe werden ebenso iederzeit ihre Freunde finden, wie die mittelbaren. Ja, was noch mehr ist, ich glaube sogar, daß die von der unmittelbaren Vorstellungsart immer die zahlreichere Parthei bleiben werden; weil man, um diese anzunehmen, blos lesen, auswendig lernen und nachbeten darf, um die mittelbare aber in sich zu bilden, selbst viel dabei denken mus.

Die Frage wäre also nur — Wie ist zwischen beiden Partheien äuserlicher Verein und Friede zu stiften, damit das Skandal endlich aufhöre, welches die Nichtchristen an der Wut, mit der sie einander verfolgten, in allen Jahrhunderten nahmen? Ich dächte, die Diskrepanz möge immerhin bleiben, wenn nur die Fehde darüber aufhörete. Die Diskrepanz befindet sich ia nicht in den Lehren selbst; so könnten sich beide Theile zu einem gemeinschaftlichen Glaubensbekentnis vereinigen, das nur die Lehren enthielte, und die Erklärung derselben überliesse ieder Theil dem Verstande und Gewissen des andern. Die verhasstgewordenen Nahmen der Orthodoxen und Heterodoxen könnten alsdann ganz auf die Seite gelegt werden und man könnte sie alle wieder mit dem Nahmen der Evangelischen bezeichnen, da dann iene die von der unmittelbaren, und diese die von der mittelbaren Vorstellungsart wären.

Sie hören gleich, geliebter Mann, daß ich diesen Vorschlag blos als Noth- und Hülfsmittel darreiche, weil ich glaube, daß beide Partheien im Christenthum fortdauren werden. Ein Anderes ist es freilich, wenn Untersuchungen darüber angestellt werden, bei welcher Vorstellungsart das Christenthum selbst am meisten gewinne,

bei welcher die Menschheit im Ganzen sich glücklicher befinde, bei welcher für ieden einzelnen Christen mehr Ehre, mehr Antrieb zur Tugend und mehr Trost und Freude sei, u. s. w. In allen dergleichen Hinsichten sinkt allerdings die Wage tief, tief für die mittelbare Vorstellungsart. Ich erblicke in den zwei Vorstellungsarten gleichsam zwei Grade des Christenthums. Der untere ist bei der unmittelbaren, der höhere bei der mittelbaren. Mithin ist es sehr natürlich, daß die unmittelbare Vorstellungsart die erste sein muste, und das Christenthum hat auch auf diesem seinen ersten Grade schon unaussprechlichviel Segen für die Welt gestiftet. Es ist aber auch ebenso natürlich, daß das Christenthum, da es seinen zweiten Grad ersteigen kann, nicht bestimmt sei, auf dem ersten stehen zu bleiben, und auf diesem seinen zweiten Grade würde es erst die ganze Fülle seines Segens über die Welt ausschütten. Der erste war genug, als es erst gestiftet und ausgebreitet werden sollte, und Juden und Heiden, die zum Christenthum herübergebracht werden sollten, waren auch nur der unmittelbaren Vorstellungsart empfänglich; nun aber, da das Christenthum in unsern Ländern feststeht und alt genug ist, und da die Kultur des menschlichen Verstandes auf allen Seiten so starke Fortschritte gethan hat, daß die unmittelbare Vor-

stellungsart gar nicht mehr dazu passt, wäre es doch wohl Zeit, daß es den zweiten Grad erstiege.

Mir fällt, so oft ich hierüber nachdenke, folgendes Beispiel ein. Nehmen Sie den Fall an, eine tugendhafter Gottesverehrer käme unter eine Nation, die ganz und gar ohne Gott und ohne Tugend wäre. Er fasst den Entschlus, sie zur Moralität zu erheben und überzeugt sich, daß er dis nicht könne, ohne zuvor den Begrif von Gott unter ihr einzuführen. So viel sieht auch der roheste Heide ein, daß die Sonne der Erde und ihm Alles in Allem sei und daß ohne sie nichts gedeihen könne. Der Gottesverehrer, welcher diesen Ohngöttern den Begrif von einem Schöpfer beibringen will, lehrt sie also von nun an die Sonne als diesen Schöpfer betrachten und verehren und setzt diese Gottesverehrung in anständigen und guten Handlungen fest. Er sieht zu seiner Freude, daß Moralität hierdurch unter ihnen Platz fasse, und sorgt sofort auch für Ausbildung ihres Verstandes durch allerlei nützliche Künste und Wissenschaften. Nach dreissig Jahren, wenn der Glaube an den Schöpfer unter dieser Nation feststeht und die Verstandeskultur bei selbiger gute Fortschritte gethau hat, geht er weiter und belehrt sie, daß der Schöpfer, den sie durch ihn

verehren gelernt, nicht die Sonne selbst, sondern ein unsichtbares Wesen sei, das auch sogar die Sonne geschaffen habe und durch die Sonne auf Erden schaffe. Nun ist er dahin, wohin er wollte. Fing er, da er den Schöpfer verkündigen wollte, nicht auch mit der unmittelbaren Vorstellungsart an, und muste er nicht damit anfangen? Wäre es aber recht, wenn er oder seine Nachfolger bei dieser immer und ewig stehen blieben und die Nation nicht zur mittelbaren zu erheben suchten? —

Und so könnte ich meine ganze vorhin geführte Induktion durchgehen und darthun, daß es anfangs wirklich an der unmittelbaren Vorstellungsart aller benannten Dogmen des Christenthums genug gewesen sei, und daß damals die mittelbare viel zu früh gekommen sein würde. Ich will mich aber daran begnügen, daß ich deutlich beweise, daß es nun in unsern Tagen ieder, wer Ansprüche auf ausgebildete Vernunft machen will, mit dieser halten müsse. Meine ganze Induktion dabei zu rekapituliren ist nicht nöthig.

Welche Vorstellungsart von der Schöpfung der Welt ist denkbarer, — die unmittelbare, oder die mittelbare? Diese kommt mit der Weisheit

Gottes, mit den Gesetzen der Natur und mit der Analogie bis auf den heutigen Tag überein; iene aber nicht. Welche Vorstellungsart von der Providenz verherrlicht Gott und beruhigt den Menschen mehr — die, daß zu Zeiten und in Nothfällen Allmachtssprüche und Wunder geschehen, oder die, daß Gott durch den blossen Lauf der Natur die Welt regire? Steht das Universum nicht als ein weit erhabneres Werk da, wenn sein Schöpfer nicht bald hier, bald da seinen Mängeln ausserordentlich ab- und nachhelfen mus? Thut der Mensch nicht auf allen Seiten festere Tritte, wenn er sich auf Unzerstörbarkeit des Zusammenhanges zwischen Ursachen und Wirkungen, wie auf Gott selbst, verlassen kann, und wird er nicht dadurch zur Weisheit des Lebens, zur Fürsorge für sich selbst und zur wackersten Thätigkeit aufgefordert? Welche Vorstellungsart von Lohn und Strafe empfiehlt sich dem nachdenkenden Gottesverehrer mehr — die nur mit dem Natürlichen, oder die auch mit dem Positifen dabei zu schaffen hat? Diese verwirret offenbar die Begriffe von der Gerechtigkeit Gottes, überspannt unsere Hofnung und unsere Furcht und war von ieher die Quelle aller lieblosen Urtheile über Unglückliche, die durch Elemente oder sonst durchs Schicksal leiden.

Betrachtet man die doppelte Vorstellungsart von den Folgen des Falls Adams und von dem allgemeinen menschlichen Verderben: so empört ja in der That die unmittelbare die ausgebildetere Vernunft. Das ist wohl begreiflich, daß Adam durch seine Handlung die Unvollkommenheit des Wesens der menschlichen Natur an den Tag gelegt; das aber ist unbegreiflich, daß dadurch eine Veränderung im Wesen der menschlichen Natur selbst, und zwar zu ihrem Nachtheile, angerichtet worden sei. Das lässet sich wohl hören, daß Adam von seiner Frau sich verführen lassen, die verbotene Frucht zu essen; aber das beleidigt das Ohr eines vernünftigen Gottesverehrers, daß ihn Gott dabei als den, der im Namen aller seiner Nachkommen solches gethan, betrachte, und uns, die wir Adam doch gar nicht dazu kommittirt haben, deshalb als seine Mitschuldigen behandle. Die krassen Vorstellungen vom menschlichen Verderben sind der Ausbreitung der Tugend auf dem Erdboden äuserst im Wege. Der gute Mensch wird verzagt durch sie gemacht und hält sich für schwächer, als er in der That ist; der schlechte findet die Sache gar herrlich, daß er nun alle seine Bosheiten auf das ihm schon angeborne Böse schieben könne.

Und — wie fällt es in die Augen, daß der ganze Artickel von Christo nur in der mittel-

baren Vorstellungsart der gereinigten Vernunft ehrwürdig sein könne! Kann man sich auch wohl im geringsten etwas dabei denken, daß Gott von Ewigkeit her aus seinem eigenen Wesen einen Sohn gezeugt haben solle? Kann man sich etwas dabei denken, daß wir dadurch, wenn wir dis glauben, auch Gottes Kinder werden sollen? Das lässet sich aber denken, daß Jesus durch Lehre und Leben der Liebling Gottes ward. Das lässet sich denken, daß wir durch Befolgung seiner Lehre und durch Nachahmung seines Lebens auch Geliebte Gottes werden. Ist die Lehre von der Genugthuung und vom Opfertode Jesu mit den geläuterten Begriffen von Gott und mit irgend einem der ersten und ausgemachten Vernunftgrundsätze vereinbar? Wie? Gott sollte nicht eher vergeben, bis er Blut sähe? Wie? wozu überhaupt Genugthuung? Kann denn Gott von uns beleidigt werden? Wie? kann fremde Gerechtigkeit die unsrige werden? Wie? können wir auf irgend eine andere Art von Sünden rein werden, als wenn wir uns selbst davon reinigen? Ist es möglich, daß ein wahrhaftigdenkender Christ seine Erlösung durch Jesum vom Zorne Gottes, von den Strafen der Sünde und vom Tode anders verstehen könne, als mittelbar? Nur der, welcher nach Jesu Lehre lebt, ist vom Zorne Gottes befreiet; d. h. er ist

nicht Gegenstand des Misfallens, sondern des Wohlgefallens Gottes. Und wer einmahl lasterhaft gelebt hat, der mus die natürlichen Folgen seiner Laster dulden, er werde nun ein Gläubiger an Jesum, oder nicht. Ja, der rechtschaffenste Christ mus am Ende so gut sterben, wie ieder andere; er ist also durch Jesum nur mittelbar vom Tode erlöset worden, d. h. von der Furcht vor dem Tode.

In Ansehung der Gebetskraft ist es ebenso klar, daß man nur bei der mittelbaren Vorstellungsart mit Ehren an sie glauben könne. Wenn sie in der Erhörung, so wie man diese gewöhnlich erklärt, bestehen soll, wie tief ernidrigt man Gott! Dieses allweise Wesen wird dadurch weniger weise, als der Mensch, weil dieser es ihm erst sagen mus, was er zu seiner Glückseligkeie nöthig habe. Dieses allgütige Wesen wird dadurch in ein unbekümmertes oder hartherziges Wesen verwandelt, das erst durch anhaltendes Flehen zur Fürsorge und Barmherzigkeit bewegt werden mus. Die Sache wird auch dadurch gar nicht besser, wenn man sagt, daß Gott von Ewigkeit iedes Gebet vorhergewust und also auf die Erhörung Rücksicht genommen habe; denn das hiesse ebensoviel, als wenn Gott von Ewigkeit vorhergewust hätte, daß ihn der Mensch über sein wahres Glück erst klug,

oder zur Bewirkung desselben erst thätig machen müste. Das aber sieht der nachdenkende Christ vollkommen ein, daß ieder gute Gedanke, iede Ermunterung, ieder Trost, wenn er sie in sich hinein betet, dreimahl stärker werde, als sonst; denn bei der hohen Andacht, die die Seele des Gebers ausmacht, denkt er den Gedanken, den er betet, einzig und allein, und so denkt er ihn ganz und empfindet seine gesammte Kraft. Wenn er dann nach dem Gebet rüstiger seine Kräfte anwendet, das gebetene Gut zu erlangen, wenn er muthiger arbeitet, wenn er mehr Beharrlichkeit in der Arbeit hat und so das Gut erlangt: so erkennt er freilich, daß das Gebet ihm selbiges verschaft habe; aber — nur mittelbar.

Wer kann ferner auch nur die geringsten psichologischen Kentnisse besitzen und sich von den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes eine andere, als mittelbare, Vorstellung machen? Ist von Erleuchtung die Rede, so weis ia ieder, wie sauer ihm die seinige geworden sei, wie er zur Ueberzeugung nur durch allmähliche Einsammlung von Kentnissen und durch Zusammenreihung mehrerer Sätze, deren ieden er erst einzeln für wahr und richtig erkennen und deutlich sich vorstellen lernen muste, gelangt sei, und wie dis alles ohne Unterricht und eignes Nachdenken ihm unmöglich

gewesen sein würde. Ist die Rede von der Bekehrung, so zeigt ia die allgemeine Erfarung, daß zu Ablegung böser Gewohnheiten wenigstens so viel Zeit erfordert werde, als zu ihrer Annehmung, daß zur Verwandlung der bösen Gewohnheiten in gute abermals ebensoviel Zeit gehöre, und daß zur Unternehmung dieses Geschäfts männliche, und zur Ausdauer darin beinahe gewaltsame Entschliessungen gegen sich selbst zu fassen sind, die wiederum oft wiederholte ernsthafte Ermahnungen von Andern und oftwiederholte ernsthafte Ueberlegungen bei sich selbst voraussetzen.

Was soll ich von der Taufe sagen? Was vom Abendmahle? Mus man nicht völlig seine Vernunft verleugnen, wenn man mehr, als mittelbare Vorstellungen sich von ihren Wirkungen machen soll? Wie? die Besprengung mit Wasser, wenn gewisse Worte dazu gesprochen werden, soll Vergebung der Sünden wirken? Und welcher Sünden Vergebung denn? Vergebung im voraus ist so undenkbar, wie Vergebung, wo noch keine nöthig ist. Wenn aber der Getaufte hernach die Lehre hört, auf die er getauft ward, wenn er von seiner Taufe auf sie aus Dankbarkeit gegen Gott, daß er gleich in einem christlichen Lande geboren ward, ein Motif mehr hernimmt, ihr gemäs zu leben; so wirkt

allerdings seine Taufe für ihn nicht nur Vergebung der Sünden, sondern auch die ewige Seligkeit. Und wie? die Darreichung des Brods und des Weins, wenn ebenfals gewisse Worte dazu gesprochen werden, sollte blos an sich eben solche Wirkungen hervorbringen? Paulus sagte schon, das helfe alles nichts, wenn man nicht den Leib des Herrn unterscheide, d. h. wenn man Brod und Wein im Abendmahle nicht von Brod und Wein zu Hause unterscheide, dabei denke und zwar das gehörige dabei denke und sich durch diese Gedanken in Befolgung der Lehre und des Beispiels Jesu inbrünstig stärke. — —

Wer sollte nach solchen angestellten Betrachtungen nicht wünschen, daß es der mittelbaren Vorstellungsart gelingen möchte, wenigstens bald die herrschende zu werden! Die Kirchengeschichte beweiset deutlich, daß nicht nur, wie schon gesagt, beide Partheien immer im Schosse der Kirche existirten, sondern daß auch diejenige unter ihnen allemahl die Herrschaft in der Kirche ausübte, auf deren Seite die Grossen waren. Leider hatte dis Glück am öftersten die Parthei von der unmittelbaren Vorstellungsart. Alle Hofnung derer, die es mit dem Christenthum selbst und mit der Menschheit gut meinen, beruhet also darauf, daß unsere Fürsten der mittelbaren zugethan werden möchten. Dis wird gewis geschehen, so-

bald sie Philosophen sind; denn es ist unmöglich, im Denken geübt und mit den Vernunftwahrheiten vertraut zu sein und es zugleich mit der unmittelbaren Vorstellungsart der Religionsdogmen zu halten. O möchten also alle unsere Prinzenerzieher es sich zur ersten Regel machen, ihren erhabenen Zöglingen Geschmack an der Philosophie und an philosophischer Lektüre einzuflößsen! Hierdurch würden sie sich ganz unaussprechlichverdient machen und die ersten Männer des Vaterlandes werden. Sorgen Sie doch ia zu Ihrem Theile dafür, Herr Hofprediger, daß Ihr iunger Prinz einen Edukator bekomme, der selbst ein philosophischer Kopf sei und der hernach den iungen Herrn vom Spiel, von der Jagd und vom Kriege abhalte und ihn das bessere Fürstentheil in den Armen der Wissenschaften erwählen lehre, wobei auch allemahl die Völker ein besseres Theil erhalten. Glauben Sie mir, dadurch, daß Sie dis bewirkten, würden sie noch tausendmahl mehr Nutzen stiften, als durch alle Ihre Aufklärungspredigten; so begierig diese auch Ihre Nation hört und die auswärtige Welt mit mir lieset. Möchten Sie mich in einem Ihrer nächsten Briefe mit der Nachricht hiervon erfreuen!

XXVIII.

Über den Eid.

An Herrn Rath A. zu St.

Also im Ernst — das, was unser Freund Sch. auf Ihrem Picknick über den Eid sprach, ist Ihren Herren Chefs vom Militär sowohl, als vom Civil, so aufgefallen, daß er öffentlichen Verdrus davon gehabt hat? Hum! ich habe doch alles mit angehört und mus gestehen, daß er nichts, als Wahrheit, gesprochen. Mögen denn Ihre Herren Chefs diese so ungern hören? Es wäre vielmehr zu wünschen, daß die Meinung unsers Sch. die allgemeinere würde; damit auch endlich einmahl auf dieser Seite der Moral und der Menschheit aufgeräumt werden möchte, wo längst schon, und zwar zuerst und zuförderst, hätte aufgeräumt werden sollen.

Unser

Unser Sch. behauptete, daß die Zahl der Meineide durch nichts so unbeschreiblich vermehrt würde, als durch den üblichen Soldatenschwur zur Fahne. Hat er denn darin Unrecht? Dreimahl Recht vielmehr! das will ich beweisen.

Erstlich — wie kommt denn unsere iunge Mannschaft unter's Gewehr? Der allergrössete Theil doch wohl nur durch Zwang? Freilich gibt es ganzen, halben und viertelzwang; aber Zwang ist Zwang. Nicht nur ist es Zwang zum Soldatendienst, wenn man die Leute in den Betten überfällt und auf die Hauptwache schleppt, oder sie durch Umstellung ganzer Fluren einfängt und heerdenweise zusammentreibt, sondern auch das ist Zwang, wenn der Baueriunge, sobald der Feldwebel erscheint und ihn nach gravitätischer Messung für eine gute Regimentsprise erklärt, wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scheerer, nach den Gesetzen mit ihm zu gehen verbunden ist. Daß der arme Baueriunge keine Umstände macht, sondern sich unter sein Schicksal schmiegt, wird man ihm doch wohl nicht als freie Wahl des Soldatenstandes anrechnen wollen. Er sieht einmahl, daß er sonst seine Eltern unglücklich machte, oder daß er doch wenigstens um das Dutzend Thaler oder um das Schock Thaler käme,

welches ihm die Eltern am Ende hinterlassen. Und was dieienigen betrift, welche sich freiwillig anwerben lassen, so weis man auch, wie es um die freie Wahl vieler unter ihnen stehe! Zur Trunkenheit verleitet, nehmen sie das Handgeld an und werfen es, in der Wache nüchtern geworden, wieder hin. Durch Durst und andere Plagen wird ihnen auch im nüchternen Muthe die Zustimmung abgedrungen. — So schwören also Tausende und Hunderttausende zur Fahne wider ihren Willen. Da tritt nun ein, was der gemeine Mann im Sprichwort sagt — gezwungener Eid ist Gott leid; und was kann der Moralist hierauf antworten? Es bleibt ewigwahr, daß mich kein Versprechen binde, das mir abgezwungen ward; ein abgezwungenes Versprechen ist reine Kontradiktorie, ist ein Etwas, das gar keinen Sinn zulässet. Im ganzen gesellschaftlichen Leben gibt es auch kein Beispiel, daß ein Eid als Versprechen abgezwungen werde. Ohne Bürgereid kann man freilich nicht Bürger werden, und ohne Dienereid nicht Diener; wem wird aber wohl der Bürger- oder Dienereid abgezwungen? Wer ienen nicht schwören will, wird nicht Bürger, und wer diesen nicht, nicht Diener; das ist Alles. Und so möchte es immerhin auch heissen — — wer Soldat werden will, mus zur Fahne schwören; es müste aber auch wei-

ter keine Strafe darauf sein, wenn Jemand dis nicht wollte, als, daß er nicht Soldat werden könnte. Diese handgreiflichwahren Sätze dringen sich als solche den zum Schwure gezwungenen Soldaten so auf, daß viele unmittelbar nach dem Schwure, wenn sie können, davonlaufen. Andere, die sich des obigen Sprichworts nicht gleich zu ihren Gunsten bedienen, finden nach und nach den Druck, unter welchem sie stehen, das Sklaven- und Maschinenwesen u. s. w. so unerträglich, daß sie zwischen Selbstmord und Desertion die Wahl zu haben glauben. Sagen Sie mir, was von beiden sollen sie wählen? Ist es denn Nichts, zu einem Stande, wozu man gar keine Neigung hatte, sich auf immer gezwungen zu sehen? Ist es Nichts, sich lebenslang als Sklave zu erblicken? Ist es Nichts, am Ende sich, mir nichts, dir nichts, zum Lande hinaus führen und von weitem schon mit Kartätschen serviren und da, wenn das Schicksal nicht noch allbarmherzig ganzen Tod bereitet, sich zum Krüppel schiessen zu lassen, um hernach zwanzig, dreissig Jahre lang noch unter Schmerzen sein Dasein zu verfluchen oder im Lande umherzubetteln? Also — schon hierdurch, daß die mehresten Soldaten zum Dienst gezwungen werden, ists wahr, was Sch. sagte, daß der Soldateneid die Meineide ganz unzählich vermehre.

Zweitens — wie behandelt man aber auch den Soldaten, wenn er den Eid bricht und desertirt? Freilich, wenn man ihn im Nachsetzen wieder erhascht, so bekommt er jämmerliche Strafe; aber soll man glauben, daß er diese Strafe für seinen Meineid bekomme, oder nicht vielmehr dafür, daß er seine Person dem Hauptmanne entwendete, der sie für sein Eigenthum ansieht? Das Letztere ist schlechterdings so lange zu glauben, bis man nicht mehr fremde Deserteurs mit offenen Armen aufnimmt. Ach, Herr A., fragen Sie doch einmahl die Herren Chefs von Ihrem Militär über diesen Punkt und hören Sie, was sie darauf antworten. „Wir haben Kartel" werden sie vieleicht sagen. Fragen Sie aber nur weiter, ob sie dis zur Bestrafung des Meineids, oder nicht zur Wiedererlangung ihrer Leibeigenen haben. Und — wie gehts im Kriege her? Sieht man da nicht gern ganze feindliche Regimenter herüberkommen? Verleitet man da nicht auf alle Weise den feindlichen Soldaten zur Desertion? Es sei nun Krieg oder Friede, so lange nicht ein ankommender fremder Deserteur ebenso gestraft wird, wie ein wiedererhaschter eigener: so lange ists, als wenn man zum Soldaten spräche — du thust Recht daran, daß du ein Meineidiger wirst. Oder ist Meineid nur in dem Lande Sünde, gegen dessen Fürsten er begangen wird, und wird

er ienseits der Grenze zur Tugend? So dächte ich, müsts mit den Dieben auch so sein; warum verfolgt man aber diese durch aller Fürsten Länder mit Steckbriefen? Herr A., Herr A., hier stehts um die militärische Moral nicht fein, und Ihre Herren Kompagnie- und Regimentschefs haben sich arg blamirt, wenn sie es mit unserm Sch. aufnahmen. Es ist ia doch schrecklich, wenn ein Kerl, von dem man erfährt, daß er siebenmahl desertirt ist, zum achten Schwure zugelassen wird. Approbirt man dadurch nicht gleichsam seine sieben Meineide und privilegirt ihn zum achten? Und — was ist das, wenn am Ende gar ein Generalpardon für alle Deserteurs publicirt wird? Macht man nicht dadurch den Meineid blos zum Staatsverbrechen? Oder hat etwa das Militär auch, wie die Kirche, die Macht, Sünde zu vergeben?

Es ist mir noch der dritte Beweis davon übrig, daß Sch. Recht hatte, wenn er sagte, daß der Soldateneid an den mehresten Meineiden Schuld sei. Bürger und Bauern sehen und hören ia das alles, wie unter den Soldaten mit dem Eide gespielt werde. Stellt man sie sich denn so ganz dumm vor, daß sie nicht das Ihrige dabei denken sollten? Was werden sie aber denken? Was müssen sie denken? Nichts

anderes, als — „Eid ist Eid und Meineid Meineid, es mag ienen schwören und diesen begehen, wer will. Wenn nun der Flügelmann als Deserteur einen Pardonbrief bekommt, sobald er deshalb schreibt, so werde ich bei dem lieben Gott noch eher Pardon bekommen, wenn ich meinen Eid breche und ihn um Vergebung meiner Sünden bitte — denn vor Gott gilt kein Ansehen der Person, kein Flügelmann; und wenn der fremde Ueberläufer durch den neuen Schwur gegen seinen alten Herrn falsch zeugen darf, so werde ich auch wohl gegen meinen Feind einen falschen Zeugeneid schwören dürfen." Sind das nicht böse Sachen? So treten dann nun Bürger und Bauern hin und schwören falsch; und wie der ankommende Ueberläufer noch dazu zehen Thaler Handgeld bekommt, so hälts der arme Taglöhner auch nicht für Unrecht, sich mit zehen Thalern, wofür er seine Frau und Kinder vier Wochen ernähren kann, förmlich zu einem falschen Zeugeneide erkaufen zu lassen. Am Ende lassen sich auch wohl die Deserteurs im Lande häuslich nider; so sehen ihre Mitbürger, daß man durch Meineid zu Haus und Hof kommen könne. Oder sie besuchen ihre Familien; da dann die Freude über ihr Wiedersehen zugleich Freude über ihren Meineid wird. Kurz, wenn der Bauer sieht, daß der Soldat sich nicht zum Teu-

fel schwöre, so mag ihm erst der Pastor und hernach der Amtsrath noch so viel davon vorschwatzen; er glaubt ihnen kein Wort mehr.

Dis sei genug zur Rechtfertigung dessen, was unser Sch. über den Soldateneid urtheilte. — Sch. behauptete ferner, daß der Gerichtseid äuserst gemisbraucht werde, oft ganz und gar unnöthig sei und in und ausser Gerichten unübersehbaren Schaden anrichte. Auch hiermit sprach er meines Erachtens nichts, als die lauterste Wahrheit.

Was den Misbrauch betrift — lassen denn nicht viele Richter um wahre Bagatellen schwören? Wie oft werden zwanzig, dreissig Zeugen einer blossen Iniurie wegen vernommen und müssen allerseits ihre Aussage, damit sie rechtsbeständig sei, mit einem körperlichen Eide bekräftigen! Man mus es mitangesehen haben, wie so ein Dutzend oder zwei Dutzend Christenhände ihre drei Finger zugleich in die Höhe recken, um das unchristliche Scheusal von ganzer Seele verabscheuen zu lernen. Sollte es da nicht für den Richter anständiger sein, dem beleidigten Theile zuzureden, lieber die Beleidigung zu verschmerzen, als die Gewissen seiner Mitbürger zu beäng-

stigen, welche, ohne zu wissen, daß sie Zeugen abgeben sollten, nicht genau genug zugesehen und zugehört haben, oder sich nun auf das, was sie sahen oder hörten, nicht recht mehr besinnen können? Sollte, wenn der Beleidigte dennoch auf eidliche Abhörung vieler Zeugen unbedeutender Dinge wegen, wozu alle Verbaliniurien ohne Unterschied gehören, afterehrgeizig und hartnäckig bestände, der Richter ihm nicht solche geradezu versagen können? Welches Uebel ist grösser — wenn eine unerwiesene Beleidigung von Unbelang ohne Satisfaktion bleibt, oder wenn mehrere Menschen zur Ausmittelung ihres Erweises auf die Gewissensfolter gebracht werden? Es ist ia doch auch in der That empörend, in iedem Augenblick gewärtig sein zu müssen, daß man nach geschehenem Aufruf zum Zeugen im Gerichte hintreten, aussagen und die Aussage beschwören, oder wenn man nichts weis, am Ende auch sogar sein Nichtswissen eidlich bekräftigen solle. Der Trost, welchen man denen, die darüber sich ängstlich bezeigen, zu geben pflegt, daß es, wenn sie einen wahren Zeugeneid ablegten, so gut sei, als wenn sie ein andächtiges Vaterunser beteten, macht den Religionseinsichten dessen, der ihn geben kann, wenig Ehre und reicht warlich nicht hin, Menschen von zärtlichem Gewissen zufriden zu stellen. Sollte es auch wohl

in der That eine ganz uneingeschränkte Pflicht für uns sein, iederzeit auszusagen, was wir wüsten? Wie, wenn unsere Aussage zehenmal grösseres Unheil bewirkte, als das ist, dessen Vergütung sie befördern soll? Wie, wenn wir alle Bande der Freundschaft, Liebe und Dankbarkeit zerreissen und gegen unsern Vertrautesten oder gegen unsern ersten Wohlthäter zeugen sollten? In was für einen fürchterlichen Seelenkampf mus uns da ein vorgelegter Zeugeneid verwickeln! Und doch — zwingt man nicht zum Zeugeneide ohne allen Unterschied am Ende sogar durch Arrest? Wenn unser Sch. sagte, daß er glaube, es würde kaum den zehnten Theil so viel Zeugeneide geben, als es gibt, wenn sie den Gerichten nicht Geld einbrächten: so haben dis Andere schon längst vor ihm gesagt. So viel ist gewis, daß viele, die Iniuriarum klagen, ihre Klage unterlassen würden, wenn die Richter, zu denen sie erst ins Haus deshalb kommen, sich mehr Mühe gäben, sie zu besänftigen, statt daß sie ihnen oft lieber noch zur förmlichen Klage den letzten elektrischen Schlag geben. Ich habe einmahl das Vergnügen gehabt, einem solchen richterlichen Edelmuthe beizuwohnen. Ein braver Bürger, der von seinem Nachbar in einer grossen Geselschaft übel beredet worden war, kam zu seinem braven Stadtrichter, klagte ihm seine Noth und

wollte die ganze Geselschaft darüber abhören lassen. Da war ein neuer Rock zu verdienen, Herr A.! Der Stadtrichter ging an seinen Schreibepult, schrieb einige Zeilen nider und drückte das Stadtgerichtssiegel darunter. „Da, sprach er, nehmen Sie das und schlagen Sie es, wenn Sie wollen, an Ihrer Hausthüre an." Die Schrift enthielt das Zeugnis, daß der Bürger ein braver Mann und daß von allem, was sein Nachbar geredet, kein Wort wahr sei. Der Bürger las, steckte das Papier zu sich und war zufriden.

Eine ganz eigene Art von Misbrauch der Gerichtseide hatte man einmahl in ..., wo der Regent auf den Einfall kam, die ganze Dienerschaft noch einmahl schwören zu lassen; ieden unter seinem Forum. Nicht wahr, die Diener hatten entweder ihren ersten Eid gehalten oder gebrochen? War das leztere, so dächte ich, sie wären zum zweiten Eide nicht einmahl zuzulassen gewesen; wenigstens wird der, der den ersten Eid brach, den zweiten auch nicht ungebrochen lassen. War das Erstere, so denke man sich einmahl an die Stelle eines ehrlichen Mannes, wie ihm zu Muthe sein möge, wenn er sich öffentlich als einen Schurken behandeln lassen mus, der seinen Eid gebrochen habe. — Man könnte bei

dieser Gelegenheit sagen, daß der ganze Dienereid nicht weit her sei. Der Bidermann dient treu und redlich ohne Eid, und der Schuft kehrt sich an zehen Eide nicht. Genade Gott, wenn der Diener in iedem Dienstgeschäft sich allemahl erst an seinen Eid erinnern mus, um es rechtschaffen zu betreiben! Die Erinnerung wird ihm bald etwas Altes und unterbleibt mit der Zeit ganz; wenn er nun blos durch sie bis dahin treu gedient hat, was dann? Ist der Jäger erst über den ersten Hasen weg, den er as, ohne ihn in Rechnung zu bringen, so ist bald ein Hase um den andern sein; und hat der Zolleinnehmer sich erst den ersten Groschen zugeeignet, so hat er bald mit der Herrschaft eine Kasse. Auch sind die Weiber der verpflichteten Diener nicht in Eid und Pflicht genommen und wissen also mitunter dem Gewissen ihrer Männer recht gut aus der Noth zu helfen. Ja, es wäre sogar leicht darzuthun, daß viel Dienereide so viel in sich enthalten, daß sie am Ende auch der rechtschaffenste Diener nicht erfüllen kann.

Dis führt mich auf das, was Sch. von Unnöthigkeit vieler Gerichtseide sagte. Man hört zwar täglich die Sentenz — der Eid sei ein Ende alles Haders, und daß man in vielen Fällen, deren Wichtigkeit es doch erfordere, daß sie ins

Reine gebracht würden, ohne ihn nicht hinter die Wahrheit kommen könne; allein die Sache scheint sich bei näherer Betrachtung gar nicht so zu verhalten. Wenn sich der Richter vom vorwaltenden Handel aus den Akten gehörig orientirt, wenn er ieden Umstand aufs genaueste untersucht, wenn er in der Kunst zu fragen Meister ist, und wenn er sich auf das ganze Exterieur der Schuld und Unschuld versteht: so wird er in zehen Fällen gegen einen ohne Eid zur Richtigkeit kommen können. Mir fällt hierbei allemahl der weise Richter Salomo ein. Erinnern Sie sich daran, was er that, um dahinter zu kommen, welcher von beiden Huren das noch lebende, und welcher das todte Kind gehöre. Nicht wahr, die Hure, welche zur andern sprach — das Kind sei weder mein, noch dein, las es theilen! — hätte gewis falsch geschworen, daß das lebende Kind das ihrige sei, und Salomo wäre durch beider Schwüre um nichts klüger geworden. So gibt es tausend Mittel und Einfälle, durch welche noch ieder Richter, sobald er Gegenwart des Geistes und Menschenkentnis hat, ohne Schwur die Wahrheit entdecken kann.

Wir haben es hier vorzüglich mit dem Purgatorium zu thun. Ich glaube fest, daß fortgesetzte Untersuchungen solches in den mehresten

Fällen unnöthig machen würden. Ist der, der es ablegen soll, unschuldig, so denken Sie sich einmahl an seinen Platz. Wie kommt er dazu, daß er seine Unschuld erst durch einen Eid beweisen soll? Wie mus es ihm durch die Seele gehen, daß er also bis dahin in den Augen seines Richers schuldig sein soll? Kann er nicht vom Richter verlangen, daß dieser ihm seine Schuld beweise? Wie kann der Richter von ihm verlangen, daß er beweise, daß er nicht schuldig sei? Ich dächte, das wäre wider die erste Rechtsregel. Dennoch ist dis so häufig der Fall. An den geringsten Umstand greifen oft die Urthelsverfasser und erkennen das Purgatorium zu. Der Rechtschaffene, welcher die Umstände, und mithin auch den Schein, der aus ihnen gegen ihn erwächset, nicht in seiner Gewalt hat, mus also hintreten und schwören. Auch ihm wird der Trost gereicht, daß er, wenn er unschuldig sei, daß Purgatorium für ein Vaterunser ansehen könne; ist er aber damit fertig, so merkt er bald den grossen Unterschied zwischen beiden. Vom Vaterunser hat er keine Kosten; nach abgelegtem Purgatorium aber mus er gemeiniglich alle Proceskosten bezahlen. Wie ist das? Ich gestehe, daß hier meine ganze Logik ein Ende habe. „Wer schuldig ist, bezahlt die Kosten — atqui wer das Purgatorium abgelegt hat, ist unschuldig — ergo

wer das Purgatorium abgelegt hat, bezahlt die Kosten." Wenn dieser Sillogismus nicht vier Beine hat, so hat sie keiner. Kommt es nicht fast so heraus, als wenn durch das Purgatorium dem Schuldigen nur Luft gemacht werden sollte, um mit Ehren aus der Hauptsache zu kommen. da er dann schon das kleinere Uebel, den Proceskostenertrag, nicht scheuen werde?

Und ist dis, ist der Ableger des Purgatoriums schuldig — o wehe dem Erkentnis dazu! — Hier komme ich darauf, daß, wie Sch. sagte, die Gerichtseide auch in und ausser Gerichten unübersehbaren Schaden anrichteten. Sollte ich wohl falsch kalkuliren, guter A., wenn ich annehme, daß unter zehen Schuldigen allemahl neun das ihnen zuerkannte Purgatorium schwören? Werden denn nicht von hundert solcher Eide neun und neunzig allemahl richtig abgelegt? Sollten unter hundert solchen Schwörern nicht zehen Schuldige sein? Sagen nicht oft auch nach abgelegtem Eide Publikum und Richter, daß sie in ihrer Seele überzeugt wären, der Schwörer habe falsch geschworen? Ist also der Reinigungseid nicht ein wahres Asil für Schuldige, die sich aus dem Eide nichts machen? Es ist ia auch begreiflich, daß, wer das Grössere, die böse Handlung selbst, begangen hat, das Kleinere, die Ableug-

nung der gethanen Handlung, noch weit eher begehen werde. Und hat denn der falsche Ableugner nicht vor dem Purgatorium im Gericht die Handlung schon zehenmahl abgeleugnet? So leugnet er sie zum eilftenmahle auch, nur auf eine andere Art, durchs Purgatorium, ab. Ja, gesetzt, der Schuldige sei auch kein böser Mensch und sei von der Wichtigkeit des Meineids überzeugt — man denke sich in seine Lage! Geschehen ist das Böse einmahl von ihm; durch sein Bekentnis wirds nicht ungeschehen gemacht; noch drücken ihn die traurigen öffentlichen Folgen davon nicht; die Minute des Schwurs aber bestimmt sein künftiges Schicksal. Schwört er, so behält er Ehre, Freiheit, Habe und Gut; schwört er nicht, so verliehrt er wohl dis alles, macht sich lebenslang unglücklich, und hat er Familie, auch diese. Sollen diese Vorstellungen ihn nicht überwältigen? Will man sagen, daß hier die Religion eintrete und ihn belehre, daß die Strafen der Ewigkeit, denen er sich aussetzt, ein weit grösseres Leiden für ihn sind, als die bürgerlichen Strafen dieser Welt, denen er entgeht: so fasst er auf der Stelle den Vorsatz, die Sünde des Meineids, welche er seiner Meinung nach begehen mus, zehenfach wieder gut zu machen, und hoft, daß alsdann bei Gott für ihn ebenso Vergebung sein werde, wie sie für ieden andern Sün-

der, der Busse thut. Ehe doch zu solchen Handlungsarten durch das Purgatorium neunmahl unter zehen mahlen offenbar Gelegenheit gegeben wird, so würde ich lieber rathen, iede Sache, die ohne Purgatorium nicht ausgemacht werden kann, lieber einstweilig auf sich beruhen zu lassen. Die Wahrheit kommt ia durch den Eid doch nicht an den Tag, und die Zeit entdeckt mehrentheils Alles. Der Sünder bekommt seine Stunde, in der er selbst bekennt; hat ihn dann kein Purgatorium zum Meineide verführt, so dankt er der Obrigkeit, daß sie ihn wenigstens nicht zum zwiefachen Sünder werden lies. Und das Aeuserste angenommen, es bliebe sonach mancher Proces wirklich unausgemacht; gibt es denn nicht auf andern Seiten auch menschliche Angelegenheiten genug, die die Ewigkeit erst ausmachen wird? Sollen denn die Gerichtssachen die einzigen sein, welche samt und sonders in dieser Welt ausgemacht werden müssen?

Ich mus hier noch eines wahrhaftighorrenden Schadens gedenken, den die Gerichtseide beizu in Gerichten selbst stiften. Statt, daß sie das lezte und untrüglichste Mittel sein sollten, Wahrheit und Unschuld an den Tag zu bringen, so können sie vielmehr die himmelreineste Unschuld

in

in die schwärzeste Verdammlichkeit verwandeln. Nicht, als wollte ich hier des Umstandes gedenken, wie es in der Gewalt des Richters sei, das unbedeutendste Zeugenverhör wichtig, wie das wichtigste unbedeutend, zu machen. Die Alten pflegten schon zu sagen, wie man frage, so bekomme man die Antwort; und so können allerdings dem Zeugen, der seine Aussage beschwören mus, die Antworten vom Richter in den Mund gelegt werden und dieser kann bei dem letzten Fragstück — „ob Zeuge sonst noch etwas vom Beklagten wisse?" — ihm wer weis wie viel abfragen und niderschreiben. Doch hiervon will ich nicht reden; sondern — gilt die beschworne gleiche Aussage dreier Zeugen nicht für den stärksten gerichtlichen Beweis? Nun denken Sie sich, es habe ein Mensch gegen den andern Tod und Verderben beschlossen, ohne im geringsten darüber zur Strafe gezogen werden, oder sonst Gefar dabei laufen zu wollen; so darf er nur drei Niderträchtige erkaufen und sie ein konformes Zeugnis darüber auswendig lernen lassen, daß iener, den er aus dem Wege räumen will, Gott und den König gelästert oder sonst ein Kapitalverbrechen begangen habe, so ists um selbigen geschehen. Ist das nicht Grausenerregend? Und gibts denn nicht Hasser, die ihrem Gehassten den Tod gern bereiteten? Gibts nicht Verwor-

fene unter dem Pöbel genug, die für zehen Thaler hintreten und beschwören, was man will? Würde solchen Bösewichtern wohl geglaubt, wenn ihrer nicht drei, sondern drei mahl drei ähnliche Reden auf dem Markte oder auf der Bierbank führten? Wenn sie sie aber im Gericht führen, und bei Gott betheuren, dann gelten sie für Gotteswort. O wehe dieser immer noch daurenden Geselschaftslage! So lange sie fortwährt, ist auch der bravste Bürger seiner Existenz nicht sicher, und sein Habe und Gut, seine Ehre und seine Freiheit sind in den Händen des eigentlichen verworfensten Menschenpöbels. Warlich, aller übrige Schutz, den die Gesetze geben, wiegt diese fürchterliche Unsicherheit nicht auf!

Der Schaden aber, welchen das Schwören im Gericht auch ausser dem Gericht anrichtet, besteht darin, daß Bürger und Bauern nun auch im gemeinen Leben, bei Handel und Wandel, bei Erzählungen und in Geselschaften unaufhörlich schwören. Jeder weis, daß sogar der Richter alsdann glauben müsse, wenn die gethane Aussage mit einem Eide bestätigt wird; so fügt er zu ieder Versicherung oder Behauptung gegen seinesgleichen auch sofort den Eid hinzu, um Glauben zu erhalten. Jeder weis, daß der Richter nicht eher glaube, bis geschworen wird,

und so glaubt auch keiner dem Andern, bis er ihn dazu schwören hört. Da ist dann ein Schwören durch einander und her und hin, daß es den kultivirten Mann ekelt und grauet, auch nur auf eine Viertelstunde der kleinsten Volkszusammenkunft beizuwohnen. Die Leute wissen gar nicht einmahl mehr, wenn sie schwören, und beschwören einmahl ums andere offenbare Unwahrheiten. Diese lüderliche Gewohnheit, welche aus den Gerichten ihre Stärkungen erhält, wirkt dann auch wieder auf die Gerichte zurück, und dieselben Menschen, welche sichs zu Gute halten, im gemeinen Leben leichtsinnig und falsch zu schwören, schwören hernach auch in den Gerichtsstuben ohne Bedenken und wider ihre Ueberzeugung.

Also sehe ich gar nicht ein, daß unser Sch. mit allem, was er auf dem Picknick über den Gerichtseid, wie über den Soldateneid, behauptete, die geringste Unwahrheit gesprochen habe. Auch da sogar sprach er Wahrheit, als er sagte, alle Eide ohne Unterschied, von dem lüderlichsten Gewohnheitseide der Fischweiber an bis auf den feierlichsten Huldigungseid wären wider das Christenthum. Der kürzeste Beweis hiefür ist der bestimmte Ausspruch Jesu selbst — „ich sage euch, daß ihr allerdinge d. h. ganz und gar nicht schwören sollet." Wir

haben diese Stelle dem alten ehrlichen Matthäus zu danken, dem sie wohl darum wichtiger, als den übrigen, sein konnte, weil er als gewesener Zollbedienter ehedem auch wacker geschworen haben mochte. Juristen und Theologen haben ihre exegetischen Kräfte und Künste an ihr versucht und sie geschraubt und gedrehet, der eine so, der andere anders; aber es hat ihnen alles nichts geholfen. Wir lesen doch, wie geschrieben steht, und das, was geschrieben steht, ist so bestimmt, daß es nur einen Sinn zuläßet. Platterdings nicht, ganz und gar nicht soll geschworen werden. Diejenigen, welche das Platterdings-nicht zwar gelten lassen, aber es nur vom gemeinen Leben verstanden und das Gerichtswesen dabei ausgenommen wissen wollen, so, daß Huldigungseid, Bürgereid, Dienereid, Eid auf die simbolischen Bücher, Zeugeneid, Purgatorium, Suppletorium u. s. w. christlich wären und blieben, müssen schlechterdings erst beweisen, daß ihre Distinktion wirklich in den Worten Jesu liege; denn daß sie sie ihrem Gefallen nach erst hineintragen, wird ihnen nicht eingeräumt. Man mag aber die ganze Stelle hundertmahl, oder hunderttausendmahl lesen; so findet man zu gedachter Distinktion auch nicht den geringsten Fingerzeig. Ebenso hilft es auch nichts, wenn man wie Bart — dem ich übrigens die

Schuhriemen aufzulösen mich gern nicht für werth achte — das „ihr sollet allerdinge nicht schwören" durch „ihr sollet nicht bei ieder Kleinigkeit schwören" übersetzt; wobei denn vermuthlich auch nur die Gerichtseide durchgehuckt werden sollen. So viel Griechisch verstehe ich Gottlob auch als Laie, daß ich einsehe, daß Bart hier den Schleicher mache. Und will er seine Uebersetzung etwa mit dem besondern Sprachgebrauche des neuen Testaments rechtfertigen, so verweise ich ihn auf 1 Kor. 15, 29. Wie da beim Paulus derselbe Ausdruck „allerdinge nicht" von ihm erklärt wird, so mus er ihn auch bei Jesus erklären.

Ich habe im Ernst iezt das neue Testament vor mir liegen, lieber Rath A., und wenn Sie der Beweis, den ich aus den Worten Jesu geradezu geführt habe, noch nicht überzeugt hat, daß der Christ durchaus nicht schwören solle: so folgen Sie mir ferner. Jesus wollte noch weiter gehen, als Moses gegangen war. Dieser hatte falsche Eide verboten; so verbot Er alle Eide. Diese Reform passt auch ganz zu den übrigen, welche er bei derselben Gelegenheit machte. Moses hatte blos den Todtschlag verboten; er verbot auch den Zorn. Moses hatte Scheidebriefe erlaubt; er wollte auch von Scheidebriefen nichts

wissen. Moses hatte ausgesprochen, Auge um Auge, Zahn um Zahn; er sprach aus, nicht Auge um Auge, nicht Zahn um Zahn. Moses hatte gesagt, deinen Freund liebe, deinen Feind hasse; er sagte, liebe auch den Feind. Nun lesen Sie die Stelle nocheinmahl — „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst keinen falschen Eid thun, ich aber sage euch, daß ihr gar nicht schwören sollet." Stimmt sie wohl auf andere Weise mit den übrigen Reformen, welche Jesus in der Moral machte, überein, als wenn wir sie ganz so in ihrem buchstäblichen Sinne nehmen, wie sie da liegt?

Will man sagen, Moses habe nur verboten, bei Gottes Nahmen falsch zu schwören, da dann die Juden sich erlaubt hätten, bei Himmel und Erde u. s. w. falsch zu schwören, und daß also Jesus auch dieses habe verbieten wollen: so müsten wir statt der Worte — ich sage euch, daß ihr allerdinge nicht schwören sollet — lesen, ich sage euch, daß ihr allerdinge nicht falsch schwören sollet. Und dann — macht der Schlus nicht alles klar, „Eure Rede sei, wenn es eine Affirmatife betrift, Ja, und wenns eine Negatife betrift, Nein. Was drüber ist, das ist an sich unrechtmässig." Ich dächte, deutlicher könnte es nicht gesagt werden, daß kein Schwur, gar

kein Schwur Statt finden solle. „Eure Rede" wo ist hier distinguirt zwischen Rede im Handel und Wandel und zwischen Rede im Gericht? Wo nur Menschen reden, es sei, wo es wolle, da sollen sie es an Ja und Nein genug sein lassen. Auch ist sehr merkwürdig, was Jakobus über den Schwur sagt — „Vor allen Dingen schwöret nicht, weder bei dem Himmel, noch bei der Erde, noch mit einem andern Eide. Es sei euer Wort schlechtweg Ja, sobald es Ja ist, und Nein, wenn es Nein ist, daß ihr nicht in Heuchelei fallet." Jakobus hatte Jesu Urtheil über den Schwur mitangehört und verstand sich doch auch gewis darauf, wie es zu erklären sei, und so ist sein Gedanke, daß ein Schwörer wie ein Heuchler aussehe, so wichtig, als wahr; denn es ist gar nichts damit gesagt, wenn man Gott ausdrücklich erst zum Zeugen nimmt, daß man wahr rede, weil Gott ohnedis schon Zeuge aller unserer Aussagen und Worte ist. Paulus sagt ebenfals, bei ihm sei Ja Ja und Nein Nein, und so wollen also weder Jesus, noch seine Apostel, etwas von Eiden wissen. Ich habe daher verschidene Freunde im Predigerstande, die sich zu den Admonitionen bei Gerichtsschwüren durchaus nicht hergeben. Es ist dis, man mag die Sache betrachten, wie man will, auch von der Seite schon

ein trauriges Geschäft, daß ein Religionslehrer sein Amt mit besonderem Eifer dazu betreiben solle, daß ein Mensch strafbar befunden und unglücklich gemacht werde. Ich weis zwar alles, was hierauf geantwortet zu werden pflegt; ich gestehe aber frei, daß ich es als Prediger ebenfals wider mein Gefühl finden würde, mich dazu herzugeben.

Daß Jesus darauf kommen muste, den Eid gänzlich abzuschaffen, ist mir sehr begreiflich. Er wollte ia in der Religion dem gesamten Cerimoniewesen ein Ende machen; ist denn aber nicht der Eid eine der auffallendsten Cerimonien? Kann das mit der Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit im geringsten besteheu, wenn ein Mensch sich vorstellt, daß sein Zeugnis oder seine Aussage alsdann strengere Wahrheit erfordere, wenn er Gott förmlich einladet, Hörer, Prüfer und Richter dabei zu sein? Mus die Ueberzeugung von der Allgegenwart, Allwissenheit und Gerechtigkeit Gottes nicht ihn ohnedis schon zur Wahrheitsliebe in allen seinen Reden bewegen? Oder soll er sich einbilden, Gott werde ihm nun erst gegenwärtig, Gott achte nun erst auf seine Aussage recht genau und Gott setze sich nun erst in richterliche Positur gegen ihn? Nicht allein, daß hierdurch die klein-

lichsten und unwürdigsten Begriffe von Gott entstehen, die ganz das Gegentheil von den Begriffen des Christenthums über Gott sind; sondern der unnachdenkende gemeine Christ wird dadurch auch unvermerkt auf den für das gesellschaftliche Leben so äuserst schädlichen Wahn gebracht, daß er nicht eher verbunden sei, die reine Wahrheit zu sagen, bis er schwöre. O wie lobe ich mir dafür die Volksstimmung, wenn das blosse ernsthafte Gesicht, das der Sprecher dazu macht, die Wahrheit seiner Worte hinlänglich verbürgt; und wenn ein Handschlag, der zum Versprechen hinzugefügt wird, dieses so bündig versiegelt, als ein körperlicher Eid! Denken Sie doch nur selbst darüber nach, Herr Rath, ob ein Eid mehr Verbindlichkeit haben könne, als iede andere Zusage hat, und ob ein Eid mehr beweisen könne, als iede andere Aussage beweiset. Die Menschen sollen ia durch diese Betrachtung nicht leichtsinniger bei ihren Schwüren werden; nein, sie sollen vielmehr noch ernsthafter und redlicher bei allen ihren Reden werden, sobald sie eine ernsthafte Mine, die Glauben fordert, dazu annehmen. Dis will das Christenthum, welches ausdrücklich Rechenschaft von iedem unnützen, oder die Wahrheit entweihendem Worte ankündigt. Das Schwören ist also etwas ganz Ueberflüssiges und grenzt auf iedem Fall an Aberglauben, wie die Gelübde,

welche Moses auch in Schutz nahm, Jesus aber auf keinen Fall gehegt wissen wollte. Der Einwurf, daß man den gemeinen Mann nie zu so einer feinen Moral erheben werde, und daß man von diesem die Wahrheit ohne Schwur nicht leicht herausbringe, beweiset weiter nichts, als daß es um den christlichen Volksunterricht noch jämmerlich stehen müsse, denn das Christenthum hat es offenbar zum Zweck, das moralische Gefühl in allen Menschen ohne Unterschied, und nicht blos in den Seelen der Vornehmen, auszubilden.

Auch muste Jesus alle Eide ohne Einschränkung abstellen, weil seine Absicht ausser der Einführung vernünftigerer Religionsvorstellungen auch war, die Sitten der Menschen abzuschleifen und sie von aller Rohheit zurückzubringen. Der Geist des Christen soll ein *sanfter* Geist sein; ieder Schwur aber ist, wie ieder Fluch, eine unnütze Heftigkeit, ein Ausdruck von Wildheit und ein erklärter Mangel an Politur. Unbegreiflich ists mir daher, wie ein christlicher Richter, wenn er Leute von zartem Gewissen vor sich hat, zur Ablegung des Eides dadurch ermuntern könne, daß er einen redlichen Gerichtsschwur als etwas, das mit einem andächtigen Gebet von gleichem Range und von gleicher Würde sei, beschreibt.

Daß er den Gesetzen nach, die er freilich einmahl noch vor sich hat, auf den Eid bestehe, verarge ich ihm nicht, aber das sollte er sich nicht erlauben, ihn zu einer Art von Gottesverehrung zu machen, sondern er sollte ihn blos als etwas begehren, das nun einmahl noch Bürgerpflicht sei, wovon er aus eigener Macht nicht dispensiren könne. — —

So hätte ich dann heute gleichsam den Sachwalter unsers Sch. gemacht! Es geschah dis nicht Ihrentwegen, Herr Rath; denn Sie wissen so gut, als ich, daß Sch. ein wahrer Freund der Religion sei; und eben darum, weil er dis ist, kann er kein Freund der Eide sein. Ich wünschte aber, daß Sie, wenn er ferner seiner Picknicksäuserungen wegen Unannehmlichkeiten haben sollte, sich seiner annähmen, und dazu könnten Sie dann manche Stelle meines Briefs gebrauchen; denn ich kenne Ihre Verhältnisse und weis, daß es in dergleichen oft räthlicher sei, einen Dritten lieber reden zu lassen, als selbst zu reden. Möchte der Himmel es geben, daß auf der Erde bald nicht mehr so viel geschworen würde! Eine Heftigkeit verleitet zur andern, und so bin ich lebendig überzeugt, daß auch das unsinnigste Fluchen nicht eher in Verfall kommen werde, bis wenigstens den unverkennbaren Misbräuchen

der Gerichtsschwüre die engsten Schranken gesetzt worden sind. „Ihr sollt platterdings nicht schwören" dabei bleibe ich so lange, als diese Worte im Evangelienbuche nicht gestrichen werden, welche sich nicht blos zur Inschrift an allen Hausthüren, sondern auch zur Inschrift an allen Gerichtsthüren, vollkommen qualificiren.

XXIX.

Über Gleichheit.

An den Volksfreund C. in Schl...

Geht es Ihnen nicht auch so, wie mir? Fast bin ich des faden und kleinlichen Geschwätzes überdrüssig, wodurch man ietzt die französischen Grundsätze von Gleichheit bald verhasst, bald lächerlich zu machen sucht. Es ist doch in der That, als hätten sich unsere sogenannten deutschen Patrioten vorgenommen, schlechterdings nicht sehen und hören zu wollen. Wie könnte man sonst den Franzosen solche outrirte und zum Theil wirklich alberne Begriffe von Gleichheit nachsagen, an die sie gar nicht gedacht haben? Wie könnte man sogar das Gegentheil davon in ihren getroffenen neuern Einrichtungen vom Civil an bis zum Militär und zur Marine verkennen? Im Ernst, es scheint, als sollten die Franzosen zur Strafe dafür, daß sie so

manchen für eine gewisse Klasse von Magen gar ungeniesbaren Satz dem ganzen Europa gepredigt haben, nun mit Nichts und auch da nicht Recht erhalten, wo doch der schlichte und gesunde Menschenverstand das Recht völlig auf ihrer Seite erblickt. Man behandelt diese politischen Ketzer also ganz so, wie man von ieher die Ketzer in der Kirche behandelte; denen auch einzelner Irthümer wegen die Wahrheit überall, sogar, wenn sie sie mit Worten des Evangelienbuches lehrten, abgesprochen ward. „Ein Ketzer mus in Nichts Recht haben" hies es zu allen Zeiten. Ich werde es warlich nicht auf mich nehmen, die Ungerechtigkeiten zu vertheidigen, welche die französische Revolution in ihrem Gefolge gehabt hat und noch haben wird; obgleich ieder weis, daß eine iede Dorfrevolution nicht ohne dergleichen abgehe und abgehen könne; allein wo die Franzosen Recht haben, da müssen sie auch Recht behalten, und es zeugt von Schwachherzigkeit, wenn man ihnen nicht Recht zu lassen wagt, und von Bösherzigkeit, wenn man ihnen nicht Recht lassen will.

Noch empörender aber ist es, daß es gleichsam zum guten Tone in Deutschland zu gehören anfängt, daß man nun auch die ganze Idee

von Gleichheit, die anfangs so viel Beifall fand, verspotte und mit Hohn bewerfe, und daß sich sogar Philosophen hierzu hergeben; wobei es unmöglich ist, einen andern Beweggrund für sie vorauszusetzen, als — daß sie nur liebedienern und die Gunst der Grossen und Vornehmen zu erschleichen suchen wollen. Sollte denn nun deswegen gar nichts Wahres an einer Idee sein, weil der Fall gewesen wäre, daß man sie übertrieben hätte? So müsten auch die heiligsten Ideen der Religion längst zum allgemeinen Spotte reif gewesen sein; denn es ist keine einzige unter ihnen, die nicht irgendeinmahl auf das Aeusserste übertrieben worden wäre.

Ja, ist denn die Idee von Gleichheit an sich so neu, so ganz unerhört vor diesem Jahrzehend? Ich dächte, sie wäre eine der ältesten, und die Neufranken hätten weiter kein Verdienst um sie, als daß sie sie aus dem Schutte, der sie so lange bedeckt hatte, wieder hervor und unter die Völker gebracht haben. Die gesunde Vernunft fand bei aller individuellen Verschidenheit der Menschen doch Uebereinkunft aller Menschen in dem, was den Begrif Mensch ausmacht und was unmittelbar darauf folgt, d. h. natürliche Gleichheit. Alle Menschen kommen und gehen wieder. Alle Menschen kommen gleichhülfsbedürftig an,

arbeiten sich durch mancherlei Leiden hindurch und sterben am Ende gleichunrettbar. Ein menschlicher Körper ist im Ganzen, wie der andere, gebauet und organisirt; kein Mensch hat mehr, als fünf Sinne; die Seelenkräfte, an sich betrachtet, sind bei Allen dieselben; die Haupttriebe desgleichen. An allen Menschen ist ein Gemisch von Gutem und Bösen sichtbar, sowohl in ihren Gesinnungen und Handlungen, als in ihren Schicksalen. Allen ist das Gefühl von Recht und Unrecht eigen; Unsterblichkeit des Geistes kommt ohne Ausnahme allen zu u. s. w. So spricht die Vernunft von natürlicher Gleichheit der Menschen, ohne damit sagen zu wollen, daß alle Menschen gleichalt und gleichgros würden, daß sie alle gleichangenehm gebildet, gleichfein organisirt wären, gleichweit sehen und gleichgenau hören könnten, daß sie alle gleiche Weisheit und Geschicklichkeit, gleiche Herzensgüte und gleichfrohe Aussichten disseits und ienseits des Grabes hätten u. s. w. Warum sollte man denn nun nicht auch von einer bürgerlichen Gleichheit der Menschen, sobald sie in grösserer Geselschaft beisammen leben, reden können, ohne dadurch der Nonsensikalität schuldig zu werden, daß man meine, alle Bürger sollten von gleichem Stande, von gleichem Ansehen, von gleichem Vermögen u. s. w. sein?

In der Bibel, und zwar sogar schon im alten Testamente, wo sich doch ein einziges Volk so grosse Prärogatifen vor allen andern Völkern zueignete, herrscht die Idee von Gleichheit durch und durch. Wie viel solcher Stellen könnte ich abschreiben, als diese ist — „ich bin auch ein sterblicher Mensch, wie die andern, ich bin auch gefallen aufs Erdreich, das uns alle trägt, als ich geboren ward; weinen ist auch, wie der übrigen, meine erste Stimme gewesen; ich bin auch in den Windeln auferzogen mit Sorgen; denn es hat kein König einen andern Anfang, sondern Alle haben einerlei Eingang in das Leben und einerlei Ausgang" oder wie die folgende ist — „da ist immer Sorge, Furcht, Hofnung, und zulezt der Tod; sowohl bei dem, der in hohen Ehren sizt, als bei dem Geringsten auf Erden; sowohl bei dem, der Seide und Krone trägt, als bei dem, der einen groben Kittel an hat u. s. w." Ich will aber nur bei dem Ausspruche stehen bleiben, den Luther, so oft er vorkommt, also übersezt — G o t t s i e h t n i c h t d i e P e r s o n a n; v o r G o t t g i l t k e i n A n s e h e n d e r P e r s o n. Dis ist der wahre Text zum Kapitel von Gleichheit der Menschen; darin ist das ganze Wesen alles dessen enthalten, was man unter Gleichheit zu verstehen hat. Im Buche der Weisheit, wo dieser Gedanke auch vorkommt, finden wir noch

den Zusatz — „der Herr hat beide, die Kleinen und die Grossen gemacht; er sorget für sie alle gleich." Wem fällt auch wohl hierbei ein, daß diese gleiche Fürsorge darin bestehe, daß der Herr die Kleinen auch gros und die Grossen nicht grösser, als die Kleinen, machen wolle? So gäbe es ia keine Grosse und Kleine mehr, und so könnte der Herr auch für Grosse und Kleine nicht mehr sorgen.

Kommen wir gar zum neuen Testamente, so ist die Idee der Gleichheit offenbar die Hauptbasis des ganzen Christenthums. Das Evangelium wird auch den Armen verkündigt, und zwar dasselbe Evangelium, dasselbe ganze Evangelium. Auch die Kleinen sollen nicht verachtet werden; man mag die Kleinen nun hier im buchstäblichen oder im figürlichen Verstande nehmen. Wie schön predigt die Erzählung Jesu vom barmherzigen Samariter, die Erzählung vom reichen Manne und vom Lazarus, u. a. m. die reinen Begriffe von Gleichheit! Ja, worauf gründet sich das grosse Gebot, die Quintessenz des Christenthums — „du sollst ieden andern lieben, wie dich selbst" anders, als auf Gleichheit? Vorzüglich war die Gleichheitsidee die Lieblingsidee des Paulus. „Hier ist kein Jude, noch Grieche; hier ist kein Knecht,

noch Freier; hier ist kein Mann, noch Weib; ihr seid allzumahl Einer in Christo Jesu." Ich habe oft bei mir selbst in ietzigen Zeiten gedacht, ob man, wenn Abt Sieyes oder sonst einer im Pariser Nationalkonvent seine Rede über die Gleichheit so angefangen hätte, sich nicht halbtodt auswärts darüber gelacht und ausgerufen haben würde — die Franzosen wollen alle Völker zu Franzosen machen; alle Subordination heben sie auf; sogar den Unterschied der Geschlechter wollen sie abbringen!!! Den Paulus aber versteht man gleich, wenn er so etwas spricht; warum will man denn nicht auch den französischen Konvent verstehen? Ebenso spricht Paulus auch immer durch — meine Brüder; er spricht vom Bruder Quartus, vom Bruder Sosthenes, vom Bruder Apollo, vom Bruder Timotheus, Titus u. s. w.; ia in der Apostelgeschichte heissen die Christen durchgehends Brüder, ohne daß weiter auf ihren äuserlichen Stand gesehen werde. Warum sollen wir denn nun nicht auch sprechen vom Bürger Hinz und vom Bürger Kunz und vom Bürger Mertens, sie mögen Adliche oder Bürgerliche, Räthe oder Schuster, Millionairs oder Bettler sein? Wenn es in der Kirche erlaubt ist, Jeden Bruder zu nennen; so kann es auch

im Staate nichts Böses sein, Jeden Bürger zu nennen; wirklich ist ia Jeder im Staate Staatsglied, Mitbürger, Bürger. Ja vielmehr, wie es das Wesen des Christenthums ausmacht, daß Jeder den Andern Bruder nenne: so macht es auch das Wesen des Staats aus, daß Jeder den Andern Bürger nenne. Auch im Staate heissts — ihr seid allzumahl Einer — ihr seid alle einerlei, Staatsglieder, Bürger. Findet man auch wohl, daß die Apostel dadurch, daß sie Alle und Jede Bruder nannten, den Unterschied der Stände und äuserlichen Verhältnisse und Lagen hätten abschaffen wollen? Derselbe Paulus, der die Füsse, wie die Hände, die Augen, wie die Ohren, für Glieder erklärte, wollte auch, daß der Fus Fus, die Hand Hand, das Auge Auge, das Ohr Ohr bliebe, und fragte ausdrücklich, was da werden sollte, wenn der ganze Leib Auge würde. Derselbe Paulus, welcher den Herrn Philemon Bruder und seinen Knecht Onesimus auch Bruder nannte, lies übrigens Herren Herren und Knechte Knechte sein, bat iene aber, daß sie sich für Knechte Christi ansehen möchten, und tröstete diese damit, daß sie Freigelassene des Herrn Jesu wären. Wie es also eine kirchliche Gleichheit gibt, bei der alle äuserliche Verschidenheiten bestehen können: so mus es auch

eine bürgerliche Gleichheit bei aller Diversität der Stände, Verhältnisse und Verfassungen im Staate geben, und die Diversität mus, wie die Gleichheit, um Gottes willen in Ehren gehalten werden, wenn wahre menschliche Glückseligkeit in der Geselschaft sein soll.

So weit man in das Sistem der Neufranken einsehen kann, haben sie in der That die wahren Grundsätze der bürgerlichen Gleichheit gefunden; und wenn es auch hier und da nicht so lässet, so täuscht uns doch nur der Schein. Was z. E. ihren Glauben über die Regirungsform betrift, so lasse ich diesen auf sich beruhen. Regirung ist in meinen Augen Regirung. Es mag eine uneingeschränkte Monarchie, oder eine Republik sein; es sind immer dieselben Verhältnisse der Befehlenden und der Gehorchenden da, nur unter anderen Nahmen. Auch glaube ich, daß iede Art von Regirungsform gut und schlecht sein könne. Wenn in einer despotischen Monarchie ein Weiser und ein Menschenfreund auf dem Throne sitzt, so ist unter dem Despotismus so gut leben, wie in der freiesten Republik, und wenn in der Republik Kabale herrscht, so ists in ihr so arg leben, wie unter einem orientalischen Despoten. Ebenso, wenn die Franzosen iezt so über die Reichen her sind, so ist das gar kein Beweis,

daß sie in Zukunft keine Reiche dulden wollen, sondern es entspringt aus der Erbitterung über die Art und Weise, wie die Reichen aus den vorigen Zeiten zu ihren Millionen gekommen sind; aus Erbitterung über ihren ausgeübten Menschenplack und über ihre betriebene Blutsaugerei. — Doch, wir wollen nun von den Franzosen abstrahiren. Ob sie die wahren Grundsäze bürgerlicher Gleichheit gefunden haben, oder nicht; wir wollen sehen, ob wir sie finden können.

Es sollen also, nochmals gesagt, Reiche und Arme, Vorgesetzte und Untergebene, Vornehme und Geringe, Kleine und Grosse bleiben, denn der Herr hat sie so gemacht und das Wohl der Geselschaft beruhet auf Verschidenheit ihrer Glieder; aber die Vorsteher und Verweser der Staaten müssen es dem lieben Gott ablernen, daß von ihnen für alle Bürger gleich gesorget werde; weil die Verschidenheit sonst nur dem einen Theile zu Gute kommt, dem andern aber Gut und Blut, Haut und Haare kostet.

Hierzu rechne ich ganz zuförderst, daß ieder Bürger ohne Unterschied seine nothwendigen Bedürfnisse befridigen könne. Leben ist Leben, und es mag es haben, wer

will, so kann es ohne Erhaltungsmittel nicht bestehen. Diese gehören also nicht zur Verschidenheit der Stände, sondern kommen iedem Individuum im Staate ebenso zu, wie Sonnenschein, freie Luft, Schlaf u. s. w. So mus iedem erlaubt sein, sich ehrlich zu nähren, wie er weis und kann. Die Kräfte, die Talente, welche ieder hat, mus er anwenden dürfen, um durch sie als ein rechtschaffener Mann mit den Seinigen Auskommen zu haben. Es müssen keine Gesetze da sein, die den Fleis des Bürgers einschränken; keine Monopolien, die Einzelne mästen und Tausenden das Blut aussaugen; kein Fabrik- und Manufakturen z w a n g, sondern ieder mus verarbeiten und auch selbst verkaufen dürfen, wie er will, um den ganzen Gewinn von seiner Hände Arbeit zu geniessen. Die nothwendigen Erhaltungsmittel müssen zu haben sein, und zwar um einen billigen Preis; damit ieder, sobald er fleissig arbeitet, sie bezahlen könne, weil ieder ihrer schlechterdings bedarf. Biskuit mag immerhin theuer sein, aber Brod nicht. Die Seide mag dreimahl mehr, als gewöhnlich, kosten, aber die Wolle nicht. Der Wein mag in hohem Preise stehen, aber das Bier nicht. Hermelin mag kaum zu bezahlen sein, aber Holz nicht. Sind die ersten Erfordernisse zu theuer, so sind sie für die untersten Stände fast so gut, wie gar nicht, da,

und der Arme kann seine wahren Bedürfnisse nicht einmahl in natürlicher Einfachheit befridigen, während daß der Reiche sich noch immer mehr Bedürfnisse selbst schaft und sie alle auf das zusammengesetzteste, gekünsteltste und luxuriöseste sättigt. Und dis ist die nächste Gelegenheit dazu, daß das Volk den Unterschied der Stände drükkend finde, ihn mit Ingrimm betrachte, und auf Einführung iener Gleichheit im buchstäblichen Verstande sinne, die alles Glück und alle Anmuth des geselschaftlichen Lebens zerstört. „Agnoscirt Magengleichheit, spricht das Volk zu den Vornehmen; so wollen wir euch die Verschidenheit des Gaumens verstatten. Erlaubt uns, daß wir uns mit unsern Kindern satt essen, oder wir wollen euch lehren, keine Leckermäuler mehr zu sein.“ Und wollte man dem gemeinen Manne seine Kinder vorwerfen; wollte man ihm sagen, für sich hätte er genug, und wer keine Kinder ernähren könne, der müsse keine in die Welt setzen: so wäre dis gerade das letzte, was noch gefehlt hätte. Der Zeugungstrieb ist ein ebenso natürlicher und allgemeiner Trieb, als der Hunger, und Familie zu haben ist dem guten Menschen ein so hohes Bedürfnis, daß er sich aus Liebe zu seinen Kindern gern nur halbsatt isset und noch den letzten Bissen mit ihnen theilet.

Zweitens rechne ich zur bürgerlichen Gleichheit, daß Jeder seine Denkkraft ausbilden, üben und anwenden könne, wie er will. Der Geist hat auch seine Bedürfnisse und was das Brod für den Leib ist, das ist die Wahrheit für die Seele. Es mus also auch für Kleine und Grosse in Ansehung der Aufklärung gleich gesorgt werden. Höhere Wissenschaften mögen immerhin nur Einige treiben; aber — vernünftig denken lernen mus ieder dürfen. Der Bauer hat so gut einen Kopf, wie sein Edelmann, und der Bürger Schuster so gut, wie der Bürger Minister. Im Bauer- und Schusterkopfe ist so wenig Grütze, oder Heckerling, als im Edelmanns- und Ministerkopfe. Die Menschenköpfe allerseits sind zum Denken organisirt und iedem Menschen hilft es und macht ihn glücklicher, wenn er denken lernt; ia, ie vernünftiger ein Mensch denken lernt, desto mehr ist er auch mit der Verschidenheit der Stände zufriden. Jeder, wer nun denken gelernt hat, mus auch denken dürfen. Er mus nicht nur denken dürfen über Dinge seines Standes und über Gegenstände des gemeinen Lebens, um immer alles klüger zu betreiben und sich von Aberglauben und Vorurtheilen entfernt zu halten, sondern auch über seinen Glauben und über die Religion; denn nur hierdurch

kommt er zu wahrer Ueberzeugung, und ohne diese ist sein ganzer Glaube Kölermässig. Ja, er mus sogar denken dürfen über den Staat, über seine Angelegenheiten und über seine Gebrechen. Nicht nur denken über dis alles, auch reden mus er dürfen; mit derienigen Achtung nehmlich, welche er den guten Sitten, der Religion und dem Staate schuldig ist. Nicht nur denken und reden, auch schreiben darüber mit Anstand mus er dürfen, sobald er kann und will; weil besonders dem Staate iedes Urtheil über ihn willkommen sein mus, und weil Keiner seine Gebrechen besser aufdecken kann, als wer unter ihnen leidet.

Zur bürgerlichen Gleichheit gehört meines Erachtens drittens, daß für alle und iede nur einerlei Moral, einerlei Gesetze und einerlei Gerechtigkeitspflege Statt finden müssen. Das ist ein sehr wichtiger Punkt, mein Lieber; er söhnt aber warlich das Volk ganz ungemein mit der Verschidenheit der Stände aus. Es mus keinen doppelten Masstab für die Sittlichkeit der Handlungen geben, und man mus nicht erst, um den Werth und Unwerth einer That zu bestimmen, nach dem Nahmen des Thäters fragen. Was gut

ist, mus gut sein, und wenn's der Schaafknecht thäte, und was böse ist, mus böse sein, und wenn's der — Werweiswer thäte. Niemand mus über die Gesetze erhaben sein; Alle müssen auf gleiche Art unter ihnen stehen; denn die Gesetze sind der Wille des ganzen Staats, bei dem keine Subordinationsexemtion Statt findet. Niemand mus die Gesetze illudiren dürfen. Gleiche Verbrechen müssen gleiche Strafe erhalten, und weder Geburt, noch Stand, noch Reichthum dürfen Milderung derselben bewirken. Es mus nicht heissen — kleine Diebe henkt man; grosse lässt man laufen. Bei Inquisitionen gegen den Vornehmern müssen die Richter nicht ein Auge zudrücken; von Leibesstrafen mus auch der Millionair sich nicht loskaufen können; Dispensationen müssen entweder ganz wegfallen, oder ohne Ansehen der Person und unentgeldlich gegeben werden. Der Arme mus gegen den Reichen, wie der Reiche gegen den Armen, gehört werden und mus Recht bekommen, sobald er Recht hat. Der Proces zwischen Armen und Reichen mus nicht verschleift, nicht kostenspielig gemacht werden; damit iener, weil er es in die Länge mit diesem nicht auszuhalten vermag, nicht unterdrückt werde, sein Recht nicht liegen lasse und lieber unschuldig leide. Der Vornehme mus den Garten des Geringen, der an den seinigen grenzt, nicht

halb mit List, halb mit Gewalt an sich bringen dürfen; der Reiche, der den Armen übervortheilt, mus ebenso strafbar sein, wie der Arme, der den Reichen bestiehlt; der Edelmann mus seine Hirsche und Schweine nicht die Erndten der Bauern verwüsten lassen dürfen, wenn der Bauer die Hirsche oder Schweine nicht erlegen darf, u. s. w.

Viertens macht es, wie ich glaube, die bürgerliche Gleichheit aus, daß ieder sich müsse Anwartschaft und Hofnung zu iedem Amte, zu ieder Stelle und zu iedem Posten machen können, sobald er dazu gewachsen ist. Merken Sie sich den Ausdruck — dazu gewachsen sein; ich wähle ihn mit Fleis. Es gibt nehmlich, wie sie wissen, eine gar naife Erklärung davon. Wenn man vermöge seiner Geburt zu dieser oder iener Stelle so ein Recht hat, daß man sie mit der Zeit erhalten mus, man sei ein halber oder ein ganzer Mensch, so hält man sich zu solcher Stelle gewachsen. Auch, wenn es eine Stelle nur ist, zu der vornehme Geburt gehört oder doch hilft, so fühlt man sich auch ganz dreust zu ihr gewachsen; es mag übrigens um das vornehme Köpflein stehen, wie es will. Das sind Dinge, die aufhören müssen, und die auch aller Verschidenheit

der Stände unbeschadet aufhören können. Ebenso mus auch Niemand ein Amt oder einen Posten erkaufen können. Nur der Mann, der die erforderlichen Kenntnisse, Talente und Geschicklichkeiten zu einer Stelle hat, ist ihr eigentlich gewachsen; und so mus ieder, wer solche aufzuweisen hat, den Kandidaten dazu abgeben können, er sei, wer er wolle, und man mus ihn nicht einmahl fragen dürfen, wie er sie erlangt habe; genug, wenn er sie hat! Alles wahre Verdienst mus darauf rechnen können, daß es erkannt, hervorgezogen und belohnt werde. Jeder mus sich aus dem Staube hervorarbeiten können; ieder mus von unten auf dienen können, ohne daß ihm auf dem höchsten Posten einst seine erste Karriere zum Makul gereiche. Hören Sie, Freund, das gibt Männer in allen öffentlichen Aemtern, die sich sehen lassen können; Männer, die ihren Platz treflich ausfüllen und der Geselschaft das ganz sind, was sie ihr sein sollen. Das gibt einen allgemeinen Fleis, ein allgemeines Bestreben, sich auszubilden, eine allgemeine Wetteiferung auf der Bahn der Verdienste, daß der Würdigen endlich so viel werden, wie des Sandes am Meere.

Unter bürgerlicher Gleichheit verstehe ich ferner, daß in wirklichen Nothfällen Je-

der gleiche Hülfe zu erwarten berechtigt, und Jeder gleiche Hülfe zu leisten verpflichtet sein müsse. Dem Armen und Geringen ist sein Leben ebenso sein Alles, wie dem Vornehmen und Reichen; es gehört ebenso zur Staats**lebens**masse und leistet ebenso seinen Beitrag zur Staats**wohls**masse. Es mus also Apotheken, Aerzte und Wundärzte für die Unbegüterten so gut geben, wie für die Begüterten; das niderkommende Taglöhnerweib mus so geschickten Hebammenbeistand haben und ebenso getrost ihrer Gebährangst entgegensehen können, wie die Frau von Stande; zur Rettung des im Wasser umkommenden Handwerkers mus ebenso Alles gethan werden, als wenn er der erste Künstler oder Philosoph wäre; und den selbsterhenkten Bettler wieder ins Leben zu bringen, mus man ebenso eifrig bemühet sein, wie den Geitzhals, der sich über seinem Getraidevorrathe oder in seinem Waarenlager erdrosselte. Kein Amt, kein Stand mus von Leistung solchen Nothbeistandes dispensiren; nur Untüchtigkeit, ihn zu leisten, dispensirt davon. Wer der Erste bei dem Verunglückten ist, mus die erste Hand anlegen und die ersten Anstalten für ihn treffen. Es mus den Bürgermeister ebenso brandmarken, wenn er zur Abschneidung eines Erhenkten erst seine Knechte kommen lässet, wie es den Holzhacker brand-

markt, wenn er bei dem Unglücklichen vorübergeht und sich begnügt, den gefundenen Anblick blos der Obrigkeit anzuzeigen. Der reisende Pachter, wenn er den auf der Landstrasse erfrornen Handwerkspurschen nicht sofort in seinen Wagen nimmt, sondern blos die nächsten Dorfgerichte deshalb beschickt, mus ebenso im Thurme dafür sitzen, wie der Bauer, wenn er beim Pfluge ist und dem Pachter, den er von weitem stürzen und vom Pferde fortgeschleift werden sieht, nicht zu Hülfe eilt. Bei Feuersgefaren mus ieder die Flammen löschen, die Habseligkeiten retten helfen, wer da ist und wer kann, und Vornehmen und Reichen mus es so wenig erlaubt sein, blos Zuschauer dabei abzugeben, wie den Leuten aus den untersten Ständen. Gegen den einbrechenden Feind mus die iunge Mannschaft durchs Loos fort, es treffe, wen es treffe, und dem armen Taglöhner mus der einzige Sohn, der ihn ernähren hilft, nicht mit Gewalt weggenommen werden, während daß die Söhne des Banquiers aus dem Fenster die Rekruten vorbeimarschiren sehen.

Noch rechne ich zur bürgerlichen Gleichheit, daß **Niemand durch seinen Stand blos von Theilnahme an gesellschaftlichen Vergnügungen und öffentlichen Lust-**

barkeiten abgedrängt werde. Vergnügen kommt iedem Menschen zu, und wenn es eigentlich nur Lohn der Arbeit sein soll, so ist die Frage, wer es oft am ersten verdiene. Nur Mangel an guten Sitten kann von Theilnahme an gesellschaftlichen Freuden ausschliessen; nicht aber der Stand. In Gesellschaften, die blos dem Vergnügen gewidmet sind, hört aller Unterschied der Stände ebenso auf, wie in Gesellschaften, die der Andacht gewidmet sind. Wie die Staatsbürger ohne Unterschied im Tempel und am Altare die Freuden und Segnungen der Religion unter sich theilen, so mus auch gemeinschaftlicher Genus der Freuden des Lebens für sie Statt finden. Man statuirt ia diese Gleichheit schon im Schauspielhause; warum nicht in ieder öffentlichen Gesellschaft? In dieser, sie habe Nahmen, wie sie wolle, ist Jeder so viel, als der Andere.

Endlich gehört auch zur bürgerlichen Gleichheit, daß die öffentlichen Abgaben auf das proportionirteste repartirt werden, so, daß keiner im Grunde mehr gebe, als der Andere. Diese dienen zur Unterhaltung des Staats und zur Bestreitung seiner Bedürfnisse; so mus auch kein einziger Staatsbürger, wes Standes er sei, davon aus-

ge-

genommen sein. Es ist gut, wenn nur eine einzige allgemeine Abgabe ausser den Zeiten öffentlicher Noth Platz findet. Ohnedis ist der grössere Druck einzelner besonderer Stände unvermeidlich, und das traurigste dabei ist, daß alsdann die gedrückteren Stände gerade die erwerbenden sind. Mannigfaltige Impots stören Handlung und Verkehr und befördern den Geist des Betrugs unaussprechlich. Alle Arten von Accise auf die ersten Bedürfnisse belästigen vorzüglich die untersten Stände, die doch am wenigsten belästigt werden sollten. Auf ieden Fall bringt also eine einzige allgemeine Abgabe am vollkommensten die Gleichheit hervor. Diese mus dem Vermögen iedes Staatsbürgers angemessen sein; denn für den Vermögens schutz gibt sie ieder. Wer also viel Vermögen hat, der gibt von Rechtswegen mehr, als der, der wenig hat; das Vermögen mag übrigens in baarem Gelde, oder in liegenden Gründen, oder in lebendiger Nahrung bestehen. Die Abgabe selbst mus durchaus Geld sein, und Niemand mus gezwungen sein, sie in Naturalien, oder in Frohnfuhren, oder auch nur in Handarbeit zu leisten, wenn er sich nicht aus freiem Willen dazu versteht; damit ieder seine Produkte, sein Eigenthum und seine Kräfte so gut benutzen könne, als möglich. Daß die Befreiung ganzer Güter von Abgaben aus Gna-

den, die Ertheilung der Freiheitsbriefe an einzelne Häuser auf ewige Zeiten und alle sogenannte Gerechtigkeiten eine Art von Ungerechtigkeit gegen die übrigen Guts- und Hausbesitzer sind, darf ich sonach nicht erst noch bemerken. — —

So, mein Lieber, denke ich mir die bürgerliche Gleichheit; denn so machte es der Staat gerade, wie der liebe Gott, und sorgte für Grosse und Kleine gleich. Bei einer solchen Gleichheit kann kein Mensch sagen, daß er beeinträchtiget werde. Sie ist auch gar kein blosses Hirngespinst; denn ich sehe nicht ein, warum es nicht zu ihr gebracht werden sollte; und ehe es nicht wirklich zu ihr kommt, ist auch an keine allgemeine wahre Glückseligkeit in der menschlichen Gesellschaft zu denken. O über unsere Philosophen also, die sich zum Mitspott über die ganze Gleichheitsidee hergeben können! Haben sie auch wohl über den allgemeinen Menschenwerth nachgedacht? Behalten sie wohl den eigentlichen Zweck der bürgerlichen Geselschaft vor Augen? Meinen sie es wohl mit der ganzen Menschheit gut, oder nur mit einem Theile derselben? Warlich, die untersten Stände schreien über sie zum Himmel; denn, wenn sie auch mit allen ihren unphilanthropischen Persiflagen die Einführung des vernünftigern Gleichheitssistems nicht auf immer unmöglich

machen werden — gewis wird diese einst erfolgen und mus erfolgen, so wahr Gott alle seine angefangenen Werke vollendet — so halten sie sie doch auf, sie, die Gottes Werkzeuge dabei sein sollen.

Daß aber unsere unphilosophischen Gefühllosen in den vornehmeren Ständen sich so gegen die bürgerliche Gleichheit stämmen, wundert mich nicht. Freilich würden sie bei ihr nicht mehr so schwelgen können, während daß Tausende um sie her wirklich darben. Freilich scheeren sie ihr Schäfgen besser, wenn der gemeine Mann dumm bleibt, über nichts nachdenkt und zu allem schweigt. Freilich ist es gar herrlich für sie, wenn sie Laster aller Art ungestraft begehen oder sich doch von den Strafen loskaufen können. Freilich haben sie es bequemer, wenn sie durch ihre Geburt schon zu den grössesten Ehrenstellen gewachsen sind, als wenn wahre Verdienste dazu erfordert würden, die sie sich erst erwerben müsten und wobei sie dann noch obendrauf mit vielen andern Kandidaten um den Preis kämpfen müsten. Freilich behagt es ihnen besser, bei öffentlicher Noth die Hände in der Schos zu legen und andere arbeiten zu lassen, bei Vergnügensgenüssen aber allemahl die Ersten zu sein. Freilich müssen sie es schön finden, als die Verzehrendsten im Staate frei von Abgaben zu sein und die ganze Last derselben auf der er-

werbenden Volksmenge ruhen zu sehen. Aber — aber — es wird nicht immer so sein. Es wird anders werden; freilich — wenn ich nicht mehr bin. Ich wünsche, wie aus der Oberwelt her schon, daß die selige Staatenreform allenthalben, wo sie vor sich geht, ohne Blutvergiessen geschehen möge. Es ist besser, daß Vernunft und Menschenliebe sie von oben herab allmählich bewirken, als daß sie von unten herauf im Hui durch Hunderttaausende von Fäusten bewirkt werde, die die Verzweiflung unbezwingbar macht.

XXX.

Über gelehrte Weiber.

An den Herrn Mag. Legens R. zu S.

Ich bedaure mit Ihnen herzlich den frühen Tod unsers geliebten K.; ich wünsche in diesem Augenblicke mit Ihnen die Exportation aller gelehrten Weiber, wenn es wahr ist, was Sie sagen, daß unser K. an der Gelehrsamkeit seiner Frau gestorben sei. Auf keine Weise aber kann ich es billigen, daß Sie sich nun sofort in vollem Harnisch gegen die ganze gegenwärtige bessere Erziehung des weiblichen Geschlechts in den vornehmeren Ständen aufmachen und mit dem Vorsatze schliessen, sich, wenn Sie iemals heiratheten, ein Mädchen auszusuchen, das die Eltern nach alter Art wie sichs gehöre und gebühre, fein zum Haspel, zum Wollrade, zum Kochtopf, zum Waschfasse u. s. w. erzogen hätten. Wohin denken Sie? Sie verfallen von dem Extrem unseres K. gerade

in das entgegengesetzte und vergessen ganz, daß nur zwischen beiden die Strasse gehe, die da heisset die Richtige. Ich brauche Ihnen weiter nichts zu sagen, als — unterscheiden Sie zwischen gebildeten und gelehrten Weibern; so habe ich Ihnen Alles gesagt.

Die artige Erzählung beim Moses vom Ursprunge der Weiber und wie der liebe Gott auf den Gedanken gekommen sei, das erste Weib zu schaffen, hat mir von ieher gefallen und gehört recht eigentlich hieher. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin schaffen, die um ihn sei." Hierin liegt in der That Alles, was über die Bestimmung des weiblichen Geschlechts, über sein Verhältnis zu dem unsrigen und über seine zweckmässige Erziehung gesagt werden kann. Das Weib soll weder hinter dem Manne, noch vor dem Manne gehen, sondern es soll um ihn sein. Es soll weder seine Magd, noch seine Herrin, sondern seine Gehülfin sein. Nun kommts drauf an, wer der Mann ist. Ein Anderes ist es, wenn er ein Holzhacker, ein Anderes, wenn er ein Philosoph und schöner Geist ist. Das Weib, das Gott für diesen schaft, mus freilich nicht die Polihistorin spielen; sonst drängt sie sich vor ihn und macht die Herrin über ihn und dann

gehts ihm so, wie unserem seligen K.; aber sie mus auch nicht ohne gehörige Bildung und Aufklärung sein, sonst bleibt sie hinter ihm und er kann sie nicht viel besser, denn als Magd, gebrauchen.

Wir Männer sind und bleiben einmahl die Hauptpersonen; unsere Weiber sind nur unsere Gehülfen, d. h. sie sind unsertwegen da. Sogar das zweite Kapitel im Moses berichtiget das Misverständnis, das das erste hierüber anrichten könnte. Im ersten schaft Gott gleich ein Männlein und Fräulein zusammen; im zweiten aber wird Adam allein geschaffen und in den Garten geführt, und der Garten wird ihm übergeben, und alle Thiere werden ihm vorgeführt, um sie zu nennen, und da er darunter kein Wesen findet, das seine Gehülfin sein könnte, die um ihn wäre, so mus er einen Theil von sich selbst hergeben, daß noch ein Weib daraus auch für ihn gemacht werde. O Herr Magister, das bleibt ein Text, der unsere Weiber in Respekt gegen uns erhalten mus; aber wollten Sie wohl so eine Dorf- und Zaundonna, wie Sie im gerechten Zorn über die Herrschsucht der gelehrten Weiber zu erkiesen schwören, für ein Geschöpf erkennen, das aus einer Ihrer Ribben gemacht sei? Gott bewahre Sie vor einer solchen

Gehülfin! Glauben Sie mir, es ist für einen gebildeten Mann keine grössere Strafe und Pein auf Gottes Erdboden, als — ein Klotz von Weibe. Und wenn die Frau noch so viel Geld hat, noch so wohlschmeckend kocht und noch so fleissig spinnt, und sie hat kein Gefühl für Wahres, Grosses und Schönes, und sie kann mit uns nicht simpathisiren darüber und wir können nichts überküchliches und überspinnrockiges mit ihr reden, so ist sie den ganzen Tag über für uns nichts mehr, als eine Wanduhr, die wir bisweilen schlagen oder singen hören, und diese Vorstellung macht uns auch sogar ihres nächtlichen Niesbrauchs bald überdrüssig.

Das ist wahr, daß eine Frau alles verstehen mus, was zur häuslichen Wirthschaft gehört, damit sie das Gesinde anleiten, gehörig anstellen, Aufsicht über selbiges führen, seine Arbeiten beurtheilen und es, wenn es nachlässig oder fehlerhaft arbeitet, zurechtweisen könne. Daraus folgt aber nicht, daß sie iedes grobe häusliche Geschäft auch selbst mit angreifen und sich so im eigentlichen Verstande unter das Gesinde mischen müsse. Ihre Sache ist das Direktorium der innern Wirthschaft, durch dessen vollkommene Führung sie sich verdienter macht, als wenn sie ieden Klos selbst einrührt, oder am Waschfasse

selbst mitsteht. Ein guter Aufseher hält zehen Arbeiter in Ordnung und stiftet dadurch weit mehr Nutzen, als wenn er der eilfte Arbeiter wäre. Daß eine Frau in den Stunden, welche ihr das Wirthschaftsdirektorium frei lässet, leichte und saubere weibliche Arbeiten vornehme, ist eine andere Sache. Sie wird dis auch aus sich thun, sobald ihr der Mann mit Beispielen der Thätigkeit und des Fleisses vorgeht; nur mus sie nicht so fest dabei sitzen sollen, als müste sie ihr Brod dadurch verdienen, welches sie schon ehrlich genug durch ihr Direktorium der Wirthschaft verdient. Ist sie nun ein gebildetes Weib, so wird sie dieses um so besser und anständiger führen, ohne Geräusch, ohne Heftigkeit gegen die Dienstboten, ohne pöbelhafte Gemeinmachung mit diesen und ohne Einmischung ihres Mannes in häusliche Händel und Verdrüslichkeiten, denen sie hätte vorbeugen können, oder die sie doch in aller Stille selbst abmachen könnte. Hierdurch wird sie eine wahre Gehülfin des Mannes, der sich um das eigentliche Hauswesen nicht selbst bekümmern kann, dem iedoch Alles daran liegt, daß es in immerwährender guten Ordnung sei.

Der Mann will aber auch einen vernünftigen und erheiternden Umgang mit seiner Frau haben können. Nach vollendeten Amtsgeschäften und nach

Anstrengungen seines Geistes sucht er Ruhe und Erquickung, und sucht sie in den Armen seiner Gattin; denn sie mus unter allen seinen Freunden der Erste sein. Ist sie ein gebildetes Weib, so findet er bei ihr, was er sucht, vergisset der Welt über sie und fühlt sich auf seinem Kanape so glücklich, wie ein König auf seinem Throne. Er überlegt mit ihr iede wichtigere Angelegenheit des Hauses und sie ist im Stande, ihm dabei zu folgen. Sie macht vernünftige Einwürfe und gibt bescheiden nach, wenn ihr Gatte selbige hebt. Er kommt mit ihr auf grosse Gegenstände des menschlichen Lebens und sie urtheilt darüber so richtig, wie er. Er führt sie zum Genus der Schönheiten der Natur; ihr Busen hebt sich hoch dabei empor, und er findet an ihrem Arm die Natur noch reizender. Er zergliedert mit ihe grosse und schöne menschliche Handlungen und sie zeigt ihm an den schönen das Schönste, wie er ihr an den grossen das Grösseste zeigt. Er unterhält sich mit ihr über die ersten Wahrheiten, und ihr Glaube an selbige ist ebenso ein wahrer Glaube und ruhet ebenso auf Beweisen, wie der seinige. Er erzählt ihr einen glücklichen Vorgang, und sie theilt die Freude darüber mit ihm. Er klagt ihr ein Misgeschick, und sie tröstet ihn deshalb. Er redet mit ihr über die Erde, und ihre Bekantschaft mit selbiger reicht weiter, als vor-

Thor blos. Er fängt ein Gespräch über Gegenstände der Naturkunde an, und sie setzt es angenehm fort. Er lieset ihr ein gutes Buch vor; sie nimmt es ihm aus der Hand und macht die noch schönere Vorleserin. Er führt sie in den Zirkel seiner Freunde, und sie ist die unterhaltendste Gesellschafterin. Herr Magister, das heisst Umgang mit unsern Weibern, auf den wir bei unsern oft so überhäuften und herabspannenden Geistesarbeiten als auf ein wahres Labsal dafür mit Gewisheit müssen rechnen können, oder — wir sind geschlagene Männer. Der Wucherer mag genug daran haben, wenn seine Frau nur die Zinsen von ihrem Eingebrachten fleissig bringt und in nette Röllchen zu packen weis. Der Kaufmann mag genug daran haben, wenn seine Frau nur eifrig Duten macht, Kaffee verlieset und Zuckerpfunde abwiegt. Der Pachter genug daran, wenn seine Frau vor der Branntweinsblase sitzt oder ihn mit ihren Berechnungen über verkaufte Butter, Käse und Eier unterhält. Der Gourmand genug daran, wenn ihm seine Frau tagtäglich Mittags und Abends die besten Leckerbissen aufträgt. Der Wollüstling genug daran, wenn seine Frau u. s. w. Der Philosoph, der Denker, der Mann im öffentlichen Amte, der in steten Anstrengungen seines Geistes lebt, verlangt mehr von seiner Gattin; sie soll

um ihn sein als Geselschafterin, als Unterhalterin, als Erquickerin.

Und wie viel kommt bei der Kinderzucht darauf an, daß die Frau ein gebildetes und aufgeklärtes Weib sei! Ist sie es nicht, die die Kleinen zuerst unter Händen hat und also die ersten unauslöschlichsten Eindrücke auf sie macht und ihrem Kopfe und Herzen die ersten bleibendsten Richtungen gibt? Allen ihren Aberglauben, alle ihre Vorurtheile pflanzt sie sonst auf ihre Kinder fort. Der klügere Vater mag diese hernach noch so zurechtweisen und eines andern belehren wollen; die Kinder glauben doch mehr der Mutter. Alle ihre Heftigkeiten, Härten und Stumpfheiten nehmen die Kleinen ebenfals alsdann an; die Empfindungen dieser werden so grob, wie die ihrigen; ihre Urtheile so schief, wie die ihrigen. Sie macht sie voreingenommen gegen Menschen, flösset ihnen Stolz auf Geburt oder Vermögen ein, verzieht sie, verzärtelt sie und verdirbt sie an Leib und Seele. Korrigirt sie der Mann darüber, so schweigt sie entweder, um hinter seinem Rücken doch zu thun, wie sie will; oder sie widerspricht ihm plump. Er mag ihr dann Vorstellungen machen, welche er will, sie ist derselben nicht empfänglich, sie versteht ihn sogar nicht; denn sie kennt auch nicht einmahl die ersten Grundsätze ei-

ner vernünftigen Erziehung, und müßte selbst erst umgeschaffen werden, wenn sie ihre Kinder zu vernünftigen und guten Geschöpfen bilden sollte. O wie herrlich aber stehts in den Kinderstuben bei einem aufgeklärten edlen Weibe! Mit einer solchen Frau kann der Mann schon vorher, ehe beide wirklich Eltern werden, das Erziehungsgeschäft überlegen und einstudiren, einen Erziehungsplan entwerfen und sich sicher darauf verlassen, daß nach ihm erzogen werde. Die Frau fängt ihn an auszuführen; der Mann tritt hernach hinzu, freuet sich der schönen mütterlichen Vorarbeit, und arbeitet nun gemeinschaftlich mit ihr fort. Klug und gut wachsen dann die Kinder heran und sind des Vaters Freude.

Ich bitte Sie, Herr Magister, überlegen Sie dis alles und schätzen Sie mit mir die bessere Bildung, welche iezt unsere vornehmeren Mädgen erhalten. Man hatte die Bestimmung und den Werth des weiblichen Geschlechts zu lange verkannt und die Vervollkommung desselben ganz aus den Augen gesetzt; da doch die Männer durch ihren Eigennuz sich schon hätten angetrieben fühlen sollen, besser dafür zu sorgen. Die Alten müssen in der That die Weiber nur für halbe Menschen gehalten haben, und wenn der Mann roh ist, so findet sein Despotismus allerdings

Nahrung bei dieser Meinung. Daß in den neuesten Zeiten hier und da die Sache auf der andern Seite nun wieder übertrieben werde, so, daß man die Weiber uns ganz gleich machen oder sie gar noch über uns erheben möchte, schadet nichts. Das ist ia, wie Sie wissen, der Gang aller menschlichen Angelegenheiten. Es wird sich aber schon wieder geben; denn es ist zu unnatürlich. Mann bleibt Mann und Weib bleibt Weib. Die Weiber werden sich schon vermöge ihrer Natur nie als die Hauptpersonen betrachten dürfen; sie werden es nie dahin bringen, daß wir lesen, der Mann sei um des Weibes willen geschaffen, oder, damit das Weib einen Gehülfen hätte, der um dasselbe wäre; sondern wir werdeu immer fortlesen, daß das Weib des Mannes wegen geschaffen worden, und damit er eine Gehülfin haben sollte, die um ihn wäre. Ich wünsche nur, daß man, wenn man von der überspannten Meinung vom weiblichen Geschlechte, die ietzt so viel Liebhaber findet, wieder heruntergekommen sein wird, nicht auf die alte Barbarei gegen die Weiber und auf die alte Vernachlässigung ihrer Bildung zurückfallen möge.

Aus dem, was ich bisher gesagt, leuchtet schon hervor, was ich unter einer gebildeten Frau, mit der Männer, wie wir sind, nur glücklich

leben können, verstehe. Ihr Geschlechtskarakter mus in seiner ganzen Natürlichkeit erhalten worden sein; das ist der Karakter der Sanftheit, der Geduld und des Bestrebens, auf ungekünstelte und edle Weise gefällig zu sein. Ihre Empfindungen müssen rein und ächt sein; sie mus vorzüglich nur Geschmack an den einfachen und stilleren Freuden finden. Ihr moralisches Gefühl mus zart und richtig sein. Ihr Herz mus hoch schlagen für die Reitze der Natur; sie mus mit allem, was schön und edel ist, auf der Stelle simpathisiren. Ihr Verstand mus durch Unterricht und Nachdenken geschärft sein; sie mus über die ersten Wahrheiten und Angelegenheiten des Menschen deutliche Begriffe haben; sie mus ihre Gedanken gut ausdrücken können; sie mus die Anfangskentnisse der Arithmetik, Natur- und Geschichtkunde und Geographie besitzen und etwas zeichnen; sie mus das Beste, was über die wahre Bestimmung ihres Geschlechts und über die Erziehung geschrieben ist, gelesen haben und noch immer eine Freundin wahrhaftignützlicher Lektüre sein; sie mus ihre Muttersprache richtig sprechen und mit allem, was das Hauswesen betrift, gehörig bekannt sein. Ihre Sitten müssen ungeziert, einnehmend und unsträflich sein; sie mus in dem Besitz der Liebe ihres Mannes und in der Ueberzeugung, daß sie zu sei-

nem Glück beitrage, ihre ganze Glückseligkeit finden.

Solche gebildete Weiber verwechseln Sie nun aber nicht mit gelehrten Weibern, Herr Magister. Eine gelehrte Frau — das ist eine Frau, die lauter männliche Kenntnisse hat, und keine weibliche; die vielmehr auf diese mit Verachtung und Ekel herabsieht. Eine gelehrte Frau — das ist eine Frau, die den ganzen Tag sitzt und lieset, oder mahlt, oder gar schriftstellert. Eine gelehrte Frau — das ist eine Frau, die Latein spricht, griechische Autoren studirt, wohl gar Sirisch oder Arabisch versteht. Eine gelehrte Frau — das ist eine Frau, die algebraische Aufgaben auflöset, sinchronistische Tabellen verfertigt, den Voltaire auswendig kann, sich in die Theorien der Philosophen vertieft, ihre Fehden schlichten hilft u. s. w. Und da bin ich Ihrer Meinung ganz und rufe aus, wie Sie — o wehe der Welt der gelehrten Weiber wegen!

Die eigentliche Gelehrsamkeit liegt so wenig in der Sphäre der Weiber, wie die Tapferkeit; und wie ein Weib in meinen Augen wie die verkehrte Welt aussieht, wenn es als Soldat mit im Gliede steht: so lässet für mich eine Frau Philosophin um kein Haar anders. Die Frau des

Herrn

Herrn Magisters soll sie sein; aber nicht Herr Magister selbst. Letzteres ist ganz wider ihre Bestimmung. Die Bestimmung eines Frauenzimmers ist, Gattin, Mutter und Hausmutter zu werden, und zwar eine ganze Gattin, eine vollkommene Mutter, eine vernünftige Hausmutter. Hierauf mus das Mädgen studiren; alles, was hieher nicht einschlägt, führt dasselbe ausser seinen Kreis und macht es zu einem widernatürlichen Anblick. Will man den Fall annehmen, daß ein Mädgen als Nonne mitten in der Freiheit zu leben sich entschliessen könne, so ist auch dieser Entschlus gegen seine Bestimmung. Ein Mädgen verliert sein erstes wesentlichstes Verdienst, wenn es, um die Gelehrte spielen zu wollen, die Nonne macht. Die Natur bestimmte es zur Gehülfin; es soll nicht allein, sondern um einen Mann sein; eine fruchtbare Mutter zu werden, soll selbiges für die weibliche Krone der Ehren halten, deren fehlenden Glanz auf seinem Haupte es durch keinen Ruf von Gelehrsamkeit sich ersetzen mag. Und was ist es denn auch mit den noch so hoch gepriesenen gelehrten Weibern? Es kommt mir mit ihnen ebenso vor, wie mit unsern Grossen; wenn diese einmahl eine mittelmässige gute That verrichten, so sind alle Zeitungen davon voll. Die Galanterie einiger Männer

erhebt iene zu Wundern der Welt, da sie sie unter ihrem eigenen Geschlechte vieleicht nicht einmahl bemerken würden. Ein gelehrtes Weib pfuscht ein, für allemahl in einen fremden Kreis hin und bringt es nie zur ächten Meisterschaft. Das sistematische ist der weiblichen Veränderungssucht so wenig angemessen, als der höheren weiblichen Reitzbarkeit. Anhaltendes tiefes Nachdenken stimmt mit dem ganzen schwächeren weiblichen Bau, nach dem sich auch die Geisteskräfte richten, nicht überein. Und wozu am Ende die Gelehrsamkeit eines Mädgens? Soll es etwa auch öffentliche Aemter im Staate oder in der Kirche bekleiden? Das Weib, sagt Paulus, soll schweigen in der Gemeine, es gehört ins Haus.

Wenn dann nun aber so eine gelehrte Jungfrau Gattin wird: wie elend ist ihr Mann daran! Sie soll sein Hauswesen in Ordnung halten und versteht nichts davon; oder, wenn sie es auch ia versteht, so bekümmert sie sich doch nicht darum. Was hilft es ihm, daß sie algebraische Aufgaben auflöset, wenn sie keine Rechnung über die Ausgaben führt? Was hilft es ihm, daß sie sinchronistische Tabellen verfertigt, wenn sie nicht einmahl weis, was in derselben Stunde in ihrem

eigenen Hause vorgeht? Was hilft es ihm, daß sie aus fremden Sprachen übersetzt, wenn er selbst den Küchenzettel machen mus? Was hilft es ihm, daß sie zu erzählen weis, wie die Griechen und Römer gespeiset haben, wenn die Speisen, welche sie ihm auftragen lässet, ungeniesbar sind? Was hilft es ihm, daß sie über die Meisterstücke der Mahlerei und Bildhauerkunst noch so richtig urtheilen kann, wenn sie nicht darnach fragt, ob Schneider und Leineweber sie betrügen? Was hilft es ihm, daß sie die vollkommensten statistischen Kenntnisse besitzt und die Produktenkarte von ganz Europa inne hat, wenn sie ihre eigenen Vorräthe nicht gehörig einzukaufen und zu verwahren sich bestrebt, Wäsche, Tischzeug und Kleidungsstücke nicht revidirt und in den Händen der Dienstboten alles drunter und drüber gehen lässet? Er mag nun verdienen, so viel er will, er kommt nicht aus. Es fehlt allenthalben an Einrichtung, Eintheilung und Ordnung. Stellt er sie zur Rede darüber, so erwiedert sie, daß sie dazu nicht erzogen worden sei, dazu auch keine Neigung habe u. s. w.

Wie es um sie als Hausmutter steht, so auch als Mutter. Das ganze Mutterwerden und Muttersein ist ihr ebenso lästig, als der Kokette. Das

Kindbette kontrastirt zu sehr mit dem Gelehrten- leben, degradirt sie in ihren Augen zu tief unter ihre affektirte Würde und erinnert sie zu laut daran, daß sie ein Weib sei. Allenfals bringt sie die Kinder zur Welt; erstlich aber — was für welche? Geborne Siechlinge und Schwächlinge, die die Mahlzeichen der gelehrten Mutter tragen, welche an Indigestion, Vapeurs und histerischen Zufällen unaufhörlich leidet. Und dann — so, wie sie sie zur Welt gebracht hat, bekümmert sie sich nicht weiter um sie. Es ist unmöglich, daß sie ihre mütterlichen Pflichten erfüllen und zugleich die Studirende machen könne; so dispensirt sie sich von ienen. Unnatürlich entzieht sie ihren Busen den kleinen Geschöpfen, welche unter selbigem gebildet wurden, und giebt sie feilen Huren Preis. Sie überlässet sie hernach dem Gesinde und schlägt die Kinderstube wohlbedächtig in einer solchen Entfernung auf, daß sie das Geschrei der Kleinen nicht höre. Wie viel die Kinder essen und was sie essen, ob sie reinlich gehalten werden, oder nicht, ob sie Gutes oder Böses sehen und hören, das alles gilt ihr gleich. Werden sie krank, so fällt es ihr nicht ein, sie selbst zu pflegen, und sterben sie, so schreibt sie ein Trauergedicht auf sie. Kurz, wie ein ungebildetes Weib die Kinder verzieht und falsch erzieht, so nimmt

das gelehrte Weib gar keinen Antheil an der Kinderzucht.

Der Umgang mit einer solchen Frau ist vollends dem Manne eine wahre Folter. Sie denkt an nichts weniger, als sich ihm gefällig zu machen, sondern erwartet, daß er ihr iederzeit entgegenkomme und ihr seine Huldigungen leiste; wobei sie sichs dann vorbehält, selbige nach Beschaffenheit ihrer Launen anzunehmen oder von sich zu weisen. Ist er schwach genug, sich dies gefallen zu lassen, so wird sie in kurzem seine Gebieterin und macht ihm Vorschriften des Geschmacks, der Lebensart, der Eintheilung seiner Zeit, der Auswahl unter seinen Freunden und der Verwaltung seiner Amtsgeschäfte. Behauptet er sich in seinem Mannsansehen, so lebt er entweder wie geschieden von ihr, oder hat von ieder Zusammenkunft mit ihr Aerger und Verdrus. Stolz auf ihre Erudition, athmet sie den Geist des Widerspruchs und der Herrschsucht, weis alles besser, als er, lässet ihm in Nichts Recht und nimmt noch weniger von ihm die geringste Weisung an. Bald fährt sie auf; bald spöttelt sie über ihn; bald lässet sie ihn gar Abwesenheit ihres Geistes von ihm fühlen. Sie ist immer zerstreut, vertieft. Trauter Herzlichkeit unempfänglich, von naifer

Fröhlichkeit herabgestimmt, unterhält sie ihn allenfals mit Klagen über ihre schwache Konstitution und verlangt, daß er am Bette den Vorleser bei ihr mache, um ihr die Grillen zu vertreiben. Ist er aber wirklich krank, so lässet es ihr ihre Zeit nicht zu, in der Noth um ihn zu sein, sondern sie macht ihre Pflichten durch einmahligen steifen Besuch des Tags und durch dreimahliges dito steifes Erkundigen nach seinem Befinden ab. Und — nie kommt es dahin, daß sie ein Vergnügen daran finden sollte, mit ihm ihre Kinder um sich her zu versammeln und ihn so mit der höchsten aller Glückseligkeiten, mit stiller Familienglückseligkeit, zu belohnen.

O die armen Männer, welche mit solchen Weibern, die fürwahr in der Litanei einen der ersten Plätze verdienten, gestraft werden! Aber — sind sie es nicht selbst, die sich damit strafen? Warum verleitet sie der Stolz, eine ganz ausserordentliche Frau haben zu wollen, zu der Thorheit, einem Frauenzimmer die Hand zu bieten, das alle mögliche Unfähigkeiten hat, sie glücklich zu machen? Die klügste Parthei, welche sie hernach ergreifen können, ist freilich die, daß sie den Kummer darüber in sich selbst verschliessen, wie unser K. gethan haben soll; aber sollte nicht so ein ein-

ziges Beispiel alle Männer von seinem Stande und Schlage vor ähnlichen Wahlen warnen? Und dis halte ich in der That für das wirksamste Mittel, das weibliche Geschlecht von Gelehrsamkeitssucht und Gelehrsamkeitsaffektation zu heilen, daß unsere deutschen Dirnen überzeugt würden, daß nichts im Stande sei, sie mehr in den Augen aller Männer von Kopf und Herz herabzusetzen, als diese. Es gehört in der That zu den Schwindeleien unseres Zeitalters, daß die Mädgen iezt mit männlicher Wissenschaftlichkeit prangen wollen. Was beabsichtigen sie hierdurch anders, als — Herrschaft über ihre künftigen Männer? Wenn sie nun sähen, daß ihnen nicht nur diese, sondern auch gar der Mann selbst fehlschlüge, sollten sich unter zehen nicht neun bekehren, in das Gleis ihres Geschlechts zurücktreten und sich ihrer eigentlichen Bestimmung gemäs bilden?

Auch wünschte ich, daß dieienigen unter unsern Schriftstellern, welche iezt als die Sachwalter der Weiberwelt auftreten, Maas und Ziel in ihren Deduktionen halten möchten. Sie sind es, die unsern Töchtern eigentlich die Köpfe verrücken. Sie schreiben offenbar wider die Erfarung und schliessen von einzelnen Fällen aufs Ganze; sie schreiben gegen die Natur und gegen die Ordnung

der Dinge, verkennen den Unterschied der Geschlechter und ihrer Bestimmung, und würden die Welt verkehren, wenn es ihnen gelänge, ihre hohe Meinung von den Weibern als eine öffentliche und allgemeinanerkannte Meinung einzuführen. Hier ists doch warlich um nichts Geringes zu thun, sondern um alle häusliche Glückseligkeit, die für Gelehrte, Philosophen und Männer in öffentlichen Aemtern ebenso noch die einzigwahre Glückseligkeit auf Gottes Erdboden ist, wie für ieden andern vernünftigen Mann, er sei, wer er wolle. Oder sollen Männer, welche ihr Leben im Denken hinbringen und dadurch so schon auf tausend sinnliche Freudengenüsse Verzicht thun müssen, auch nicht einmahl häuslich glücklich sein, und von der Erde also gar nichts haben? Gott behüte ieden Mann unserer Art vor einer ungebildeten Frau, das sage ich nochmals; aber — eine sogenannte gelehrte Frau ist und bleibt auch entweder ein lächerliches, oder ein widriges Geschöpf. Es steht entweder um ihre Gelehrsamkeit nicht richtig, oder wenn auch dis ist, so steht es doch um sie als Weib nicht richtig. Ist dis aber, ist sie als Weib ein Nichtweib, so ist sie etwas Monströses, und dieses, es werde in der Natur gefunden, wo es wolle, kann blos Angaffung, nie aber wahre Bewun-

derung verdienen. Hier, Herr Magister, haben Sie mein Glaubensbekentnis über die Weiber, womit ich von Ihnen Abschied nehme. Unserem K. weihe ich noch eine Thräne; ich hoffe aber, daß er sichs in den elisäischen Feldern wohl zur Bedingung gemacht haben werde, wenn seine hochgelehrte Elise ihm dorthin nachfolgt, einst nicht wieder mit ihr in einerlei Grotte beisammen sitzen zu müssen, wie hier.

XXXI.

Über die Dinge, welche in Schulen noch am wenigsten gelehrt werden und doch am meisten gelehrt werden sollten.

An Herrn Schulinspektor M. zu P.

Nun ist es kein Zweifel mehr, schulgelehrter Mann, daß es bei Ihnen bald bessere Schulen geben werde, nachdem Ihr Fürst besonderen Männern die Aufsicht darüber anvertrauet und Sie an die Spitze derselben gestellt hat. Es fällt in die Augen, daß so lange nichts rechts aus den Schulen werden könne, als die Inspektion über sie mit andern wichtigen öffentlichen Aemtern verbunden ist. Diese geben schon an sich den Männern, welche sie bekleiden, genug zu thun, sind ihnen die Hauptsache, derentwegen die grössere Verantwortlichkeit Statt findet, und machen das

Schulwesen blos zu einem Nebendinge für sie, wozu es sich doch seiner unaussprechlichen Wichtigkeit wegen gar nicht qualificirt. Oft nicht einmahl Zeit haben solche Geschäftsmänner dazu, geschweige daß sie gehörig aufgelegt dazu sein sollten. Sie sehen es also gern, wenn alles in seinem alten Gleise fortgeht, wenn die Lehrer selbst keine Vorschläge zu Verbesserungen einreichen und wenn ihre ganze Inspektion sich damit abmacht, daß sie iährlich ein- oder zweimahl den hergebrachten öffentlichen Prüfungen beiwohnen. Wahr ists auch wirklich, daß man von keinem ehrlichen Manne zuviel begehren, noch weniger ihm etwas zum Geschäft beizu und zum Anhängsel seiner Aemter machen müsse, das an sich allein schon einen ganzen Mann erfordert.

Ebenso haben auch die Männer, welchen die Schuleninspektion beizu aufgelegt wird, sehr selten die gehörigen Kenntnisse dazu. Man kann ein sehr gelehrter Theolog, ein ausbündiger Jurist, ein grosser Kanzelredner, ein vollkommener Richter, und — dabei doch ein schlechter Pädagog sein, und es ist dis so wenig Schande, als es Schande sein kann, nicht alles zusammen sein zu können. Wie kann man verlangen, daß ein Mann Pädagogik von Grundaus studirt haben soll, der genug mit andern Wissenschaften zu thun

hatte, um sich als Kandidat zu dem Amte, das er nun bekleidet, mit Anstand darstellen zu können? Nimmt man denn auch wohl, wenn man solche Stellen, mit denen Schulinspektion verbunden zu sein pflegt, besetzt, darauf besondere Rücksicht, ob der Mann, dem sie konferirt werden, ein Pädagog sei? Thäte man dis, so müste man riskiren, daß er seiner eigentlichen Hauptstation nicht gewachsen sein möchte. Dis mus er aber freilich sein, und so untersucht man seine Fähigkeit zum Schulinspektor nicht weiter. Unsere Studirenden wissen das auch, und bereiten sich nur zu den Hauptfunktionen, welche sie suchen, vor; legt man ihnen nun hernach noch andere Geschäfte auf, von denen sie gar nichts verstehen, was können sie dafür?

Ja, ich mus noch mehr über die unglückliche Einrichtung, daß aus Ersparnis die Schulinspekspektion mit gewissen andern öffentlichen Aemtern gleichsam wie auf ewig verbunden wird, sagen. Sind es Juristen, die den Schulaufseher beizu machen, so ist unter zehen kaum Einer, der Schulreform begünstigt. Gewöhnt daran, daß sie an ihr Gesetzbuch gebunden sind und darin nichts abändern dürfen, halten sie auch die alten Schulgesetze für unverletzlich und binden die Lehrer daran. Verliebt in ihren iuristischen Schlendrian,

wollen sie auch, daß es beim Schulschlendrian sein Verbleiben haben solle. Sind Theologen die Schulinspektoren: so ist die Frage, ob sie noch am Sistem des sechzehenten Sekulums kleben. Ist dis, so ist unter ihrem Ephorate an keine Schulverbesserung zu denken. Es mus vielmehr ihrer Meinung nach in der Schule alles beim Alten bleiben, damit es um so gewisser in der Kirche auch dabei bleibe. Wagts der Lehrer, ihnen einen Verbesserungsplan zu überreichen, so meinen sie Gott einen Dienst damit zu thun, wenn sie ihm eine tüchtige Konsistorialnase zum Gratial dafür ausmitteln.

Diese Betrachtungen sind zureichend, darzuthun, daß allenthalben, wo aus Schulen etwas werden soll, besondere Männer zur Aufsicht über sie angestellt werden müssen; Männer, die weiter nichts zu thun haben, die wirkliche Pädagogen von Profession sind, und denen kein alter Schlendriansmann, er sei Jurist oder Theologe, die Hände dabei bindet.

Wie neugierig ich auf den Schulverbesserungsplan sei, den Sie, wahrer Herr Schulinspektor, auf Befehl Ihres Fürsten unter der Feder haben, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Ich erwarte etwas Ganzes von Ihnen; ich bin viel zu

wenig, Ihnen dabei Rath zu geben; aus Zuversicht auf unsere Freundschaft aber will ich Ihnen sagen, was ich in unsern Schulen noch fast ganz vermisse, und was doch, wie ich glaube, zuerst und vorzüglich darin gelehret werden sollte. Ohne auf den Rang zu sehen, will ich es hier auf einander folgen lassen, wie es mir einfällt.

Erstlich — deutschen Sprachunterricht. Noch gehört unsere Nation, im Ganzen genommen, zu denen, welche ihre Sprache äusserst unrichtig sprechen. Von der Aussprache will ich nicht reden; sondern nur von Beobachtung der ersten Regeln des Sintax, die ieder Aussprache heilig sein müssen. Der gemeine Mann sündigt durchaus gegen diese; unser Frauenzimmer, selbst der gebildetere Theil derselben, spricht nicht leicht einen Perioden, ohne mich und mir, für und vor u. s. w. zu verwechseln. Ja, was noch mehr ist, wirkliche Gelehrte, Männer in öffentlichen Aemtern sprechen und schreiben unrichtig. Es ist nicht nur eine heillose Ohrfolter, auch nur eine Stunde lang in grossen Geselschaften zu sein, sondern bei einer ausgebreiteten Korrespondenz ziehet man sich auch wahres Augenblinzen zu. Unter zehen Aufsätzen unserer Advokaten ist kaum einer, der nicht auf ieder Seite die ärgsten Verstösse gegen den deutschen Donat macht, und unter

zehen Aerzten kann kaum einer einen Sektions- oder Phisikatbericht fertigen, ohne die gröbsten Sprachschnitzer zu begehen. Daß die ursprüngliche Schuld hiervon an der Erziehung liege, brauche ich nicht zu sagen. Warum sollte ein Mensch nicht eben so richtig sprechen lernen, wie er unrichtig sprechen lernt? Gibt es doch Gegenden in Deutschland, wo der Bauer den Unterschied zwischen mich und mir wenigstens besser beobachtet, als in unsern Gegenden der gebildetere Bürger. Bei uns aber sprechen die Eltern unrichtig, und so ist der einzige Weg, auf dem die Kinder zur Sprachrichtigkeit gelangen können, die Schule. In unseren eigentlichen Volksschulen nun sprechen die Lehrer ihre Muttersprache so fehlerhaft, wie die Schüler. In den gelehrten Schulen wird zwar dafür gesorgt, daß die iungen Leute keinen lateinischen Schnitzer machen dürfen, deutsche aber mögen sie machen, wie sie wollen. Wenn der Knabe cum mihi oder cum vos spräche, so bekäme er im Nahmen des heiligen Priscians einen Backenstreich; aber zu sie, mit sie, von sie darf er sprechen. Ist es nicht zum wenigsten toll, daß Deutsche eher richtig Latein, als richtig deutsch, zu sprechen angehalten werden? Wie lange ists her, daß die deutsche Sprache aus den sogenannten grossen Schulen ganz verbannt war? Und wie wenig Zeit wird auch

da, wo sie einigermassen das Bürgerrecht wieder erlangt hat, noch auf sie verwendet! Ich habe oft Männer, die sich weise dünkten, wenn ich hierüber Klage führte, mir erwiedern gehört, was das nun weiter auf sich habe, wenn ein Deutscher den falschen Kasus setze; es sei genug, wenn die Leute einander verstånden, was ieder haben wolle, und weder die bürgerliche, noch die håusliche Glückseligkeit gewinne oder verliere dabei, ob richtig gesprochen werde, oder nicht, wenn nur richtig gehandelt würde. Erstlich ist es nicht wahr, daß man einander immer richtig verstehe, wenn unrichtig gesprochen wird; es entstehen in der That Misverståndnisse oft genug daraus, die wenigstens noch eine Frage veranlassen, auf die erst noch eine Antwort in verånderter Wendung der Worte erfolgen mus. Und dann — wenn es auch zugegeben werden mus, daß am Ende der Geselschaft mehr daran liege, daß richtig gehandelt, als daß richtig gesprochen werde, ist es denn nicht noch besser, wenn beides beisammen ist, und sollte man nicht von Leuten, die sogar auf Richtigkeit in ihren Reden halten, am ersten erwarten können, daß sie auch pünktlich auf Richtigkeit in ihren Handlungen halten werden? Wenigstens zeugt es vom Mangel an aller wahren Kultur, wenn man sich auch nicht einmahl in seiner Muttersprache ohne Schni-

tzer auszudrücken weis. Eine Nation hat alsdann erst wahren Patriotismus und gelangt alsdann erst zum Enthusiasmus für ihre ganze Verfassung, wenn sie ihre Sprache nach Regeln behandelt und sie in Ehren hält. Die Geschichte aller Völker beweiset dis, und die Epoche ihrer höchsten Sprachrichtigkeit war auch allemahl die Epoche ihres höchsten Flors.

Ich vermisse ferner in den Schulen — Anleitung zum Beten aus dem Herzen. Ich bin ein geübter Beter und weis, was das Gebet mir in meinem Leben geholfen habe; aber nicht eher fühlte ich seine göttliche Kraft, als bis ich alle Formulare wegwarf und iederzeit mein Gebet auf der Stelle selbst machte. Es ist dis ia auch so natürlich, daß es fast keiner weiteren Erklärung bedarf. Das zehnte mahl kaum trift sichs, daß das Formular mit unserem Herzen übereinstimmt und die Meinung desselben wirklich enthält. Sobald aber dis nicht ist, so fehlt es dabei an allem Interesse für uns und wir hören, lesen und sprechen das Gebet ohne Theilnahme. Wie kann es da viel Wirkung auf uns hervorbringen? Ja, wenn auch das Formular zu unserem Herzenszustande passt und unsern Sinn ausdrückt, so ist es doch um den besten Gedanken ein ganz anderes Ding, wenn wir ihn erst aus uns selbst heraus-

denken, selbst erfinden und schaffen müssen, als wenn er schon als fremder und von Andern hingestellter Gedanke da steht und wir nur nach ihm greifen dürfen. In diesem Falle sind wir vor Zerstreuung nicht sicher; in ienem aber müssen wir uns völlig sammeln und uns ganz auf den Gedanken richten, den wir denken wollen, da er dann auch ganz auf uns wirkt; und dis ist die eigentliche Kraft des Gebets. Mithin geht diese bei den Formulargebeten völlig, oder doch gröstentheils, verlohren. Statt, daß die Gedanken erst entstehen und so die Worte hervorbringen sollten, sind die Worte schon da and die Gedanken kommen nicht nach; man hält sich blos an die Worte und hört oder spricht sie hinter einander weg, ohne etwas dabei zu denken. Da nun das Gebetswesen unter uns Christen gröstentheils nach solchen Formeln betrieben wird, so fehlt es auch überall an Gebets segen, und daraus, daß man diesen vermisst, folgt dann wieder ganz natürlich, daß man nicht viel auf das Gebet hält. „Beten hilft nichts" ist fast die allgemeine Sprache. Warum half es denn aber so viel in den ersten Zeiten des Christenthums? Ja, antwortet man, da hatte das Gebet an sich besondere Kraft, die es iezt nicht mehr hat. Ich erwiedere — das Gebet an sich hat gar keine Kraft; wer dis glaubte, triebe eine Art von Zauberei damit. Alle

Kraft, die das Gebet erhält, mus ihm unsere Seele selbst erst geben. Je andächtiger wir beten, desto kräftiger wird es; nur beim Gebet aus dem Herzen aber ist wahre Andacht. Die ersten Christen beteten durchgehends aus dem Herzen; darum half ihnen das Gebet auch so viel; es wird uns aber ebensoviel wieder helfen, wenn wir auch wieder ohne Formeln beten, wie sie. Gott, was für unaussprechlichen allgemeinen Segen könnte das Gebet stiften, sobald dis geschähe! Was für eine Quelle von Kraft zum Guten und von Trost im Leiden könnte es für alle Christen sein, die iezt bei dem geringsten Hindernis in Ausübung ihrer Pflichten las werden und beim Anblick der kleinsten Gefahr verzagen! Ja, ich verspreche mir so viel davon, wenn das Herzensgebet wieder die einzige Art zu beten würde, daß ich glaube, daß es sofort eine ganz andere, eine weit edlere Menschheit geben müste, als leider iezt ist. Wie soll dis aber bewirkt werden? Die Alten bleiben bei ihrer mechanischen Gebetsmethode und ruhen aus Bequemlichkeit auf den Polstern und Faulbetten der Formulare und Gebetbücher fort. Bei der Jugend allein kann die Reform geschehen; wie sollen aber die iungen Leute selbst beten lernen? Die Alten, als Papagaien, machen ihre Kinder in aller Frühe schon wieder zu Papagaien und lehren sie, sobald sie lallen können, gewisse

Formeln auswendig, die sie dann zu gewissen Zeiten herpapeln müssen; ganz so, wie es bei den alten Juden war. Die Schulen also müsten ebenfals der Ort sein, wo die christliche Jugend zum Gebet aus dem Herzen angeführt würde. Wo sind aber die Schulen, in welchen dies geschieht? Sind nicht sogar auch in denen, wo ia noch gebetet wird, ausdrückliche Formulare dazu? Das Beten aus dem Herzen müste eine ordentliche Schullektion sein; ein Paar Stunden wenigstens müsten wöchentlich dazu ausgesetzt sein. Bald müsten die simplen Regeln, vernünftig zu beten, aus einander gesetzt werden; bald müste sie der Lehrer in Beispielen anschaulich machen; bald müsten die Schüler darnach in Gebeten sich üben. Freilich müste der Verstand der Schüler schon ziemlich geschärft sein; freilich müsten sie schon einen guten Vorrath von deutlichen Religionseinsichten und moralischen Begriffen haben — denn Ideen, die man nicht hat, kann man auch nicht aus sich herausbeten. Es ist aber auch nicht nöthig, daß das Gebet eher, als in den Jahren, wo dis alles von iungen Leuten mit Recht gefordert werden kann, von ihnen getrieben werde. Die Schulübung im Beten kann auf verschidene Weise geschehen. Der Lehrer kann die Kontenta des Gebets, das er wählt, den Schülern erst sagen und sie dann das Gebet daraus zu-

sammensetzen lassen. Er kann sie ihnen diktiren, daß sie sie vor sich haben und sie in Gebetsform ordnen. Er kann die Kontenta an die Tafel schreiben und bald selbst Perioden daraus bauen, bald die Schüler sie daraus bauen lassen und ihnen dabei zur Hülfe sein. Er kann auch den Schülern gewisse Gegenstände aufgeben, über die sie ein schriftliches Gebet verfassen müssen, und kann sie vorher darüber unterrichten, wie sie den Gegenstand von allen Seiten betrachten sollen, um auf Gedanken oder Gebetsmaterialien zu kommen. Diese Uebungen, ein Jahr lang fortgesetzt, was für wackere Beter müsten sie bilden! Kann doch im geselschaftlichen Leben auch der einfältigste Mensch sich darüber erklären, was er von Andern begehrt, warum sollte denn nicht ieder auch in der Einsamkeit seinem Schöpfer sagen können, was er ihm zu sagen hat?

So vermisse ich auch noch in den mehresten Schulen — Unterricht über den menschlichen Körper. Unsere Alten liessen den Leib ganz linker Hand liegen; weil sie ihn nach ihrem Sistem für ein Gefängnis ansahen, in welches der unsterbliche Geist eingesperrt sei; für die Quelle alles phisischen und moralischen Bösen am Menschen; für ein blosses leimernes Haus, für eine nichtswürdige eitle Hütte, für einen künfti-

gen Verwesungsraub und Würmerfras, ia für einen Madensack ietzt schon. Wie ist es möglich, die Wohlthätigkeit unsers Körpers für uns so zu verkennen! Was wären wir ohne ihn! Ist er nicht die Quelle aller unserer Empfindungen und Begriffe, die Quelle unserer Vernunft, ia unserer Religion selbst? Ist auch wohl unser blosses Dasein denkbar ohne ihn? Ja, wie ist es möglich, ein Werk und Geschöpf so herabzusetzen, das das Meisterstück in der ganzen irdischen Schöpfung ist! Diese Geringschätzung des Körpers verbannte, wie gesagt, den Unterricht über ihn ganz aus den Schulen, und was sind die Folgen hiervon? Da die Eltern ihre Kinder über ihn nicht belehren können, weil sie selbst nichts von ihm wissen, und da das Lesen darüber hernach nur weniger Erwachsenen Sache ist, so gehen Tausende noch immer aus der Welt, ohne weiter etwas von ihrem Körper kennen gelernt zu haben, als seine äuserlichen Gliedmassen. Kaum, daß sie den Ort des Herzens angeben können, weil es schlägt; wo Lunge, Leber und Nieren liegen, ist ihnen verborgen. Auch die Zahl ihrer Ribben wissen sie nicht einmahl. Ist vollends die Rede vom künstlichen Bau des Körpers, von Einrichtung der sinnlichen Werkzeuge, von den Lebensverrichtungen u. s. w., so sterben Millionen, ohne davon den geringsten Begriff gehabt zu haben.

Ist es nicht an sich schon etwas höchst Widersprechendes, daß ein Mensch von der ganzen Aussenwelt seinen eigenen Leib am wenigsten kenne? Doch es gibt noch weit schlimmere Folgen des fehlenden Schulunterrichts darüber. Alle Anbetung Gottes, wozu die Erkentnis seiner Macht, Güte und Weisheit, die in der gesamten Einrichtung unsers Körpers so sichtbar sind, eigentlich führen soll, geht dadurch verlohren; sogar der Glaube an Gott selbst wird in den Seelen nie so lebendig, als er auch nur bei einiger Körperkunde sein würde, die warlich einen der wichtigsten Beweise für das Dasein Gottes führt. Man versteht sich nicht auf die Erhaltung des Körpers, weil man sich auf den Körper selbst nicht versteht; man weis sich in Krankheiten gegen den Arzt nicht zu erklären und fasst auch die Meinung des Arztes darüber nicht; man misbraucht den Körper und treibt Ausschweifungen und Wagehalsigkeiten aller Art u. s. w. Daher so viel unüberlegtes Thun und Lassen der Menschen; daher so viel Krankheiten und so viel Aberglaube in den Krankheiten; daher so viel verunglückte Kuren, so viel frühe Tode!

Ebenfals finde ich auch nicht, daß die iungen Leute in unsern gewöhnlichen Schulen im Gefühl für die Natur gestärkt würden.

Es ging der Erde bei den Alten, wie dem menschlichen Körper; wie dieser der Leib der Sünde von ihnen genannt ward, so war auch iene bei ihnen das Land der Sünde, worauf ein uralter unzuvertilgender Fluch ruhe. Man sprach von nichts, als von Eitelkeit aller irdischen Dinge, erklärte sie für zu klein für den unsterblichen Geist und gab nur immer den Rath, mit seinen Gedanken nicht lange bei ihnen zu verweilen, damit sie das Herz nicht an sich zögen, das schon im Himmel sein müste. Ist es nicht wahrer mönchischer Blödsinn, die Menschen über die Natur weg zu Gott erheben zu wollen, statt sie durch die Natur zu Gott zu erheben, als welches der einzige Weg dazu ist? Diese Mönchssprache drang auch in die Schulen, und wenn sie nun auch nicht mehr in ihnen geführt und das Gefühl für die Natur iungen Leuten nicht mehr zur Sünde angerechnet wird, so geschieht doch zu wenig, dis Gefühl den Kindern vielmehr zur Pflicht zu machen. So wird die Jugend gleichgültig und gefühllos für die Natur und erwächset ohne alle Ehrfurcht für ihre Grösse und Herrlichkeit. Folglich ists um alle natürliche Religion für sie gethan, die doch die Grundlage der christlichen ist, und ohne welche diese dem Menschen nimmermehr das wird, was sie ihm doch sein sollte. Umsonst ist nun die irdische Schöpfung

da; statt daß sie die erste Schule für Geist und Herz sein sollte, durch die sich der Mensch einzig und allein zur künftigen höheren geschickt machen kann. Ebenso traurig ists aber, daß solchergestalt die iungen Leute auch unempfindlich und sinnlos für die Freuden der Natur werden. Hierdurch verliehren sie eine der stärksten Stützen ihrer Tugend; hierdurch kommen sie um edle Einfalt des Karakters und um Natürlichkeit der Sitten; hierdurch werden sie eitel, tändelnd, schlecht. Zur Freude geschaffen, suchen sie Freude. Im Schosse der Natur sie zu finden nicht angeleitet, haschen sie erst nach Possenfreuden und dann nach Lasterfreuden, die ihnen, ehe sie noch Männer werden, schon Kopf und Herz verschrauben. Lebenslang bleiben sie hernach auf diesem Tone stehen, ergeben sich der Spielsucht, tragen mitten im Mai den Solo- oder Lombretisch unter Nachtigallschlag und Rosenduft in die zur Simpathie mit der schönen Natur geflochtene Laube hin, oder fröhnen viehischen und unnatürlichen Wollüsten, die das Grab aller ihrer feineren Sinnlichkeit werden und sie wohl gar, ehe sie noch Greise werden, ganz um die Augen und um die Ohren bringen, die sie in der Schule für die Natur verschliessen lernten. Ach edler Freund — im Gefühl für die Natur die künftige Generation wieder gestärkt — das Gebet aus dem Herzen

damit verbunden — was für eine herrlichere Menschheit müste es im neunzehnten Jahrhundert geben! Jenes Gefühl darf gar nicht erst erzeugt oder geweckt werden; es ist in ieder iungen Menschenseele da und regt sich in ihr allgewaltig; aber — unterdrückt, verscheucht mus es nicht werden, sonst fliehts und — flieht auf ewig. Sehen Sie doch nur unsere noch unverdorbenen Kleinen an; wo sind sie lieber, wo sind sie lustiger, wo springen sie mehr umher, als im Freien? Es verräth aber grosse Unkentnis der Welt, wenn man die Stärkung der Kinder in diesem natürlichen Gefühl für die Natur und für ihre Freuden nicht für Sache der Schulen, sondern für Sache der häuslichen Erziehung erklären will. Der bei weitem grösseste Theil der Eltern hat selbst dis Gefühl nicht mehr. Der gemeine Mann hat es völlig abgestumpft durch grobe Arbeit, durch Nahrungssorgen und durch Branntewein; der Vornehmere durch Farao, Ball, Picknick und Punsch. Warlich, einen iämmerlichen Anblick reicht auf dieser Seite unsere Zeitgenossenschaft! Es ist Zeit, die höchste Zeit, daß die Schulen sichs angelegen sein lassen, das Gefühl für die Maiestät und für die Freuden der Natur in den Seelen ihrer Zöglinge fest und stark zu machen. Gen Himmel mus in den Schulen gestiegen werden; damit die iungen Leute erhabnere Begriffe vom Universum bekom-

men und herzerhebende Ehrfurcht für den Vater Jehova erhalten. Vom Himmel mus zur Erde herabgestiegen werden, als zum ersten lieben Lande Gottes, wohin die Menschheit gepflanzt ward, und die bewundernswürdige Oekonomie der Erde mus den Kindern recht aus einander gesetzt werden. Prospekte von den herrlichsten Gegenden der Erde müssen an den Schulwänden hangen; damit den iungen Gemüthern die Schönheit der Natur über Alles gehe und sie in ihrem Vaterlande auch iede nur mässig schöne Aussicht geitzig aufhaschen lernen. Aus den Schulen heraus mus an schönen Tagen mit den Schülern gegangen werden, damit sie Hang bekommen, auf Höhen und in Thälern zu verweilen; damit sie den Fleis, die Ordnung und die Wohlthätigkeit in der Natur sich zum Muster machen; damit sie die Kunsttriebe der Thiere selbst wirksam sehen, heilsame Kräuter selbst sammeln und so Alles als gut und nöthig schätzen lernen, was mit ihnen zugleich auf der Erde da ist.

Da mit diesen Stärkungen des Gefühls für die Natur der Unterricht in den ersten Wahrheiten der Religion recht gut verbunden werden kann: so bedürfte es in der That keines besondern sogenanten Religionsunterrichts in den Schulen, und man könnte die übrigen kirchli-

chen Zusätze dazu füglich den Predigern überlassen. Wie viel Lehrstunden würden dadurch gewonnen, die man iezt noch mit Unterricht in den unfruchtbarsten Dogmen zubringt, die weder Nutzen noch Frommen stiften und die der erwachsene Christ hernach im ersten Jahre wieder vergisset, weil sie sich weder durch Praxis seines bürgerlichen noch seines häuslichen Lebens in seinem Gedächtnis im geringsten wieder auffrischen. In allen diesen ersparten Lehrstunden könnte dafür Moral gelehret werden, an welcher es iezt ebenfals in den Schulen noch so sehr fehlt. Und doch — wo sollen auch diese die Kinder anders lernen, als hier? Die Eltern geben leider größtentheils durch ihr Beispiel einen traurigen moralischen Unterricht; und, wenn dis auch nicht der Fall ist, so wissen sie doch gemeiniglich den Kindern weiter nichts, als im Allgemeinen, zu sagen, daß sie gut sein sollen, und strafen sie hernach blos dafür, wenn sie diese allgemeine Regel, die um nichts besser ist, als gar keine, in besondern Fällen nicht philosophisch genug angewendet haben. Die Schulen müssen also ganz ausdrücklich auch Schulen der Moral sein; oder die Menschheit kommt in Ewigkeit nicht weiter. Jahrhunderte genug hindurch haben nun die spekulatifen Säze ihr Wesen zwischen den vier Schulwänden getrieben und der Gesel-

schaft nicht für einen Kreutzer Nutzen gestiftet; sollte man sie nicht endlich aus ihnen verweisen und die blos praktischen an ihre Stelle setzen, auf welchen das zeitliche und ewige Wohl Aller, wie Einzelner, und Einzelner, wie Aller, beruhet? In Schulen, wo mehrere Klassen sind, mus der moralische Unterricht in ieder Klasse nach dem Alter der Schüler, nach ihren wachsenden Verhältnissen und nach der Maasse eingerichtet werden, in welcher sie sich dem Eintritte in das bürgerliche Leben mehr nähern. Da aber, wo alle Schüler bei einander sind, müssen gewisse Punkte bis auf das lezte Jahr verschoben werden; wo alsdann für die Abgehenden eine Selekta Statt finden mus. Blos Selbstliebe und Menschenliebe müssen die Materialien zum moralischen Unterricht hergeben. Diese beide zusammen machen die praktische Gottesliebe aus; iede andere Gottesliebe ist entweder Schwärmerei oder Heuchelei. Man kann den Anfang des Unterrichts mit der Moral in Beispielen machen, in welchen die Kinder lesen lernen, welches klüger ist, als wenn sie das Lesenlernen gleich im Evangelienbuche betreiben, das man erst alsdann lesen soll, wenn man schon lange lesen gelernt hat. Hernach kann man einzelne Kapitel der Moral den iungen Leuten ausführlich vortragen, und zwar nicht, wie sie der Reihe nach im Sistem, sondern wie

sie an Nothwendigkeit und Brauchbarkeit für selbige auf einander folgen. So erhaben die evangelische Moral ist, so enthält sie doch Pflichten, die nur Vorschriften für Märtirer sind; dahingegen andere Pflichten in ihr fehlen, die uns iezt äuserst obliegen. Jene müssen weggelassen, diese eingeschaltet werden. Manches Kapitel mus mit den Schülern vom ersten Schuliahre an bis zum letzten getrieben werden. Thierquälerei z. E. mus dem kleinen Buben schon, der den Käfer oder die Schnecke martert, als abscheulich vorgestellt werden, und dem Jüngling noch, der das Pferd peinigt. Humanität gegen Alles, was Mensch ist, mus in ieder moralischen Lehrstunde empfohlen werden. Treue und Redlichkeit und die Pflicht, einem Jeden das Seine zu lassen, bei ieder Gelegenheit desgleichen.

Ich komme auf einen äuserstwichtigen moralischen Punkt — auf die Keuschheit. Anfangs ist es allerdings genug, daß man den Kindern blos sage, daß sie sich nie ohne Noth vor sich selbst und schlechterdings ganz und gar nicht vor Andern, als blos vor ihren Eltern, wenn diese es verlangten, entblössen; aber — hernach mus warlich mehr geschehen, und die Jugend mus förmlich über den Fortpflanzungstrieb und

über seine Mässigung belehret werden. Hier ist noch eine traurige Lücke in der Erziehung. Die Eltern selbst bleiben diese Belehrung gröstentheils ihren Kindern schuldig; entweder sie halten sie nicht für so wichtig, als sie doch ist, oder eine falsche Scham macht, daß sie sich nicht an sie wagen, und so setzen sie ihr ganzes Vertrauen auf glückliche Unwissenheit, in der die Kinder bleiben sollen, welche doch bei der gegenwärtigen fast allgemeinen Jugendverderbnis schier unmöglich und überhaupt die zerbrechlichste unter allen Stützen der Tugend ist. Auf die Kanzel schickt sich diese delikate Materie nicht. Bei der Vorbereitung der iungen Leute zum ersten Genus des Abendmahls kommt der Unterricht des Predigers darüber leider oft schon zu spät. Ich weis also keinen andern Ort für ihn, als — die Schule. Hier trete der Lehrer mit seinem Ansehen an des Vaters, und die Lehrerin an der Mutter Stelle; denn auch die Mädgen müssen darüber belehret werden. Man kann diese Belehrung recht gut geben, ohne noch unschuldige iunge Leute roth zu machen, oder sie gar zur Wollust zu reitzen. Geschieht dis nicht, so tritt über lang oder kurz das Unglück ein, daß ein schon verderbter Bube sich zum Lehrer darüber bei seinen Mitschülern aufwirft, den Unterricht von der verfluchtesten Seite ertheilt und die ganze Schule verpestet.

Lassen Sie mich endlich noch in Erwähnung bringen, Geliebter, daß es wohl sehr nöthig sein dürfte, daß in den Schulen auch ein zweckmässiger Auszug der wichtigern Landesgesetze gelehrt würde. Die Eltern lehren diese ebenfals nicht; gepredigt werden sie auch nicht; so müssen sie unsere Erwachsenen gemeiniglich als Bürger schon durch Schaden erst lernen. Da hätten dann die Schullehrer die schönste Gelegenheit, mit den Kindern zuförderst über die Wohlthätigkeit der Obrigkeit zu reden und die Seelen der künftigen Bürger von Jugend an und auf immer für sie zu gewinnen; so, daß die Obern in ihren Augen als Väter und Beschützer da ständen, statt daß der gemeine Mann sie noch immer nur für seine Zuchtmeister und Henker ansieht. Hernach müsten die Lehrer die Gesetze als Resultate vieliähriger Erfarungen darüber hinstellen, was man zur Erhaltung der Wohlfart des Landes für heilsam und nöthig befunden; damit die Ueberzeugung mit den iungen Leuten zugleich erwüchse, daß auf ihrer Achtung gegen die Gesetze auch ihre eigene Wohlfart beruhe. Dabei könnten die Rechte des Menschen immerhin gelehret werden; nur müste der Jugend begreiflich gemacht werden, daß selbige in ieder bürgerlichen Geselschaft gewisse Einschränkungen erlitten, daß diese Einschränkungen in verschiedenen Ländern aus mancherlei Ur-

sachen

sachen verschiden wären, und daß sich ieder die Einschränkungen desienigen Landes gefallen lassen müsse, dessen Bürger er sein wolle, weil es ihm sonst frei stehe, auszuwandern. Ich für mein Theil verspräche mir den grössesten Nutzen von solchem Unterrichte überhaupt und von dem Unterrichte über die wichtigeren Landesgesetze besonders. Wie vielen Verführungen zu strafbaren Handlungen würde durch letzteren der künftige iunge Bürger entgehen! Vor wie vielen gerichtlichen Untersuchungen würde er sicher sein! Wie vielen Processen, besonders Iniurienprocessen, würde er ausweichen! Er würde sich hüten, sich selbst Recht zu verschaffen; er würde bei wichtigen Unterhandlungen mit seinem Mitbürger so behutsam, als aufrichtig, zu Werke gehen; er würde kein Winkelverlöbnis halten und die Nähe der Verwandschaft mit seiner Braut selbst beurtheilen können; er würde mit Testamenten, Geradeverkaufen und Ehestiftungen nicht säumen u. s. w.

Verzeihen Sie mir, Edler, daß ich Ihnen dis alles schrieb; ich rechnete dabei, wie gesagt, auf unsere alte Freundschaft. Ach, was könnten unsere Schulen werden! Warlich, nichts geringeres, als die Pflanzstäten der Weisheit und Tugend und wahrer menschlicher Glückseligkeit! Waren sie so, wie sie gröstentheils noch sind, unsern

Voreltern genug: so können sie es doch in der That uns nun nicht mehr sein. Doch — die Zeit wird ia kommen, wo man endlich in allen Ländern auf ihre Verbesserung ernstlich bedacht sein wird. Für das Ihrige ist sie nun gekommen; Heil und Segen dafür Ihrem Fürsten, dem Volksfreunde, und Glück zu zu dem grossen Reformationsgeschäfte! Es wird ia im Namen Gottes angefangen; so wird es auch im Namen Gottes vollendet werden.

XXXII.

Über das Alter.

An einen iungen Mann, der Klagelieder darüber gesungen hatte.

Lassen Sie sich erzählen, was für ein Vergnügen ich in diesen Tagen genossen habe! Auf einer Harzreise habe ich den ehrwürdigen achzigiährigen Greis M., über dessen Verdienste um die Naturkunde wir uns oft unterhielten, von Person kennen gelernt; ia, was noch mehr ist, ich habe mit ihm den Brocken erstiegen. Das war einer der seligsten Tage meines Lebens, und tausendmahl habe ich Sie in unsere Gesellschaft gewünscht. Mit freudiger Bewunderung sah ichs schon den ganzen mitunter beschwerlichen Weg nach Heinrichshöhe über, wie dieser liebe Alte noch so gut aushielt, als wenn er ein Mann von funfzig wäre; als wir aber vollends erst oben waren, da war er ganz in seiner Sphäre, ward wieder wie iung und

hatte Empfindungen, in welchen ich ihm nicht folgen konnte.

„Das ist so ein rechter Stand für einen Greis, wie ich bin, sprach er, der seine Reise nach der Oberwelt nun nächstens antritt. Ists doch, als wäre ich schon unterwegs und hielte hier den ersten Rasttag. Ja, ia, wie die Erde mit ihren Thälern iezt unter mir ist, so wird sie auch bald mit ihren Bergen weit, weit tiefer noch unter mir sein. Schadet nichts. Ich wandelte immer gern da unten herum, thue es auch noch gern; lieber aber wohnte ich doch nun hier oben, wo Alles mehr mit meiner ganzen Stimmung harmonirt. Geradeso, wie ich iezt nicht weis, was unten vorgeht, so interessirt mich auch all das Wesen nicht mehr, wenn ich mitten darunter bin, und wie ich hier keine menschlichen Leidenschaften wüten und toben sehe, so ist auch in mir selbst Alles ganz ruhig und still. Zugleich bin ich so heiter und vergnügt, wie ein Mensch nur sein kann, und bins auf meine alten Tage mehr, wie ichs in meinem ganzen Leben gewesen bin." Der Blick, welchen er hierbei gen Himmel heftete, durchdrang meine ganze Seele; er lächelte und es war, als spräche er — bald steige ich höher.

Ich gestehe es Ihnen frei, daß mich die Bekantschaft, welche ich mit diesem Greise gemacht, in meiner Meinung über das Alter, die allerdings von der Ihrigen weit abgeht, von neuem gestärkt habe. Ich konnte es von ieher nicht mit der Güte des Schöpfers zusammenreimen, daß er, der alle andere Stufen des Lebens mit Freuden bestreuet hat, die letzte gerade einzig und allein ganz freudenleer gelassen haben sollte. Viel Beispiele von wahrhaftigglücklichen Greisen, die ich hernach sah, überzeugten mich, daß dis wirklich nicht sei; aber diese allerneueste Erfarung hätte mich beinahe dahin verleitet, daß ich an den Verfasser der Klagelieder über das Alter eine öffentliche Strafepistel geschrieben hätte. In der That, Sie sind es der Vorsehung schuldig, Palinodie zu singen, und thun Sie es ie eher, ie lieber; denn es hilft Ihnen doch nichts, wenn Sie auch gegen einen so glücklichen Greis, wie der respektable M. am Fusse des Brockens ist, zehen andere Greise hinstellen, die das Mitleid und den Mitiammer Aller, die sie sehen, erwecken.

Ich gebe gern zu, daß das Alter seine eigenthümlichen Leiden und Beschwerden habe; hat denn aber dergleichen nicht ieder Abschnitt des Lebens? Wie sollte der letzte davon frei sein?

Aber — zuförderst frage ich Sie, und legen Sie mir die Frage nicht als Menschenverleumdung aus — sind alle die Leiden, unter welchen die von Ihnen beschriebenen Alten seufzen, wirklich eigenthümliche, natürliche, nothwendige Leiden des Alters, oder haben sie sich nicht selbst die meisten davon zugezogen? Der Beispiele von glücklichen Alten auf der andern Seite sind doch im Ernst zu viel, als daß man sie zu blossen Ausnahmen von der Regel machen könnte; und was würden Sie sagen, wenn ich von den Leiden der Kinderiahre, der Knabenzeit, der Jünglingsperiode und des Manneslebens behaupten wollte, daß sie alle ihnen eigenthümlich, natürlich und nothwendig wären? Sie würden mich bald auf die Sorglosigkeit so vieler Eltern gegen ihre kleinen Kinder, auf den Muthwillen so vieler Knaben und auf den Leichtsinn so vieler Jünglinge verweisen und mir darthun, daß das vorhergehende Alter des Lebens auf das nachfolgende immer den grössesten Einflus habe, und ich würde Ihnen Recht geben müssen. Ebenso behaupte ich nun aber auch, daß die mehresten Leiden unserer Greise ihren einzigen Grund in ihrem vorhergeführten Leben haben. Das ist das Gebot der Natur, daß der Greis Kraftmangel spüre und zum Stabe greife; aber das ist widernatürlich, daß er Jahrzehende hindurch auf der einen Seite gelähmt und

schon halbtodt da sitze. Das folgt aus unserer körperlichen Einrichtung, daß der Mann von achtzig Jahren ein Vergrösserungsglas zur Hand nehme; das aber folgt nicht daraus, daß er im sechzigsten Jahre schon stockblind werde und doch bis zum achtzigsten fortlebe. Wessen Körper einmahl nicht zu langer Dauer gebauet ist, der kann freilich nicht machen, daß er ein hohes Alter erreiche; wer aber doch wirklich alt wird und hernach ein sehr unglücklicher Alter ist, der thue nach der Ursache dieses offenbaren Widerspruchs einen Grif in seinen eigenen Busen und er wird selten einen Fehlgrif thun. Körper, die Anlagen zu langer Dauer haben, bezeugen ia dadurch an sich selbst schon, daß sie einen grossen Vorrath und Reichthum an Kräften besitzen, der auch auf allen Seiten so lange zureichen mus, als sie dauern sollen, und es kommt nur darauf an, daß mit diesem Kraftvorrathe gehörig umgegangen werde. Da, wo dis geschieht, erblickt man den Kraftmangel nicht nur spät, sondern auch auf allen Seiten zugleich, und der Tod erfolgt nicht in dem einen Theile zehen Jahre eher, als im andern, sondern ebenfals in allen Theilen zugleich. Ausnahmen mögen allewohl Statt finden; in der Regel aber ists wirklich so. Unser Körperbau ist zu weise eingerichtet, als daß so ein grober Fehler, daß ein Theil desselben um zehen, zwanzig Jahre

früher verginge, als die übrigen, seinen natürlichen Grund in ihm haben sollte. Freilich aber, wenn in dem ersten Jahrvierzig schon die Kräfte zum zweiten zur Hälfte in voraus verschöpft und verbraucht werden: so kann der Körper wohl das zweite Jahrvierzig durchdauern, aber seine Dauer wird eine unvollkommene, kraftlose, stumpfe und elende Dauer sein. Es wird eine ungleiche Vertheilung des Ueberrests von Kraft durch die Maschine geschehen; dieienigen Theile derselben, welche zum Vorausverbrauch am meisten hergeben musten, werden am ersten dabei leiden; an den feinern Krafttheilen wirds am ersten gebrechen, und so werden die Augen todt sein, wenn der Magen noch lange fortlebt. Was ist denn das, sagen Sie mir nur, daß ein Mann von achtzig Jahren, der mässig gelebt hat, den kleinen Druck der Hamburger Zeitungen noch ohne Brille lieset, wenn ein Anderer von vierzig, der als Unmässiger öffentlich bekannt ist, schon zu den Leipziger Zeitungen die Brille aufsetzt? Was ist denn das, daß mein ehrwürdiger Alter am Fusse des Brockens auf Heinrichshöhe so unverwandt im vollen Sonnenlichte in die Ferne hinsehen konnte, während daß der iunge Herr von B., der uns begleitete, ein Manustuprator von achtzehn Jahren, vor Augenblinzen kaum das Häuschen auf dem höchsten Brocken erblickte?

Und dann — wenn das Alter nun auch allerdings seine eigenthümlichen Leiden und Beschwerden hat, so hat es auf der andern Seite auch seine eigenthümlichen Freuden und Wonnen, die ihm für iene den reichlichsten Ersatz leisten. Diese sind in der That von solcher Hoheit und Sättigung, wie sie keine andere Periode des Lebens aufzuweisen hat, und ich erstaune, wie Sie, klagender Sänger, sie haben übersehen können. Freilich setze ich nun bei allem, was ich darüber sage, einen würdigen Greis voraus; mit Andern, die zur Strafe dafür, daß sie blos animalisch gelebt haben, nun gar vegetiren müssen, habe ich nichts zu schaffen. So, wie diese sich die mehresten Leiden des Alters selbst zugezogen haben, haben sie sich auch um alle Freuden des Alters selbst gebracht.

Mag doch dem edlen Greise immerhin das Feuer abgehen, das sonst hohe Flammen in ihm schlug; die Ruhe ersetzt es ihm, welche nun ununterbrochen in seinem Innern herrscht, und zu der er es sonst nur auf einzelne Augenblicke bringen konnte. Der Sturm aller Leidenschaften hat sich für ihn gelegt, und er geniesst nun iener überschwenglichen Seelenstille, die aus dem Gleichgewichte unsrer Neigungen entsteht. Eben darum, weil der Umlauf seines Bluts nur langsam von

statten geht, eben darum, weil es ihm an höherer Reitzbarkeit gebricht, täuschen ihn die Gegenstände der menschlichen Wünsche auch nicht mehr mit falschem Schimmer. Der Nebel, in dem sie sich ihm sonst vergrösserten, ist verschwunden, und er weis sie insgesamt nach ihrem wahren Werthe zu würdigen. Die Nähe, in der er sich am Ziele erblickt, lässet ihn überdies noch fühlen, daß sie bald gar nichts mehr für ihn sein werden. So allarmirt ihn kein sehnsuchtsvolles Verlangen mehr nach ihnen. Er weis von keinem Stolze, von keinem Neide, von keinem Geitze, von keiner Rachsucht, von keiner Furcht mehr. Die Strebekraft und die daher entstehende Strebelust, sich höher emporzuschwingen, verwickeln ihn nicht mehr in rastlose Thätigkeit und in neue Verhältnisse. Es fällt ihm nicht ein, mehr Geld und Gut zusammenzubringen, da er auch das, was er schon hat, nächstens verlassen mus. In dem iungen Aufsehenmachenden oder glücklichen Mitbürger erblickt er nicht mehr seinen Zeitgenossen, sondern seinen Nachkommen schon, der ihm so wenig im Wege sein kann, als Er es Ihm sein mag. Sein Dichten und Trachten geht dahin, sich vor dem Weggange noch mit der ganzen Welt auszusöhnen, und so nimmt er Beleidigungen, wenn sie ihm ia geschehen, nicht mehr hoch auf, weil er durch Erwiederung sie nur zu Grundlagen

neuer Feindschaften machen würde. Der Verlust des Ganzen dieser Welt steht ihm zu nahe bevor, als daß es ihn kümmern sollte, wenn einzelne Theile desselben für ihn verlohren gehen. Sogar, wenn sein liebster Freund stirbt, ist ihm blos, als schickte er ihn nur auf einige Tage voraus, um dort schon von ihm in Empfang genommen zu werden. Sagen Sie, mus das nicht ein seliger Zustand sein, so über alle heftigen Begierden und über alle ängstigenden Besorgnisse sich erhaben zu sehen, und sich gleichsam schon in einer Art von Independenz von der ganzen Welt zu erblicken? Dis ist ia die Stimmung, welche die Weisen bereits in der Mitte des Lebens zu haben streben, die sie zu besitzen oft nur affektiren, nie aber vollkommen und unerschütterlich erlangen. Dem wackern Greise gibt sie die Natur und gibt sie ihm ganz und fortdauernd. Wahre Prärogatife des Alters — lassen Sie sie uns als solche nicht verkennen!

Denken Sie sich ferner den braven Greis, wie er einzig und allein über das menschliche Leben ein richtiges Urtheil fällen kann. Man mus schlechterdings erst durch alle Perioden des Lebens selbst gegangen sein, sie selbst erfaren und mit Bewustsein und Beobachtungsgeist durchlebt haben, ehe man sich zum Taxator über das Ganze

aufwerfen darf. In dieser Lage ist der Greis; sein Urtheil gilt also. Er erinnert sich der Erwartungen, welche er sich in ieder Periode von der folgenden machte; er erinnert sich auch, in wie fern diese hernach den Erwartungen entsprach. Er weis, wie viel und wie wenig auf ieder Stufe des irdischen Daseins zu haben sei. Er sieht die Verbindung ein, in welcher iedes menschliche Lebensalter mit dem künftigen steht, kennt die Einflüsse welche iedes vorhergehende auf das folgende hat und alle vorhergehenden zusammen auf das letzte haben, und sieht das Ganze nun aus dem wahren Gesichtspunkte an, daß es nehmlich alsdann erst Werth bekomme, wenn es ebenso als der Transitus zu einem künftigen Leben betrachtet werden darf, wie iede seiner einzelnen Abtheilungen und Perioden der Transitus zur folgenden wirklich war. Das Letztere ist von ausserordentlicher Wichtigkeit für ihn; denn auf ieder Stufe des Lebens, wenn sie nicht genug für uns hat, verspricht man sich immer Mehr von der folgenden und denkt immer, das Beste werde noch kommen. Der Greis sieht, daß es nicht gekommen sei; so wirft er sich mit wahrer Innigkeit erst in die Arme des Glaubens an die Ewigkeit und es kann kein so überzeugter Gläubiger an sie sein, als er ist. Weil er nun dis ist, so kann er auch der beste Lehrer der Ewig-

keit für Andere werden und ihnen überhaupt seine einzigrichtige Lebenstaxe auch frühzeitiger, als sie sie selbst machen lernen würden, mittheilen. Er kann sie lehren, auf ieder Lebensstufe ihre Erwartungen von der folgenden zu mässigen; er kann sie aufmerksam auf die wahren Güter und Freuden machen, welche auf ieder zu haben sind, und sie in der Kunst, sie so zu geniessen, unterrichten, daß sie auf der folgenden Stufe keine Nachwehen davon empfinden; er kann sie unterweisen, wie man in ieder Periode, die nur Transitus zur folgenden ist, sich zu dieser gehörig vorbereiten und den grössesten Theil der Freuden, die sie haben soll, selbst für sie anschaffen und einleiten müsse; er kann sie auf der einen Seite vor überspannten Begriffen von dem irdischen Leben an sich selbst bewahren, er kann sie aber auch auf der andern Seite überzeugen, daß sie sich den Werth desselben, als Transitus zur Ewigkeit, nicht erhaben genug vorstellen mögen. O wie süs mus das Gefühl sein, im wichtigsten aller Urtheile selbst aufs Reine gekommen zu sein und nicht mehr zu irren! Wie noch süsser das Bewustsein, durch Mittheilung desselben und durch Anweisung, selbigem gemäs schon zu leben, Unterweiser, Wohlthäter und Beglücker vieler Andern zu werden!

Indem der Greis so auf der höchsten Stufe des Lebens steht, hat er auch eine vollkommene

Uebersicht aller seiner Schicksale. Wer hat diese so, wie er? Ich bitte Sie, vergessen Sie nicht, solche mit in Anschlag zu bringen, wenn sie das Alter gegen Jugend und Mannheit halten. Jüngling und Mann gehen noch wie in einem Irrgarten umher, der in einem tiefen Thale liegt, und wissen oft weder, wo sie sind, noch wohin sie geleitet werden; der Greis aber steht am endlichen Ausgange, der ihn auf eine Höhe führte, von welcher er das ganze durchwandelte Labirint überschauet. Mit Verwunderung betrachtet er alle die Krümmungen und Schlangenwege, durch welche er sich gewunden, und wie er bald vorwärts, bald rückwärts gegangen, um zuletzt das ihm gesteckte Ziel zu erreichen. Als er noch unten umherirrete, war ihm viel von dem, was ihm begegnete, ein Räthsel; hochoben iezt, wo er das Ganze mit einem Blick umfasst, ist ihm Alles aufgelöset. Ueberall entdeckt er den künstlichverwebtesten Zusammenhang; in den Folgen, die er nun davon erlebt hat, rechtfertigt sich ihm iedes Ereignis, worüber er ehemals unwillig war; ia, seine überstandenen grössesten Leiden erkennt er nun als die höchsten Wohlthaten für sich. Mit vollkommener Ehrfurcht betet er nun Gott an, dessen Hand ihn so sonderbar und doch so herrlich leitete. Eine unaussprechliche Menge von Segnungen, die ihm die Vorsehung erwies, schwebt

vor seinen Augen so da, daß er sie nicht verkennen kann, und er erstaunt über den Reichthum der Güte Gottes, welchen ein einziges Menschenleben aufzuweisen hat. Mit einer Ergebung, zu der er es immer gern bringen wollte und nie bringen konnte, weil ihm manches noch dunkel war, hangt er nun, da ihm Alles hell ist, an dem Allvater und ruhet im Geiste in Gottes Armen, wie ein Kind in den Armen seiner Mutter ruhet. Warlich, wie sein Alter der eigentliche Uebergang zu iener Welt ist, so hat er auch schon im Uebergange durch diese Uebersicht seiner Schicksale einen wahren Vorschmack iener Welt; wo uns allen die Harmonie unserer Schicksale, wenn wir vollends erst ihren Zusammenhang mit unserer künftigen Bestimmung gewahr werden, als die allervollkommenste erscheinen wird. Junger Mann, es ist nicht wahr, was Sie in Ihrem Klageliede singen, daß der Greis zur Einsamkeit verdammt sei; aber er sucht sie selbst oft gern, um sich das himmlische Vorvergnügen zu gewähren, seine ganze Lebensgeschichte zu rekapituliren, und so oft er dis thut, wird ihm, als ginge Gott in aller seiner Herrlichkeit vor ihm vorüber. Sie halten ihn für von aller Welt getrennt und verlassen, und ich versichere Sie, er befindet sich wirklich in Geselschaft, und zwar in derienigen Geselschaft, die ihm immer die liebste war. Die Vorwelt ist

bei ihm, in der Geselschaft seiner alten längstverstorbenen Freunde ist er, indem er alle seine Ereignisse revidirt. Die ehemals mit ihm handelten, sieht er gleichsam wieder mit sich handeln; die ihn um Rath fragten, hört er von neuem ihn fragen; die ihn aufheiterten, verbreiten zum zweitenmahle Heiterkeit über ihn.

Wie der Greis alle seine Schicksale übersieht, so übersieht er auch alles das Gute, das er gestiftet hat. Hier, hier entspringt für ihn eine Quelle von unaussprechlichen Freuden. Was ieder Rechtschaffene nach ieder guten That empfindet, das empfindet er tausendfach beim Rückblick auf alle seine tausend guten Thaten. Sein Leben war eine Kette, wie von Segnungen, die ihm Gott ertheilte, also auch von Segnungen, die er der menschlichen Geselschaft erwies. Er war ein immer geschäftiger Mann; nun tritt er vom Geschäftsschauplatze ab und hat — vollbracht. Vollbracht haben — Gott, welch ein Gedanke! Der Greis, der ihn mit Ueberzeugung haben kann, bedarf keiner Ehrenbezeugung von aussen mehr; sein eigenes Herz erzeigt ihm die grösseste Ehre. Aber er komme auch hin in eine Geselschaft, in welche er wolle, ieder gute Mensch in selbiger sucht sich dadurch auszuzeichnen, daß er dem bidern Alten seine Ehrfurcht zolle, der sein gan-

ganzes langes Leben hindurch für sein Vaterland und für seine Mitbürger unermüdet thätig war. Mit tiefer Bescheidenheit, die das graue Verdienst einflößt, macht man ihm Platz; man lässet ihn das Wort führen und hört ehrerbietig alles an, was er spricht; man lauscht auf ieden Rath, den er gibt, als wenn ihn eine Stimme vom Himmel gäbe. Er hat aber nicht nur in seinem Amte oder Berufe viel Gutes gestiftet und seine Werke stehen auf dieser Seite noch vor ihm da und werden ihn lange überleben; sondern er ist auch ausser seinem Standeskreise thätig gewesen, ist ein Menschenfreund, ein Wohlthäter, ein Retter, ein Beglücker vieler einzelnen Personen und ganzer Familien gewesen. Mit lebhafter Anerinnerung hieran versetzt er sich in alle die Stunden und Situationen, in welchen er dis ward, und freuet sich, daß er als Mensch gelebt hat. Die Gegenstände seiner Liebe sind noch da und geniessen den Segen, welchen er ihnen gestiftet hat. Wo sie ihn erblicken, da begrüssen sie ihn als Vater und stärken ihn durch die Freuden ihres Anblicks. Sind sie nicht mehr da, so ersetzen ihre Kinder ihre Stelle und treten in die Fusstapfen der dankenden Väter. Alles ehrt, alles liebt den treflichen Greis, er hat Ströme von Thränen getrocknet und sieht dafür schon in voraus Ströme von Thränen bei seinem Sarge fliessen. Kann es eine

höhere Wonne geben, als die mit dieser Voraussehung verknüpft ist?

Ich komme nun auf die häusliche Seligkeit, welche ein würdiger Greis geniesst und die ihm Gott recht zum höchsten Labsal für seine letzten Tage bestimmt hat. Als ein Weiser ward er Hausvater, und als ein Rechtschaffener sorgte er für das Wohl seiner Kinder. Nun sind sie alle längst erzogen, haben Brod und Ehre und sind seine Freude und sein Trost. Sie haben wieder Familien gebauet und er siehet in ihren Kindern sich zum dritten mahle. Von diesen sind wieder einige so weit, daß sie Väter sind, und er sieht im Kleinen sein Bild zum viertenmahle. Alle diese seine Kinder, Enkel und Urenkel versammeln sich zuweilen um ihn her und er setzt sich in ihre Mitte. Ach wie wohl mag dem Alten im Silberhaare sein, wenn er da so sitzt! Einen ganzen Haufen von Menschen, gros und klein, um sich zu haben, deren Daseinsursache man ist — wie mag der Seele zu Muthe sein, der dis Glück von Gott beschieden ward! Seine Nachkommen im dritten, vierten Gliede zu erblicken, sich in ihnen so weit in die Zukunft hineinzudenken, als man sich in sich selbst in die Vergangenheit zurückdenken kann — was gleicht dieser Ausdehnung irdischer Existenz! Freudenthränen in den Augen,

blicken den braven Greis alle seine um ihn her versammelten Lieben an und horchen auf die vorletzten seiner Reden. Da sitzt er nun wie ein Schöpfer in seiner eigenen kleinen Welt, hat ganz an ihr genug und thut gern auf die übrige Welt Verzicht. Da ermuntert er die Seinen zur Ausübung ihrer Pflichten und zum weisen Genus unschuldiger Lebensfreuden; da erzählt er ihnen aus seinem langen Leben das Merkwürdigste und verkündigt ihnen die grossen Thaten Gottes; da weissagt er nach der Analogie seiner Erfarungen; da spricht er mit ihnen über Leben und Tod, gibt ihnen den noch nöthigen Rath, bestellt an sie noch allerlei, tröstet sie über seinen baldigen Weggang und lächelt denienigen unter ihnen am freundlichsten an, welchen er dazu erkoren hat, daß ihn selbiger einst die Augen zudrücke.

Des Todes selbst wegen ist dem edlen Greise gar nicht bange. Er hat natürlich gelebt, so wird er auch natürlich sterben. Es wird ein Kurzes sein, daß er leiden mus. Er wird die Leiden gar nicht fühlen. Er wird in iene Welt hinüber schlummern, oder mitten im trauten Gespräch sein Haupt neigen, seinen Kindern die letzte Antwort schuldig bleiben und wie in weiter Ferne schon ihren Nachruf hören — Geh' ein zu deines Herren Freude! Dis alles verspricht er sich mit einem so hohen Grade von Zuverlässigkeit, wie ihn

ein Mensch nur haben kann, und darum sieht er dem Tode so ruhig entgegen, wie ein Reisender, der alles eingepackt hat und in völliger Bereitschaft ist, zum Fenster heraus dem Postwagen entgegensieht, der eben um die Ecke gefahren kommt, ihn abzuholen. Da einmahl gestorben sein mus, junger Mann, so dächte ich, wäre es noch der letzte irdische Gewinn, auf solche Art zu sterben, und eine Freude aller Freuden, die Zuversicht vorher zu haben, einst so sterben zu werden. — —

Ich wünsche, daß meine heutige Unterhaltung mit Ihnen den Eindruck auf Sie gemacht haben möge, daß Sie dem Urheber unsrer Natur mehr Gerechtigkeit widerfaren lassen und ihn auch noch für unsern Wohlthäter in der letzten Periode des Lebens erkennen. Wenn sie alsdann die Freuden des Alters so schön besingen werden, wie Sie seine Leiden besungen haben, so wird man nicht blos Ihr poetisches Talent bewundern, sondern man wird Ihnen auch das gebührende Lob ertheilen, daß Sie es Gott zu Ehren und Menschen zum Troste angewendet haben; welches, wie mich dünkt, die wahre Krönung des Poeten ist.

XXXIII.

Über die Träume.

An ein altes Mütterchen in Schwaben, das sehr auf sie hält.

Sie glauben mich Ketzer nun bekehrt zu haben? Nichts weniger, als dis! Die Traumgeschichte, durch deren Erzählung Sie es bewirken wollen, hat gar keine Eigenschaften dazu, und ich kann Ihnen meine ganz besondere Verwunderung darüber nicht bergen, daß Sie gerade auf diese so viel Werth setzen, da sie vielleicht unter allen die natürlichste Erklärung gleich bei sich hat; man hat dergleichen Geschichten viel verwickelter. Daß der Frankfurter Kaufmann im Gasthofe zu D. träumte, daß des Wirths Sohn, der vor vielen Jahren nach Ostindien gegangen, gestorben sei, ist so begreiflich, wie etwas nur sein kann. Ich habe in demselben Gasthofe auch logirt; der

Wirth war ein sehr affabler Mann, und kaum hatte man sich fünf Minuten mit ihm unterhalten, so sprach er von seinem Ostindienfahrer, seufzte, daß er so lange keine Nachricht von ihm erhalten, und pflegte seine Sehnsucht, ihn nur noch einmahl in seinem Leben zu sehen, sehr lebhaft und so auszudrücken, daß man Theil daran nehmen muste. Ich weis es noch, wie heute, daß er mich ebenfals bald bis zu Thränen dadurch rührte. Ich träumte nun zwar in der Nacht darauf nicht, daß sein Sohn todt sei, ich sagte es ihm aber auf der Stelle, daß selbiger, weil so lange keine Briefe von ihm eingegangen wären, wahrscheinlich todt sein möchte, und bat den Vater, sich in voraus auf die Nachricht davon zu fassen. Dis geschah etwa drei Monate vor dem Traume des Kaufmanns, und so könnte mich der Alte nun auch für einen Propheten halten. Dem Frankfurter ists nun gewis ebenso gegangen, wie mir, daß sich der Vater von seinem Emigranten mit ihm unterhalten, und daß er auch aus den Umständen geschlossen, der Sohn sei todt. Theilnehmend hat er sich mit diesem Gedanken zu Bette gelegt und ihn geträumt. Daß aber nach eingegangener Nachricht vom wirklichen Tode des Sohnes sich gefunden, daß er in derselben Nacht gestorben sei, in welcher der Kaufmann den Traum gehabt, ist ebenso wenig etwas Besonderes. Der Vater

hätte sich vermuthlich an diesen Umstand nicht einmahl wieder erinnert, wenn der Tag, an welchem der Kaufmann bei ihm logirt, nicht ein merkwürdiger Tag, nehmlich der Neuiahrstag, gewesen wäre. Da der Vater ieden Fremden von seinem Sohne zu unterhalten pflegte, so bin ich überzeugt, daß in ieder Nacht Durchreisende bei ihm vom Tode seines Sohnes geträumt haben mögen. Viele davon haben ihm gewis ihren ähnlichen Traum erzählt; er selbst hat gewis oft dasselbe geträumt; in beiden Fällen aber lebte der Sohn noch immer fort, oder war schon lange todt. Wenn nun so immer fortgeträumt ward und der Sohn an einer unheilbaren Krankheit einmahl darniederlag, so gings ia wohl sehr natürlich zu, daß sein wirklicher Tod und ein Traum von seinem Tode in einer Nacht zusammentrafen. Des blossen Zufalls, und wenn auch der Traum des Kaufmanns der einzige der Art gewesen wäre, will ich nicht einmahl Erwähnung thun. — —

Ich verlasse nun diesen invivuellen Traum und gehe zu den Träumen überhaupt fort. Sie fordern mich auf, aus Achtung für die Religion mit Ihnen an Träume zu glauben, und thun dis mit so unverkennbarem Gutmeinen und auf eine so fromme Art, daß ich auf die Sprache des Scherzes, in welcher ich iedem Andern darauf

antworten würde, bei ihnen gern Verzicht thue. Eben aus Achtung für die Religion glaube ich nicht an Träume und darf nicht an sie glauben. Meine Religion ist nehmlich das Christenthum, und dieses weis von keinen Träumen, die mehr, als Traum, sein sollen, gibt keinen Fingerzeig, auf Träume zu halten, ertheilt keine Belehrungen darüber u. s. w. sondern ist vielmehr auf allen Seiten ganz dagegen.

In den heiligen Urkunden desselben geschieht weiter keiner Träume Erwähnung, als der Träume, die Joseph, der Vater Jesu, gehabt haben soll, und eines Traums der Gemahlin des Pilatus. Des letztern wird als einer sehr natürlichen Begebenheit blos gedacht und kein Werth weiter darauf gelegt; man konnte auch diese Frau, als eine Römerin, leicht bei ihrem Glauben lassen. Was aber die Träume des Joseph anbetrift, so stehen sie gerade in den zwei ersten Kapiteln des Matthäus, an deren Aechtheit aus vielen wichtigen Gründen mit Recht gezweifelt wird. Wenn also noch nicht ausgemacht ist, ob die da erzählten Träume ihre Richtigkeit haben, so will ich mir auch nicht die Mühe geben, sie auf das allernatürlichste zu erklären, welches mir sonst nicht schwer fallen sollte. Ich für mein Theil gehe noch weiter und, statt blos zu schliessen — weil die

Aechtheit iener zwei Kapitel noch nicht erwiesen ist, so sind die darin stehenden Träume auch noch nicht erwiesen — schliesse ich gar so — weil diese Träume darin stehen, so ist die Unächtheit iener zwei Kapitel erwiesen. Wie unwürdig ist die Idee, daß der grosse Mann, der das Licht der Welt werden und allen Arten von Aberglauben ein Ende machen sollte, seine erste Grösse durch Träume erhalten haben und durch Träume in die Welt eingeführt worden sein soll!

Nimmt man nun diese Träume des Joseph weg, so unterscheidet sich das neue Testament dadurch wesentlich von dem alten, daß es eine Bibel ohne Träume ist. Ah, gutes Mütterchen, welch ein Unterschied! Wie wird hierdurch allein schon mein ganzes Herz Ehrfurcht gegen unsere Christenbibel! — Doch weiter!

Jesus hat so gut geschlafen, wie wir; er hat also auch gewis geträumt, wie wir. Nirgends aber lesen wir von ihm, daß er seine Träume erzählt und sie wichtig gemacht, oder daß er auch nur einen merkwürdigen Traum gehabt habe. Wenn nun Träume eins von den ausserordentlichen Mitteln wäre, wodurch Gott die Menschen über seinen Willen und über die Zukunft belehrte; so müste dieser Merkwürdigste unter allen Men-

schen doch gewis auch die merkwürdigsten und wichtigsten Träume gehabt haben. Warum finden wir nun nichts hiervon, wohl aber, daß ihn Gott durch Gebet belehrt habe? Glauben Sie mir, der Nazaräner war zu klug, als daß er seinen Unterricht, den er von Gott bekam, aus einer so trüben Quelle schöpfen oder auch nur das Ansehen haben wollte, als schöpfte er ihn aus ihr. Ebenso hat er auch weder in seinen Volksreden, noch in seinen vertrauteren Gesprächen des Traums als eines göttlichen Mittels, die Menschen zu belehren, auch nur mit einer Silbe gedacht; da er doch auf alles aufmerksam machte, wodurch wir weiser und besser werden könnten. Wachet und betet, sprach er wohl, aber nicht — Leget euch aufs Träumen. Bei seiner Rede sollten wir blos bleiben, meinte er; wer Gottes Willen wissen wolle, der finde ihn in seiner Lehre, aber nicht in Träumen. Und der Erforschung der Zukunft war er so feind, daß er sogar für den andern Morgen zu sorgen verbot; hiermit kann dann aber wohl keine Traumdeuterei bestehen.

Ganz so verhielt es sich auch mit den Aposteln. Auch sie haben von keinen gehabten bedeutenden Träumen selbst erzählt; auch von ihnen sind dergleichen durch Andere nicht erzählt worden. Was die gehabten Gesichter, von welchen uns die

Apostelgeschichte berichtet, betrift, so sind diese etwas ganz anderes. Wenn Sie wollen, Mütterchen, will ich Ihnen auch hierüber zu einer andern Zeit meine Meinung sagen; iezt ist mirs genug zu meinem Vorhaben, daß es keine nächtlichen Träume gewesen sind. Lesen Sie nur die Erzählungen davon; so werden Sie finden, daß ausdrücklich dabei angedeutet werde, daß entweder diese Gesichte am hellen Tage sich ereignet, oder daß, wenn sie zur Nachtzeit geschehen, die, welche sie gehabt, im Zustande des Wachens gewesen. Glauben Sie, die Apostel waren ebenfals zu klug, als daß sie den Unterricht, welchen sie ertheilten, für einen erträumten hätten erkannt wissen, oder gar selbst ausgeben wollen. Auf den Meister beriefen sie sich, in dessen Schule sie gewesen waren, und auf seinen Geist, den er durch seinen Kreuzestod über sie ausgegossen. Ebenso ist auch in allen ihren Briefen nicht die geringste Spur davon, daß sie auch nur von irgend einer Seite auf Träume gehalten wissen wollen. Sie versichern vielmehr einhellig, die Nacht sei vergangen und der Tag herbeigekommen, die Finsternis sei dahin und das wahre Licht scheine nun; sie ermahnen ebenso einhellig, im Lichte und als am Tage zu wandeln und abzulegen alle Werke der Finsternis. Aller Unterricht, sagen sie, komme aus der Predigt, und da

müsse man alles prüfen, was geprediget würde, und das Beste behalten. Mütterchen, Männer, die solche Aeusserungen thun und solche Vorschriften machen, wollen gewis nicht, daß wir mit Träumen zu schaffen haben sollen. — Nun noch weiter!

Ist Traumdeuterei wohl etwas Besseres, als Zeichendeuterei und Wahrsagerei? Vertragen sich aber auch diese etwa mit dem Christenthum? Nun, so sind wir durch Jesum nicht weiter, als man lange vor ihm schon zu Babel war! So ists am besten, wir beten den Bel wieder an und den Moloch; so ist wenigstens Harmonie unter unsern religiösen Begriffen, wenn sie auch noch so unsinnig wären. Aber — es geschieht dem Christenthum Unrecht und Gewalt, wenn man es solchergestalt zu einer noch unvollkommenern Religion macht, als das Judenthum war. In diesem war Wahrsagen und Zeichendeuten schon Thorheit; im Christenthum ists auch Traumglaube und Traumdeuten. Durch Jesum sollten die Menschen weiter und nach und nach ganz aufs Reine kommen; er sollte sie von allen Vorurtheilen erlösen, da sie Moses nur von einigen hatte erlösen können. Dis zeigt der ganze Geist des Christenthums, der ein Geist des Nachdenkens und des Vertrauens ist.

Ueberall werden wir angeleitet, unsern Verstand auszubildeu und anzuwenden. Wir werden beschrieben als Leute, die im Geiste leben, und so wird uns zur Pflicht gemacht, auch im Geiste zu wandeln; d. h. die Vernunft ist durch das Christenthum in alle ihre Rechte wieder eingesetzt, und so sollen wir auch nur auf die Aussprüche der Vernunft hören und ihnen nur Folge leisten. Nicht einmahl das Vorurtheil des Ansehens und des Rufs des Lehrers soll uns blenden, sondern wir sollen alle nach der Regel bei unserem Glauben einhergehen — komm und sieh es. Was wir durch unsern Verstand, das heisst doch wohl bei offenen Augen, für wahr finden, das sollen wir glauben, und was wir durch unsern Verstand für recht finden, das sollen wir thun. Wie kann man von einer Religion, die nur solche Belehrung uns empfiehlt, glauben, daß sie der Belehrung durch Träume das Wort reden könne? Sie mus diese vielmehr ebenso verwerfen, wie sie unsere Belehrung durch einen Trunkenen verwerfen würde. Ebenso wird uns auch Gott durch das Christenthum als ein Vater vorgestellt, der weiter nichts von uns verlange, als daß wir nur seinen Willen thun, d. h. den Aussprüchen unserer Vernunft folgen; da wir dann unser ganzes Schicksal in seine Hände geben und unsere Zukunft getrost ihm überlas-

sen könnten. Wie stimmt dis damit, daß er uns die Zukunft durch Träume entdecken wolle, oder daß wir uns durch Traumbilder in unwahre Freude oder in eitle Furcht versetzen lassen sollten? Nach analogischen Schlüssen über die Zukunft urtheilen, das lasse ich gelten; das ist Gebrauch der Vernunft, den Jesus selbst empfiehlt — „wenn der Feigenbaum ausschlägt, dann wisset ihr, daß der Sommer nahe sei" — „wenn die Sonne hell untergeht, so wird morgen gut Wetter" — „wo ein Aas schon liegt, da werden bald Krähen sich einfinden" — aber nach Träumen weissagen, o wehe der gesunden Vernunft und dem gesunden Christenthum! Gute, liebe Alte, sehen Sie wohl, das meinte ich damit, wenn ich sagte, mich halte die Achtung gegen die Religion, aus welcher Sie verlangen, daß ich an Träume glauben solle, ab, an selbige zu glauben.

Ich kann mir nun freilich wohl vorstellen, daß Sie, wenn ich in diesem Augenblick bei Ihnen wäre, das ganze alte Testament für sich anführen und mich des Irthums zeihen würden. Ja, ia, ich gebe es Ihnen zu, daß darin viel Träume erzählt, wichtig gemacht, und als göttliche Eingebungen hingestellt werden; aber werden Sie nicht böse darüber, wenn Sie ein Ketzer an das alte Sprichwort erinnert — länd-

lich, sittlich. Ich setze hinzu — zeitisch, sittisch. Sie würden sehr intolerant sein, Mütterchen, wenn Sie nun gleich mich der Unehrerbietung gegen das alte Testament beschuldigen wollten. Ich müste mir dis zwar gefallen lassen; aber ich würde doch immer die wichtige Wahrheit für mich haben, daß es ein- für allemahl doch nur das alte Testament sei und in Ewigkeit bleibe. Was uns darin erzählt wird, wird so erzählt, wie es damahls geglaubt ward. Wie konnte es denn anders erzählt werden? Wuste man denn damals schon, was wir darüber glauben würden? Nun hatte die alte Vorwelt überall mit Ausserordentlichkeiten und Uebernatürlichkeiten zu schaffen. Wenn die Erklärung eines Vorgangs nicht dicht vor der Nase lag, so war der Vorgang ein Wunder. Wenn's blitzte, so wars der Glanz eiues Engels des Herrn; wenn ein ehrlicher Fremder den Wanderer zurechtwies, so hatte ihn ein Engel des Herrn errettet; wenn ein Unbekannter eine warnende Nachricht brachte, so hatte sie ein Engel des Herrn gebracht. Die Seelen der Urväter und Urmütter waren also einmahl von Engeln des Herrn voll; sobald sie nun etwas von Belang träumten, erschien ihnen im Traume auch ein Engel des Herrn. Zürnen Sie ia nicht auf mich, Mamachen, wenn ich dis alles so hinschreibe; es ist wirklich so, wie ich

es Ihnen hier sage. Alle Achtung für das alte Testament beruhet darauf, daß es sich so verhalte; denn die Alten waren einmahl so, und so enthielte das alte Testament keine Wahrheit, wenn es uns sie anders schilderte. Lesen Sie diesen letzten Gedanken noch einmahl; er mus Sie mit mir aussöhnen können. Auch mus ich Sie darauf aufmerksam machen, daß das alte Testament nur vornherein ein Traumbuch sei; weiterhinten gibt sichs schon. Im Prediger Salomo finden sie bereits den klugen Gedanken — „wo viel Träume sind, da ist Eitelkeit; fürchte du lieber Gott." Jeremias ruft aus — „Gehorchet euren Träumen nicht." Ja, er gehet noch weiter und lässet Gott sprechen — „Ich höre es wohl, wie die Propheten sprechen, mir hat geträumt, mir hat geträumt. Wann werden doch die Propheten aufhören, mein Volk meiner vergessen zu machen über ihren Träumen, wie es ehemals meiner vergas über den Baal! (Mutterchen, hier steht sogar das in der Bibel, was ich vorhin sagte.) Ein Prophet, der Träume hat, predige Träume; wer aber mein Wort hat, der predige mein Wort recht. Wie reimen sich Stroh und Waitzen zusammen? Ist mein Wort nicht, wie ein Feuer, und wie ein Hammer, der Felsen zerschlägt?" Ja

wohl,

wohl, denk' ich, so oft ich dis lese, die Lehre Jesu vertritt die Stelle aller Träume, und wer nun lieber durch diese belehrt sein will, als durch iene, der will lieber Stroh, als Waitzen. Sirach geht noch viel weiter, als Jeremias. Lesen Sie denn diesen alten Weisen nicht, Mütterchen? Ich will Ihnen hier eine Stelle aus ihm abschreiben; aber Sie müssen mir seine Indiskretion nicht zurechnen. „Narren verlassen sich auf Träume. Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten und will den Wind haschen. Träume sind nichts anderes, als Bilder ohne Wesen. Was unrein ist, wie kann das rein sein, und was falsch ist, wie kann das wahr sein? Träume betrügen die Leute, und es schlägt denen fehl, die darauf bauen. Man bedarf keiner Lügen dazu, daß man die Gebote halte, und man hat genug an Gottes Wort, wenn man recht lehren will."

Ich kann mich noch mehr darüber rechtfertigen, daß ich nicht an Träume glaube. Alle Träume ohne Unterschied könen wir doch unmöglich für von Gott gewirkte, oder auch nur für solche ansehen, durch die uns Gott belehren wolle; denn sie sind ia oft zu abentheuerlich und zu läp-

pisch. Woran soll man nun erkennen, ob ein Traum, den man gehabt, ein göttlicher gewesen sei, oder nicht? Gibts kein entscheidendes Merkmal, so ist der Weg, uns durch Träume zu belehren, der unsicherste, welchen Gott nur wählen konnte. So könnten wir wer weis was glauben, weil wir es geträumt hätten, und wer weis was thun, weil es uns im Traume befohlen worden; wir könnten uns und Andere durch unsere Träume tausendmahl ohne Noth in Furcht und Schrecken setzen, und Narren über Narren könnten hintreten und ihre absurdesten Träume als göttliche Offenbarungen uns auftischen. Was sollte da aus der Welt werden? Will man sagen, derjenige Traum ist göttliche Eingebung, in welchem Wahres gelehrt und Gutes befohlen wird, oder der, wenn es die Zukunft betrift, in Erfüllung geht: so antworte ich — was wahr ist, mus ich so wohl einsehen können, ohne daß ichs als wahr erst träume, und zu dem, was gut ist, mus ich mich so wohl entschliessen, ohne daß ein Befehl im Traume erst der wichtigste Beweggrund dazu für mich werde; und wenn ich einen Zukunfttraum erst daran als göttlich erkennen soll, daß er zutrift, so kann ich über seine Göttlichkeit nicht eher urtheilen, bis er zugetroffen ist, und wie, wenn er nun blos durch Zufall zu-

träfe? Ich weis also kein anderes Merkmal, woran wir göttliche Eingebungen im Traume von blossen Spielen unserer Fantasie mit Gewisheit unterscheiden könnten, als daß Gott es uns selbst bekannt machte, daß ein Traum, den wir haben, von ihm gewirkt würde. Um also an eine Offenbarung zu glauben, müsten wir erst noch eine andere Offenbarung bekommen, und diese müste gar nicht zu bezweifeln sein. Wie sollen wir diese aber erhalten? Sollen wir etwa in demselben Traume auch träumen, daß der Traum von Gott sei? So träumten wir ia dis doch auch nur, und wer steht uns wieder für die Göttlichkeit dieses Theils unseres Traums? Soll uns Gott selbst im Traume erscheinen und sagen — dieser Traum ist von mir: so träumten wir ia auch dis ebenfals nur. Wachend müste es uns also von Gott zu wissen gethan werden, daß ein Traum von ihm gewirkt worden sei; wenn dann aber dis einmahl geschähe, so hätte der ganze Traum erspart werden können, und Gott könnte uns nun zugleich das Nöthige zu wissen thun, ohne daß wir es hätten träumen dürfen. Ja, ich will Ihnen noch mehr sagen. Die Alten, welche auf göttliche Eingebungen in Träumen hielten, glaubten auch, daß der Teufel im Traume sein Spiel mit uns zuweilen hätte. Ich bitte

Sie, woran soll man nun einen Gottestraum von einem Teufelstraume unterscheiden? Dadurch etwa, daß uns ein Engel des Herrn im Traume erscheine? Haben sie denn nicht gelesen, Mütterchen, daß sich der Teufel auch in einen Engel des Lichts verstellen könne? Woran sollen wir denn nun wieder den wahren Lichtengel von dem verstellten unterscheiden?

Gute Frau, warlich aus Achtung gegen Gott mus man alle Achtung für Träume aufgeben. Im Traume befinden wir uns in einem sehr unvollkommenen Seelenzustande, in einem Zustande, der mit dem Zustande eines Verwirrten alle Aehnlichkeit hat. Nicht einmahl Zeit und Ort können wir unterscheiden; wir sind zu gleicher Zeit hier und da und mischen Personen und Geschichten unter einander, die gar nicht zusammen gehören, Todte und Lebendige, Altes und Neues. Bauet man nun wohl auf das, was ein Verwirrter spricht? Und wir sollten auf das bauen, was wir träumen? Schickt sichs auch wohl, zu glauben, daß der weise Gott unsern unvollkommenern Seelenzustand als denienigen erwählen werde, in welchem er uns seinen Willen offenbare? Nein, den vollkommenern mus er dazu erwählen; wa-

chend offenbart sich uns Gott weit schicklicher. Er hat dis auch in der That schon im Allgemeinen gethan durch die Lehre Jesu, und thut es noch zu allen Zeiten, so oft wir diese Lehre auf specielle Fälle des Lebens anwenden, über Wahrheit und Irthum, über Recht und Unrecht nachdenken und den Aussprüchen unserer Vernunft und unseres Gewissens folgen. Das ist eine ehrwürdigere, für Gott und für uns anständigere Art, in welcher uns Gott seinen Willen offenbaret, als durch Träume. Seit der Erscheinung unseres Herrn Jesu Christi, der uns Alles verkündigt hat, bedarf es keiner weiteren Erscheinungen mehr. Was ein vernünftiger Mensch glauben und thun soll, das mus er bei offenen Augen und bei vollem Verstande denken, aber nicht schlafend und wie im trunkenen Muthe.

Hat denn nicht auch der Magen auf unsere Träume den allergrössesten Einflus? Die Erfarung belehrt einen Jeden, daß er, wenn er nicht gehörig verdauet, oder wenn er Abends eine Mittagsmahlzeit hält, weit lebhafter träume. Wie? Gott sollte sich uns durch einen verdorbenen oder überladenen Magen offenbaren? Erwägen Sie einmahl, wie das klinge, Mütterchen, — eine Offenbarung Gottes

durch Magen!!! Wie der Magen im Schlaf Träume schaft, so kann er sogar auch wachend Visionen schaffen. Ich ward einst zu einem Knaben gerufen, der ein Gesicht hatte; es war eine Stunde nach Tische. Als ich hinkam, stand er auf einem Schranke und weissagte aus Leibeskräften. Die Stube war voll von Menschen, die dem kleinen Propheten sehr andächtig zuhörten; ein Paar Pietisten hatten sogar ihre Schreibtafel in der Hand und notirten viel davon. Ich fragte die Mutter, was der Knabe gegessen. Antwort — Klösse! Frage — wie viel wohl? Antwort — eine Mandel! Ich verordnete sogleich ein Vomitif. Der Knabe ward seiner Roggenklösse entledigt und — hörte auf zu weissagen. Die Zuschauer gingen lachend aus einander und die Pietisten wurden ausgezischt. Ja, ia, Mütterchen, so gings, und glauben Sie mir, mit allen Visionen nach Tische ists nun so ein Ding. Ich halts mit dem alten Sirach; man hat genug an Gottes Wort, wenn man recht lehren will.

Was die Zukunft betrift, so wäre auch zur Offenbarung dieser der Traum gerade der unschicklichste Zustand, wo wir Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gar nicht von einander unter-

scheiden. Uebrigens schwärmen wir schlafend in die Zukunft aus denselben Gründen hinaus, aus welchen wir in die Vergangenheit zurückschwärmen. Daß neunhundert und neun und neunzig Träume nicht eintreffen, wissen wir alle auch; wenn also der tausendste einmahl eintrift, so ists kein Wunder; vielmehr wärs ein Wunder, wenn gar kein Traum einträfe. Auch werden die mehresten erfüllten Träume alsdann erst erzählt, wenn sie schon erfüllt sind. Träumt man etwas von der Zukunft, was man am Tage auch schon vorhersah, oder doch wahrscheinlich vermuthete, so ist der Traum ia wohl nichts besonderes weiter. In wie fern dis nun der Fall sei, kann freilich nur der, der den Traum hat, am besten wissen; gewis ists aber sehr häufig der Fall, wenn die Prophetischträumenden es nur aufrichtig gestehen wollten.

Das Hauptwesen der Träume ist Nachspiel, Dakapo des Vergangenen, welches freilich vermöge der unwillkührlichen Ideenassociation im Schlafe oft sehr wunderlich ausfällt. Die besondere herrschende Leidenschaft eines Jeden tritt dabei auch mit ins Spiel und führt ihre Gegenstände herbei; Hofnung und Furcht realisiren sich in der Fantasie. Der Mensch hat hierin vor

den Thieren nichts voraus, und Sirach hatte schon bemerkt, daß auch diese träumen. Es gibt sehr regulaire Träume; d. h. man träumt zuweilen den nächstvergangenen Tag mit allen seinen für uns wichtigern Ereignissen noch einmahl, fängt mit dem, was des Morgens geschah oder starken Eindruck auf uns machte, nach dem Einschlafen an und hört mit dem, was des Abends uns begegnete oder uns reitzte, kurz vor dem Erwachen auf. Bei einer einfachen Lebensart und bei einer einfachen Diät hat man viel solche regelmässige Träume. Ob wir aber iemals träumen, ohne daß der erste Grund unseres Traums wenigstens in der Geschichte des nächstvergangenen Tages liege, daran zweifle ich. Er kann iedoch in einem einzigen Umstande, in einem einzigen gehabten Anblick, in einer einzigen frappanten Idee, die wir gelesen, oder gehört, oder selbst geschaffen haben, liegen; ia, er kann so tief im Hintergrunde für uns liegen, daß es uns oft schwer wird, ihn zu entdecken. Wie es am Tage mit witzigen Köpfen ist, die die allertiefstliegendsten Aehnlichkeiten der Dinge, ohne daß sie selbst angeben können, wie, entdecken: so ists auch des Nachts mit den Träumern. Eine einzige am Tage gehabte Idee, ein einziges am Tage gehabtes Bild kommt in unsere Seele zurück und

verbindet sich vermöge oft äuserstweitliegender Aehnlichkeit mit einer andern Idee und mit einem andern Bilde, die einsmals ein starkes Interesse für uns hatten, und so verfolgen wir diese mit allem, was sie um und neben sich hatten, woraus dann eine ganz andere Ideen- und Bilderreihe entsteht, von welcher uns nach denselben Gesetzen der Aehnlichkeit und der Association irgend eine Idee oder ein Bild vermöge eines stärkeren Interesse wiederum an sich zieht und wiederum eine neue Ideen- und Bilderreihe vor uns über gehen lässet, u. s. f. Daher das oft unendliche Gewirre und der scheinbare Mangel alles Zusammenhangs unserer Träume in einer einzigen Nacht; daher die plötzliche und oft lächerliche Metamorphose der Personen, Zeiten und Oerter in der Folge eines und desselben Traums.

Daß uns eine am Tage gehabte Vorstellung bei ihrer Zurückkehr im Traume unweit wichtiger zuweilen werde, daß wir träumend weit tiefer in sie eindringen und sie, wie sie es verdient, mit Recht höher würdigen, erkläre ich mir so. Am Tage sind wir unaufhörlich neuen sinnlichen Eindrücken offen; wenn nun gleich darauf, da wir eine wichtige Vorstellung hatten, irgend ein davon ganz verschidener sinnlicher Eindruck auf uns

erfolgt, so bleibt es nur bei einem dunkeln Gefühl der Wichtigkeit iener; dieser leitet uns von ihr ab und in ein ganz anderes Feld. Im Schlafe aber sind wir gegen die ganze Sinnenwelt verschlossen; kommt nun die gehabte Vorstellung zurück, so gibts keine Zerstreuung für uns, es zieht uns nichts von ihr ab und wir verfolgen sie durch alle ihre Theile und beherzigen sie von Grundaus. So kann eine einzige wahre Warnung, die uns ein Freund gab, auf die aber aus dem Munde eines Dritten gleich eine Neuigkeitserzählung, die unserer Aufmerksamkeit auf sich zog, erfolgte, den lebhaftesten und ausführlichsten Warnungstraum schaffen, der am Ende weil die Warnung an sich wahr war, völlig zutrift. Und so kann eine einzige interessante Idee, die uns beim Meditiren aufsties, die aber, weil sie nicht zum Gegenstande unserer Meditation ausdrücklich gehörte, von uns bald wieder verlassen ward, wenn sie im Traume zurückkehrt, verursachen, daß wir träumend eine ganze Abhandlung über sie ausarbeiten, die so meisterhaft geräth, wie wir sie nur am Tage ausarbeiten könnten.

Hier, Mütterchen, ist mir, als wenn ich Sie sagen hörte. — „Nun und also! Wenn man nur auch solche Warnungsträume annimmt,

ist solchergestalt nicht mit Recht auf Träume zu halten?" Dagegen habe ich gar nichts, und mancher leichtsinnige iunge Mensch sollte über so einen Traum ernsthafter nachdenken und die geträumte Warnung bei offenen Augen mehr beherzigen, als er thut; aber — die Warnung soll ihm nicht darum wichtig sein, weil er sie geträumt hat, sondern weil sie an sich wahr ist.

Uebrigens mus ichs nun freilich darauf ankommen lassen, Mütterchen, ob alles das, was ich Ihnen heute über das Traumwesen geschrieben habe, im Stande sei, Ihre Meinung darüber zu ändern, oder nicht. Ist das Leztere, so verketzern Sie mich wenigstens nicht weiter darüber, daß ich Ihr Antipode im Glauben bin. Ich will Sie auch nicht verketzern; denn ich weis, wie schwer es halte, in Ihren Jahren noch ein anderes Sistem, und gar das entgegensetzte, anzunehmen. Wir wollen beide auf der Strasse des Lebens, die bereit genug ist, neben einander hinwandeln, Sie mit Achtung für Träume aus Achtung für Gott, und ich mit Nichtachtung der Träume aus Achtung für Gott, bis wir das Land der Wahrheit erreichen, wo gar kein Traum mehr sein wird. Ich halte mich an meine Vernunft und an meine Religion; durch beide offenbart

mir Gott alles das, was ich zu meinem Besten auf allen Seiten wissen soll, so vollständig, daß ich weiter keiner Offenbarung, es sei durch Träume, oder durch Gesichte, oder durch Ahndungen, bedarf. Ich bin fest überzeugt, daß Jesus, der gekommen ist, uns von allen unnöthigen und selbstverschuldeten Leiden zu erlösen, uns auch von den Traumleiden erlöset habe. Ihm sei dafür Ehre in Ewigkeit!

Ende des dritten Theils.

Verzeichnis

der Briefe des dritten Theils.

22. Ueber Brodtheurung. Seite 5.

23. Ueber das Studentenleben. 43.

24. Ueber die Bibel und das Bibellesen. 95.

25. Ueber das Gesindewesen. 129.

26. Ueber obrigkeitliche Untersuchung öffentlicher Vorgänge, die den Aberglauben befördern. 161.

27. Ueber den wahren Status Kontroversiä zwischen Orthodoxen und Heterodoxen. 184.

28. Ueber den Eid. . Seite 208.

29. Ueber Gleichheit. . 237.

30. Ueber gelehrte Weiber. . 261.

31. Ueber die Dinge, welche in Schulen noch am wenigsten gelehrt werden, und doch am meisten gelehrt werden sollten. . 282.

32. Ueber das Alter. . 207.

33. Ueber die Träume. . 325.

XXX (4 Bde) III. 89

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sintenis, Christian Friedrich, 1750-1820 [Herausgeber]

Briefe über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit

Bd.: 3

Leipzig (1796)

Epist. 110 k-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10402307-1
VD18 80223591-001